

J 9205a B

140433

GLOZEL

UND DIE EINWANDERUNG VON SEMITEN IM
HEUTIGEN FRANZÖSISCHEN DEPARTEMENT
ALLIER UM 700 VOR CHR.

VON

DR. **DANIEL VÖLTER**

PROFESSOR DER THEOLOGIE AUS AMSTERDAM

MIT 110 ABBILDUNGEN UND EINER ALPHABETTAFEL



STRASSBURG — 1929 — J. H. ED. HEITZ



J
9205
B

GLOZEL

UND DIE EINWANDERUNG VON SEMITEN IM
HEUTIGEN FRANZÖSISCHEN DEPARTEMENT
ALLIER UM 700 VOR CHR.

VON

DR. **DANIEL VÖLTER**
PROFESSOR DER THEOLOGIE AUS AMSTERDAM

MIT 110 ABBILDUNGEN UND EINER ALPHABETTAFEL



STRASSBURG — 1929 — J. H. ED. HEITZ

572186

VERLAG J. H. ED. HEITZ, STRASSBURG.

Früher ist in meinem Verlage von Dr. D. Völter erschienen:

Die Entstehung des Glaubens an die Auferstehung Jesu. Eine historisch-kritische Untersuchung.	2.—
Die Offenbarung Johannis. Neu untersucht und erläutert. Zweite Auflage.	3.50
Die evangelischen Erzählungen von der Geburt und Kindheit Jesu. Kritisch untersucht.	3.50
Paulus und seine Briefe.	7.—
Der erste Petrusbrief. Seine Entstehung und Stellung in der Geschichte des Urchristentums.	1.50
Das messianische Bewusstsein Jesu.	1.50
Das Bekenntnis des Petrus und die Verklärung Jesu auf dem Berg.	2.50
Jesu der Menschensohn oder das Berufsbewusstsein Jesu. Mit einem doppelten Anhang.	4.—
Mater dolorosa und der Lieblingsjünger des Johannesevangeliums. Mit einem Anhang über die Komposition dieses Evangeliums.	1.20

Demnächst erscheint:

PIER DESIDERIO PASOLINI

Ravenna

und seine grossen Erinnerungen.

Uebersetzt von **Mela von Salis-Marschlins.**

Mit 13 Abbildungen.

Gr. 8°. Preis ca. RM. 20.—

Dieses überaus hochinteressante Werk ist zugleich eine Meisterschilderung der frühchristlichen Entwicklung dieses klassischen Bodens. Die Uebersetzung ist zu Lebzeiten des Verfassers entstanden und entspricht den höchsten Anforderungen.

Bestellungen nimmt jetzt schon jede Buchhandlung entgegen.

J
9205^a
B

GLOZEL

J 9205a B

GLOZEL

UND DIE EINWANDERUNG VON SEMITEN IM
HEUTIGEN FRANZÖSISCHEN DEPARTEMENT
ALLIER UM 700 VOR CHR.

VON

DR. **DANIEL VÖLTER**

PROFESSOR DER THEOLOGIE AUS AMSTERDAM

MIT 110 ABBILDUNGEN UND EINER ALPHABETTAFEL



STRASSBURG — 1929 — J. H. ED. HEITZ



ALLE RECHTE VORBEHALTEN

Buchdruckerei Heitz & Co., Strassburg.

Die vorliegende Schrift unternimmt es, das Rätsel, das die Funde von Glazel uns aufgeben, seiner Lösung entgegenzuführen. Den Ausgangspunkt dabei bilden nicht so sehr die in Glazel gefundenen Gegenstände an sich als die Aufschriften auf denselben, mit denen man bisher nichts anzufangen wusste. In den Aufschriften liegt das eigentliche Problem, aber auch die Lösung der Frage, die viel weniger eine archäologische als eine philologisch-historische ist. Wären die Aufschriften nicht da, so läge die Sache einfach genug. Man würde dann ohne viel Streit konstatiert haben, dass unter den Fundstücken eine Anzahl wohl noch aus der neolithischen Zeit stammender Gegenstände sich befindet, dass aber der grösste Teil davon jüngerer Ursprungs ist. Aber die Tatsache, dass auf Gegenständen aller Art, selbst auf Renttiedarstellungen, Aufschriften mit seltsamen alphabetischen Schriftzeichen vorkommen und dass durch diese Aufschriften alles zu einer Einheit zusammengehalten zu werden scheint, hat die Funde von Glazel zu einem Rätsel gemacht. Nun meinten die einen, dass man der Renttiedarstellungen wegen alles in die älteste neolithische Zeit zu verlegen und in den Aufschriften die originale, im Westen entstandene, nicht mehr zu entziffernde Schrift der damaligen Bewohner von Frankreich zu sehen habe, während den andern Renttiedarstellungen und alphabetische Schriftzeichen so unvereinbar erschienen, dass sie alles für Schwindel erklärten und auf alle mögliche Weise die Fälschung im ein-

zeln nachzuweisen suchten. Beide Auffassungen sind nicht richtig. Die gefundenen Gegenstände sind zweifellos echt, stammen aber aus verschiedener Zeit. Die Aufschriften rühren von Semiten her, die um 700 vor Chr. in Glozel und Umgebung, aber auch an andern Orten des heutigen französischen Departements Allier eingewandert sind. Sie haben nicht bloss für ihre privaten Zwecke sich ihrer althebräischen Schrift und Sprache bedient und ihre verschiedenen Gebrauchsgegenstände und Erzeugnisse mit derartigen Aufschriften versehen, sondern haben solche auch nachträglich auf eine Anzahl älterer Gegenstände gesetzt, die sie in der neuen Heimat bereits vorgefunden haben. Woher diese Semiten stammen und wie sie nach Frankreich und speziell nach Glozel und Umgebung gekommen sind, möge man in der Schrift selbst nachlesen.

Die Grundlage für die folgende Untersuchung bilden die Veröffentlichungen von Dr. Morlet in den vier Heften (Faszikeln) seiner Schrift « Nouvelle Station Neolithique », ferner in « Puyravel et Chez-Guerrier », sowie in seinen verschiedenen Artikeln im Mercure de France oder auch in der Illustration.. Das dritte Heft der erstgenannten Schrift war freilich trotz aller Bemühungen in Vichy und Paris nicht mehr zu bekommen. Nur indirekt konnte davon zum Teil noch Gebrauch gemacht werden. Sonst ist noch alles benützt, was in französischen und englischen Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren über die Ausgrabungen zu finden war. In Glozel selbst ist der Verfasser nicht gewesen. Er hätte aus den 2—3000 Fundstücken ja auch nur eine Anzahl photographieren können, und diese Photographien wären ohne Zweifel weniger gut ausgefallen als die photographischen Abbildungen, die sich in den Schriften von Dr. Morlet oder in grossen Zeitschriften wie z. B. Illustration und The Sphere finden.

In archäologischen Fragen wird sich der Verfasser, wo es nötig sein sollte, gerne belehren lassen. Die Hauptsache, auf die alles ankommt, ist die Entzifferung der Schrift und in

dieser Hinsicht meint der Verfasser seiner Sache sicher zu sein. Dass an manchen kaum noch lesbaren Stellen die Entzifferung weniger sicher erscheinen mag, ist selbstverständlich. Die Entscheidung liegt in der Lesung der gutgeschriebenen und gut erhaltenen grösseren Schrifttafeln. Versichern darf der Verfasser, dass er seine Lesungen einer immer wieder erneuten Prüfung unterzogen hat.

Für die Deutlichkeit der Abbildungen wäre es zu wünschen gewesen, dass man die ursprünglichen Cliches und Photographien hätte benützen können. Sie waren aber leider nicht zu bekommen.

Herzlichen Dank sage ich in erster Linie Herrn Prälat D. H. Holzinger in Ludwigsburg für freundliche Beratung bei der Transcription, wie für seine Hilfe bei der Korrektur. Ebenso gebührt ein Wort aufrichtigen Dankes dem um die Ausgrabungen in Glozel hochverdienten und über alle schnöden Verdächtigungen weit erhabenen Herrn Dr. A. Morlet in Vichy für die freundliche Erlaubnis, von seinen Abbildungen Gebrauch machen zu dürfen, besonders aber auch dem Herrn Verleger, der sich in diesen Zeiten im Interesse der Sache hat entschliessen können, ein solches Buch in seinen Verlag zu nehmen.

Lugano, 6. Mai 1929

D. VÖLTER.

INHALT.

	Seite-
Vorwort	V
I. Einleitung	1
II. Die Schrift auf den Fundstücken von Glozel und ihre Entzifferung	23
1. Eine Grabinschrift aus Glozel	23
2. Geschäftliches aus Glozel	32
3. Aus der Schule in Glozel	43
4. Erzählende, beschreibende oder auch warnende Texte aus Glozel	67
5. Religiöses aus Glozel	102
III. Chronologische und historische Feststellungen auf Grund des Alphabets und der allgemeinen Verhält- nisse	120
I. Anhang. Verwandte, zum Teil schon früher ausser- halb Glozels gefundene Schriftproben	145
II. Anhang. Das Alphabet von Glozel nach S.	148
IV. Erprobung des festgestellten chronologischen Resul- tats an anderen Fundstücken	149
1. Steinerne Geräte und Gegenstände verschiedener Art	149
2. Töpferarbeiten verschiedener Art	170
3. Verschiedene Geräte aus Horn oder Bein	181
4. Tierdarstellungen aus oder auf Stein oder auch Horn	188
III. Anhang. Ein von Herrn Bayle untersuchtes Täfel- chen aus Glozel	215



I. Einleitung.

Ueber die zahlreichen altertümlichen Funde, die seit dem Frühjahr 1924 in dem kleinen, nur aus wenigen Häusern bestehenden französischen Orte Glozel (Gemeinde Ferrieres-sur-Sichon, Departement Allier) auf einem etwas über dem linken Ufer des Flüsschens la Vareille liegenden, «les Durantons» genannten Grundstück der Familie Fradin¹⁾ gemacht worden sind, ist in Frankreich, aber auch ausserhalb seiner Grenzen, ein leidenschaftlicher, unerquicklicher Streit entbrannt. Er ist bis heute noch nicht geschlichtet.

Die Sache ist kurz diese. Am 1. März 1924 stiess der junge, damals noch kaum achtzehn Jahre alte Landbauer E. Fradin beim Pflügen auf seinem Acker auf zwei kleine Ziegelsteine mit Vertiefungen, die seine Aufmerksamkeit erregten. Bei näherer Untersuchung am Abend fand er ungefähr einen Meter unter dem Boden eine etwa 2,5 Meter lange, einem abgestumpften Oval gleichende, ummauerte Anlage, deren Oeffnung oben und unten durch zwei grosse, rohe Steine abgeschlossen und deren Boden mit sechzehn Platten etwa in der Grösse von 30 × 20 cm belegt war. Am andern Tag (2. März) fand Fradin

¹⁾ Die Familie besteht aus Grossvater, Vater und Enkel, von denen sich neben dem erstgenannten besonders der letztgenannte, Emile, geb. 1906, bei den Grabungen hervorgetan hat.

in der Nähe dieser Anlage eine Tonplatte, auf der die ersten alphabetischen Schriftzeichen standen. Aber auch in der Erde, mit welcher jener unterirdische Raum angefüllt war, entdeckte Fradin allerlei Gegenstände, zahlreiche Scherben von Gefässen und Töpfen, speziell Fragmente von Schmelzriegeln aus Sandstein und Bruchstücke von andern mit der Glasfabrikation zusammenhängenden Gegenständen, worunter selbst ein Stück Eisen, sodann aber auch das Fragment eines beschriebenen Ziegelsteins, Tonplatten mit Hand- oder Finger-Abdrücken, einen Ring aus Schiefer mit Schriftzeichen, ein kleines Beil und ein anderes gebrochenes Beil. War Fradin der Meinung, dass er ein prähistorisches Grab entdeckt habe, so haben andere die ganze Anlage alsbald für einen Glasofen erklärt (vgl. dazu die Abbildungen Nr. 1 und 2).

Da Fradin wenig Interesse für seine Entdeckung fand, sondern eher auf Misstrauen stiess und die gewünschte finanzielle Unterstützung nicht erlangte, wollte er schon die ganze Grabungsarbeit aufgeben, als ihm im April 1925 der höchst verdienstliche und die Bedeutung der Sache erkennende Dr. A. Morlet aus dem benachbarten Badeort Vichy zu Hilfe kam und mit ihm eine Uebereinkunft schloss zu gemeinsamem Betrieb des Unternehmens. Die Ausgrabungen wurden nun auch mit aller Energie fortgesetzt, so dass zahlreiche neue Funde, allerlei zum Teil mit Aufschriften versehene Geräte aus Stein, Ton und Bein oder Horn, auch ein sexuelles Idol, besonders aber eine grosse Anzahl von beschriebenen Tontafeln und unter andern Tierdarstellungen speziell auch der mit einer Aufschrift ausgestattete grosse Stein mit dem laufenden Renn-tier zu Tage gefördert wurden.

Die umfangreichste Entdeckung wurde indessen gemacht bei der in Gegenwart von verschiedenen Gelehrten erfolgten Oeffnung und Untersuchung eines weiteren Grabes oder gar zweier Gräber, die nur 40 cm unter der Oberfläche sich befanden und dieselbe abgestumpfte ovale Form wie das erste zeigten¹⁾.

¹⁾ Geöffnet wurde freilich zunächst nur das eine Grab, da das andere unter Wasser stand.

Darin wurde eine ganze Menge von Gegenständen gefunden: beschriebene Tontafeln, groteske sexuelle oder gar bisexuelle Idole, gravierte Kiesel mit Darstellungen von Tieren, speziell auch Renntieren, allerlei zum Teil mit Aufschriften versehenes Töpferwerk, worunter maskenartige, an Totenköpfe erinnernde Gesichtsvasen mit runden Augen, kurzer Nase, ohne Mund. Dr. Morlet hat diese Vasen, die ihn an ähnliche in Troja gefundene erinnerten, für Embleme des Tods und die Fundstätte selbst für ein Totenfeld erklärt. Da keine menschlichen Skelette hier gefunden wurden, meinte man, dass die Leichen zumeist verbrannt worden seien. Doch ist diese Annahme nicht richtig. Es sind hinreichend genug Knochenreste vorhanden, die an der Bestattung der Toten nicht zweifeln lassen¹⁾. Weitere Grabungen haben stets zu denselben oder ähnlichen Ergebnissen geführt.

Dr. Morlet hat nun aber auch für seine Sache die nötige Propaganda in der Öffentlichkeit und der gelehrten Welt gemacht und die Folge davon war, dass in Frankreich bald zwei Parteien für und wider Glozel sich bildeten, die einander leidenschaftlich bekämpften. An Dr. Morlet haben sich zunächst als Verteidiger nicht bloss der Echtheit, sondern auch des hohen Alters der Glozelfunde angeschlossen S. Reinach, der Direktor des französischen prähistorischen Museums zu St-Germain-en-Laye, M. Esperandieu, Prof. Loth, Prof. Deperet, alle Mitglieder des Instituts von Frankreich, überdies M. Audollent und von Ausländern besonders Prof. Mendes Correa aus Porto in Portugal. Diese Glozelianer haben die Geräte aus Bein oder Horn (Fischhaken, Anhänger u. dgl.) sowie die gravierten Kiesel mit Darstellungen von Tieren, speziell von Renntieren, für zweifelloze Erzeugnisse der Magdalenischen oder letzten Rennzeit am Ende der paläolithischen Periode erklärt, während

¹⁾ An einer Stelle, wo er ein Grab vermutet hatte, fand Dr. Morlet (vgl. *Mercure de France*, 15. Juli 1927, S. 351, Anm. 2) u. a. die Hälfte eines Unterkiefers mit 3 Zähnen, sowie zwei Stücke eines Schenkelknochens.

sie alles übrige in die neolithische Periode verlegt haben. Aus dieser Zeit sollen die polierten Hämmer, Beile und Aexete, die Töpferarbeiten, die Gesichtsvasen ohne Mund, aber auch das von E. Fradin entdeckte Grab stammen, das M. Deperet selbst für eine Art von Crematorium erklären wollte. Der Schrift aber, die schon auf den der letzten paläolithischen Zeit zugeschriebenen Gegenständen sich findet, soll ein mit allen möglichen Alphabeten des Westens und Ostens mehr oder weniger verwandtes, zum grössten Teil aber nicht mehr feststellbares originales Alphabet zu Grunde liegen, welches beweise, dass die Schrift nicht im Osten, sondern im Westen, d. h. in Frankreich, entstanden sei und von da nach dem Osten sich verbreitet habe.

Auf der andern Seite haben S. de Ricci, Crawford, Vayson¹⁾, Begouen, Dussaud, Boule, Champion, auch der anfänglich die Echtheit der Funde anerkennende Abbe Breuil sowie der englische Archäolog Sir Arthur Evans²⁾ die Echtheit und das hohe Alter der mit so überraschender, ja verblüffender Schnelligkeit zu Tage geförderten Funde bestritten und zwar um so leidenschaftlicher, je mehr sie durch die offenbaren Uebertreibungen der Gegner gereizt wurden. Von dieser Seite wurde alles für eine raffinierte Fälschung erklärt. Den erwünschten Ausgangspunkt für den Angriff gab die Tatsache, dass das von E. Fradin entdeckte Grab sich als ein ziemlich moderner Glasofen zu erweisen schien. Die Ausstattung einer ganzen Glasbläserei liess sich in dem Grab konstatieren, so die Fragmente von aus Sandstein gemeisselten Schmelztiiegeln, sowie Bruchstücke von andern dazu gehörigen Gegenständen. Selbst in einem Stück Eisen erkannte man einen Teil des Rohrs, dessen sich der Glasbläser bedient hatte. Aber auch Spuren von Verglasung wurden an den Wänden des Grabes gefunden und sogar Glasreste in den Fragmenten der Schmelztiiegel und ihrem

¹⁾ Vgl. A. Vayson de Pradenne, *L'Affaire de Glozel*, Paris, 1928.

²⁾ Vgl. besonders den Artikel von Evans: *The Story of Glozel: Origins of a Great Imposture* im *Manchester Guardian* vom 13. Januar 1928 und seinen Brief an die *Times* vom 17. April 1928.

Zubehör. Auf Grund hiervon hat eine keramische Autorität wie M. Franchet die ganze Anlage für einen Glasofen aus dem 16. Jahrhundert erklärt. War nun dieses erste Grab kein solches, so mussten die beiden andern Gräber ebenfalls eine Fälschung nach dem Vorbild des vermeintlichen ersten sein. Das wurde denn auch in allem Ernst behauptet und von selbst kam man von hier aus zu der weiteren Annahme, dass auch die in diesen Gräbern und ihrer Umgebung entdeckten, scheinbar antiken Gegenstände das Werk eines Fälschers seien. Dafür schien vor allem der Umstand zu sprechen, dass auf anscheinend uralten steinernen Fundstücken, speziell auf Steinen mit Renn-tierdarstellungen bereits alphabetische Schriftzeichen sich fanden. Denn das Nebeneinander von echten alten Renntierdarstellungen aus der letzten paläolithischen oder frühesten neolithischen Zeit und von alphabetischen Schriftzeichen musste ja als eine Unmöglichkeit erscheinen. Die Fälschung der Schrift schien sich auch noch genauer nachweisen zu lassen. Der Schulmeister Clement aus Guillermie hatte dem jungen Fradin die Abbildung eines Ringes oder einer kleinen runden in Montcombroux gefundenen Scheibe gezeigt, auf der neben einem Pfeil die Buchstaben STX standen. Als nun Fradin bei einem Besuch von Clement in dessen Gegenwart auf der Suche nach einem von ihm geworfenen Stein einen andern fand, auf dem dieselben drei Buchstaben, wenn auch in anderer Ordnung, vorzukommen schienen, gab das Anlass zu der Behauptung, dass Fradin die Aufschrift nach jenem Vorbild aus Montcombroux gefälscht habe. Und dieser Verdacht wurde noch dadurch verstärkt, dass auf der von E. Fradin am 2. März 1924 gefundenen Platte nach dem Zeugnis von Clement die Aufschrift zuerst gar nicht gesehen worden war, sondern erst später darauf entdeckt wurde. Auch daraus wollte man schliessen, dass die Aufschrift erst nachträglich von Fradin hinzugefügt worden sei.

Mit besonderem Eifer hat sich dann R. Dussaud, der Archivar des Louvre, bemüht, die Schrift auf den Fundstücken als Fälschung nachzuweisen (vgl. seinen Vortrag in der «Aca-

demie des Inscriptions » vom 16. Sept. 1927)¹⁾. Die am 2. März 1924 von E. Fradin gefundene Schrifttafel erklärt Dussaud für ein einfaches Graffito, dessen unzusammenhängende Zeichen keiner einzigen Schriftart entsprechen. Man habe es mit einem arithmetischen, durch die Zahlen 7 und 3 bestimmten Zeichenspiel zu tun. Erst seit Dr. Morlet's Teilnahme an den Ausgrabungen lasse sich auf den Fundstücken eine Schrift nachweisen, die an das phönizische Alphabet erinnere, und zwar zunächst an das jüngere Alphabet des Sarkophags von Eschmunazar, später auch an das ältere Alphabet des Sarkophags von Ahiram. Je mehr die schriftgeschichtlichen Studien und Kenntnisse von Dr. Morlet sich ausbreiteten, sei auch die Schrift auf den Tafeln und Steinen älter und auch technisch vollkommener geworden. Das beweise deutlich die Fälschung. Andere haben diese Einwände gegen die Schrift von Glozel mit Variationen nachgesprochen. Man zählte alle möglichen wissenschaftlichen Werke auf, mit denen Dr. Morlet den jungen Fradin zur Fälschung der so überaus zahlreichen Inschriften ausgerüstet habe. Wie die Schrift so sollen aber auch die gefundenen Gegenstände selbst gefälscht sein. Für die Renntierzeichnungen sollen das Handbuch von Dechelette oder das Werk von Brehm über die Säugetiere das Vorbild geliefert haben. Die totenkopffartigen Gesichtsvasen seien den ähnlichen von Schliemann in Hissarlik gefundenen nachgemacht. Beile und Aexte aus weichem Stein wie die in Glozel habe man noch bei keinem primitiven Menschen gefunden. Die Fischhaken seien nach dem Typus der Bronzezeit verfertigt und das übrige Töpferwerk verrate die Herkunft aus einer noch viel späteren Zeit (Evans).

Einzelne Kritiker²⁾ haben gemeint, diesen Argumenten

¹⁾ Erschienen unter dem Titel: « Autour des Inscriptions de Glozel ».

²⁾ Nur beiläufig erwähnt sei die ganz singulare, aber etwas abenteuerliche Ansicht von Dr. C. Jullian, dass die Funde von Glozel zum Apparat einer Hexe aus der gallo-römischen Zeit gehören und dass die Schrift die spät-lateinische sei. Das ist nicht ernstlich zu nehmen.

gegen die Echtheit der Funde noch einige besonders durchschlagende hinzufügen zu können. So hat Abbe Breuil, obwohl er nur einmal in Glozel während eines Sturzregens gegraben und so gut als nichts gefunden hatte, behauptet, dass die Knochen in Glozel erst ganz neuerdings in den Boden gestopft worden seien, und bemerkt, dass unter den gefundenen Knochen keine von Renntieren, sondern nur von jetzt noch in Frankreich lebenden Tieren sich befinden. Ferner hat der Anthropologe Boule die Unechtheit des Steins mit dem laufenden Renntier damit beweisen wollen, dass er auf den von ihm in den Vertiefungen des Steins gefundenen gelatine- oder leimartigen Stoff hinwies, der dem Fälscher dazu gedient habe, die Neuheit der Arbeit zu maskieren. Und endlich hat M. Champion, der Chef-Technikus von S. Reinach den Nachweis zu führen gesucht, dass die Bearbeitung der Steine und Beine, insbesondere die Bohrungen, den Gebrauch von metallenen, speziell stählernen Werkzeugen verraten, wenn der Fälscher auch gelegentlich den Eindruck zu erwecken gesucht habe, als ob er mit dem Silex gebohrt habe.

Inzwischen hatte nun aber bereits auch die im Herbst 1927 zur Schlichtung des Streites eingesetzte Internationale Kommission ihren Spruch gefällt. In ihrem am 1. Januar 1928 in der *Revue anthropologique* veröffentlichten Rapport hat diese, nach der verfrühten Abreise von Prof. Pittard aus Genf, unter dem Vorsitz von Dr. Forrer aus Strassburg tagende, aus drei Franzosen, einem Belgier, einem französischen Schweizer, einem Spanier und einer Engländerin zusammengesetzte Kommission ganz im Sinn und unter dem Einfluss der Gegner von Glozel geurteilt. Dieses Urteil geht dahin, dass abgesehen von dem ziemlich modernen Glasofen und seinem Zubehör nur die Silexe, einige Fragmente von polierten Beilen oder Aexten, sowie einige steinerne Spulen und beinerne Geräte echt seien, während alles andere gefälscht sei. Dazu gehören die beschriebenen Tontafeln, die gravierten Kiesel, die Gesichtsvasen, die sexuellen Idole, die Harpunen usw. Die Abwesenheit von fossilen Menschen- und Tierknochen, die Abwesenheit überhaupt von

Renntierknochen, trotz des Vorhandenseins von Renntierdarstellungen, werfe von vornherein ein bedenkliches Licht auf diese Funde. Und gewisse weiche, lockere Stellen in der sonst harten Erdschicht wie auch die Lage dieses oder jenes Gegenstandes sollen zeigen, dass alle diese Sachen erst neuerdings in den Boden gebracht worden seien. Wenn man einige alte und echte Stücke hinzugefügt habe, so sei dies in der Absicht geschehen, damit über die ganze Fälschung hinwegzutäuschen.

Für sensationslustige Zeitungskorrespondenten und ein urteilsloses Publikum schien die Sache nun ausgemacht zu sein. Und doch haben alle diese Einwände der Antiglozelianer, sofern sie die Unechtheit der Funde dartun sollen, nicht die geringste Bedeutung. Das gilt in erster Linie von der angeblichen Fälschung der Schrift. Ist es an sich schon eine Ungeheuerlichkeit, anzunehmen, dass der ganz junge Landbauer Fradin auf Anspornung und Anweisung von Dr. Morlet mit Hilfe von allerlei gelehrten Werken diese Masse von Inschriften (mehr als 150) gefälscht habe, so erweisen sich die konkreten Argumente als durchaus unhaltbare Behauptungen. Auf der Scheibe aus Montcombroux und dem Stein aus Glozel steht, wie wir noch genauer sehen werden, etwas ganz verschiedenes. Die Uebereinstimmung beschränkt sich in Wirklichkeit auf einen einzigen Buchstaben (das X). Tatsächlich ist die Scheibe aus Montcombroux gerade ein Beweis für die Echtheit der Funde von Glozel und ihrer Schrift. Denn sie zeigt, dass ähnliche, mit denselben Schriftzeichen versehene Gegenstände an einem ganz anderen, ziemlich entfernten Ort gefunden und nachgewiesen waren, schon geraume Zeit ehe der junge Fradin mit seinen durch einen Zufall veranlassten Ausgrabungen in Glozel überhaupt begonnen hatte.

Auf der Tonplatte aber, die E. Fradin schon am 2. März 1924, also schon am zweiten Tage seiner Grabungen, lange vor seiner Bekanntschaft mit Dr. Morlet, gefunden hat, steht eine alte abgeblasste, an einigen Stellen stark abgeriebene Inschrift, die bereits einen guten Teil des Alphabets von Glozel enthält. Dass die Zeichen auf dieser Platte durch ein Zahlen-

system bestimmt seien, ist reine Phantasterei. Tatsächlich haben wir es mit einer gewöhnlichen, zumeist noch recht wohl lesbaren Inschrift in glozelianischen Schriftzeichen zu tun. Auch diese ganz ersichtlich alte Schrift kann der junge Fradin nicht gefälscht haben, schon darum nicht, weil er die Zeichen in den ihm angeblich zur Verfügung stehenden wissenschaftlichen Werken zu einem guten Teil noch gar nicht hätte finden können. Mit dem Sarkophag von Eschmunazar und dem von Ahiiram ist das Alphabet von Glozel nicht zu erklären. Denn mit dem Phönizischen berührt sich die Schrift von Glozel nur teilweise und niemals ausschliesslich, sondern nur in Fällen, wo sie sich geradeso mit dem moabitischen, althebräischen und altaramäischen Alphabet berührt, d. h. wo alle diese Alphabete wesentlich dasselbe Zeichen haben. Der Eindruck aber, dass mit den angeblich fortschreitenden Schriftstudien von Dr. Morlet die Schrift auf den Täfelchen älter und besser geworden sei, beruht auf einer Täuschung. Die Täfelchen von Glozel sind klein und die Inschriften meist kurz, so dass darauf gar nicht das ganze mit einer Menge von Dubletten und Tribletten belastete Alphabet zur Anwendung kommen konnte. Da ist es ganz natürlich, dass eine Inschrift Zeichen bietet, welche eine andere noch nicht gehabt hat, zumal da die Inschriften offenbar von verschiedenen Händen mit verschiedenen Schreibgewohnheiten herrühren.

Nicht besser als mit der angeblichen Unechtheit der Schrift steht es mit der angeblichen Unechtheit der Fundstätte und der daselbst entdeckten Gegenstände. Wie und wozu sollte doch ein einzelner Mensch diese aus mehr als 2000 Stücken bestehenden und zum Teil schwer herzustellenen Altertümer gefälscht haben? Eine ganze Fabrik hätte damit reichlich zu tun gehabt. Und wie hätte die Verfertigung und die Eingrabung dieser Gegenstände in dem kleinen Glozel unbemerkt haben geschehen können? Die ganze Einwohnerschaft hat aber auf polizeiliche Nachfrage mit aller Bestimmtheit versichert, nicht das Geringste davon wahrgenommen zu haben!

Das von E. Fradin entdeckte Grab ist seiner ganzen Anlage

und Form nach ein wirkliches Grab, wie es auch die beiden anderen Gräber sind. In einem der letzteren hat man ja auch tatsächlich die schon oben vermeldeten menschlichen Knochenreste gefunden. Und ebenso bezeichnend sind die in den Gräbern entdeckten sexuellen Idole, sowie die totenkopffartigen Gesichtsvasen, die ohne Zweifel mit dem Glauben an das Fortleben nach dem Tode und dem Totenkultus zusammenhängen.

Dass das erstgenannte Grab von Hause aus kein Glasofen war, geht mit Sicherheit daraus hervor, dass alle die Gegenstände, die mit einem Glasofen zusammenhängen, d. h. speziell die Fragmente von Schmelzriegeln aus Sandstein und ähnliche Schmelzutensilien, wie auch das Stück Eisen, oben auf lagen, während unter den tiefer liegenden Altertümern nichts derartiges gefunden wurde. Auch zeigt der mit Platten belegte Boden des Grabs keine Spur davon, dass darauf einmal ein Glasofen gestanden habe. Es scheint also, dass die von einem Glasofen herrührenden Gegenstände erst später oben in das Grab geworfen worden sind. Spuren eines Glasofens finden sich dagegen in der Nähe, südlich vom Grab, wo Dr. Morlet den Rest eines runden Gemäuers nebst dem Fragment eines noch Glas enthaltenden Schmelzriegels entdeckte. Aber das Gemäuer ist mit ganz anderen Steinen ausgeführt als das Mauerwerk des Grabes¹⁾. In der Umgegend befanden sich mehrere solche kleine Installationen zum Glasblasen, so z. B. in dem nur wenige Kilometer von Glozel entfernten Lavoine, wo man unter den Aschenresten eine neolithische Axt oder ein solches Beil, aber auch eine Münze aus der Zeit Ludwigs XIV gefunden hat. Die Steinaxt oder das Steinbeil ist nach Vayson²⁾ als eine Art Talisman (pierre de tonnerre) aufzufassen, wie man sie vielfach bei den Bauern dieser Gegend antrifft. Die Münze (Sou) dagegen beweist, dass der Glasofen bis ins 18. Jahrhundert im Gebrauche

¹⁾ Vgl. Dr. Morlet im *Mercure de France* vom 15. Dez. 1926, S. 696-700.

²⁾ A. Vayson de Pradenne, *L'Affaire de Glozel*, Paris, Catin, 1928, S. 7.

war. So wird auch der Glasofen von Glozel späteren Ursprungs sein, worauf ja auch das gefundene Stück des eisernen Blasrohres des Glasmachers hinweist.

Was die einzelnen Fundstücke betrifft, so können sie auf jeden Unbefangenen nur den Eindruck der Echtheit machen. Ein ebenso sachkundiger als unparteiischer Gelehrter wie der Direktor des Museums in Oslo, Dr. Björn, der im Sommer 1927 drei Tage in Glozel gewelt hat, hat denn auch erklärt: wer die Funde von Glozel in Zweifel ziehe, müsse entweder blind oder unehrlich sein (*aveugle ou malhonnête*)¹⁾.

Von den Renttieldarstellungen aber hat ein spezieller Kenner der Renttiere, Prof. August Brinkmann, der Direktor des zoologischen Museums in Bergen (Norwegen) bezeugt, dass nach seiner und seiner Kollegen Ueberzeugung die beiden Steinzeichnungen des laufenden und des toten Renttieres auf genauer Beobachtung dieser Tiere beruhen und nur aus einer Zeit stammen können, da es noch Renttiere im heutigen Frankreich gegeben hat²⁾.

Andere nordische Gelehrte, die Professoren Marstrander und Sommerfest in Oslo, haben die in Glozel gefundenen Nadeln untersucht und festgestellt, dass sie aus den Knochen des Seeadlers gefertigt sind, und bei sorgfältigster mikroskopischer Untersuchung von drei verschiedenen anderen Fundstücken aus gebranntem Ton, einer Spule, einem Vasenbruchstück und dem Bruchstück einer Tafel mit Inschrift hat Prof. Halk, Direktor am Paläontologischen Institut in Stockholm, nicht das mindeste Anzeichen von neuerer Herstellung finden können.³⁾

Dass die einem Totenkopf ähnlichen Gesichtsvasen und die sexuellen Idole, die beide zum Teil auch noch Schriftzeichen

¹⁾ Mitgeteilt von S. Reinach in seinem zur Verteidigung gegen Sir Evans geschriebenen Brief in den Times vom 4. Februar 1928.

²⁾ Vgl. das vierte Faszikel von Dr. Morlet und E. Fradin (*Nouvelle Station Néolithique*), S. 48, 49, 50.

³⁾ Zu den abweichenden Resultaten des Chemikers Bayle vergl. jetzt den Anhang.

tragen, gefälscht seien, ist eine durchaus willkürliche Behauptung, die weder Grund noch Sinn hat. Und gerade so steht es mit der Beanstandung der Fischhaken. Wie sollte doch ein Fälscher gleich einen ganzen Haufen solcher Geräte verfertigt und sie zum Teil noch mit Inschriften im glozelianischen Alphabet versehen haben? Und wie lässt sich die Annahme einer solchen Fälschung zusammenreimen mit der Tatsache, dass die Fischhaken, wie auch Sir Evans erkannt hat, offenbar nicht zu wirklichem Gebrauch, sondern zu Votivzwecken bestimmt waren?

Gegen die Behauptung der Internationalen Kommission, dass in Glozel keine fossile Knochen gefunden worden seien, hat Prof. Mendes Correa schon in einem Brief vom 10. Januar 1928 Verwahrung eingelegt¹⁾. Die Kommission habe ihren Bericht veröffentlicht, ohne das Resultat der von ihr selbst angeregten Untersuchung gewisser Knochen abzuwarten. Und doch habe diese Untersuchung gezeigt, dass dieselben im gleichen Zustand von Mineralisation sich befinden, wie es bei anderen unbestreitbar fossilen Knochen der Fall sei.

Noch ernstlicher sind die Proteste gegen die von der Internationalen Kommission angeblich im Boden der Fundstätte gemachten Wahrnehmungen, welche die erst neuerdings erfolgte Eingrabung der Gegenstände beweisen sollen. Sie wurden zum Teil schon von Prof. Mendes Correa (a. a. O.), besonders aber von dem bei der Arbeit der Kommission in Glozel selbst gegenwärtigen und sie genau kontrollierenden Professor der Medizin in Leuven, Dr. Tricot-Royer erhoben²⁾. Von einem Backstein mit alphabetischen Schriftzeichen will die Kommission den Eindruck bekommen haben, dass die über ihm befindliche Erdscholle mit einem Spaten losgemacht gewesen und dann nach der Einbettung des Steins wieder darauf gesetzt worden sei. Als Augenzeuge versichert Prof. Tricot-Royer, dass er trotz genauester Beobachtung nichts davon wahrgenom-

¹⁾ Vgl. Autour de Glozel in der Illustration vom 28. Januar 1928.

²⁾ Vgl. Dr. Adrien Bayet, Prof. in Brüssel, Les Trouvailles de Glozel, p. 19. 22, Paris, Catin, 1928.

men habe. Auch fügt er hinzu, dass die von der Kommission in ihrem Rapport gegebene Skizze durchaus nicht übereinstimme mit der in der Illustration veröffentlichten Abbildung und der von ihm selbst angefertigten Skizze.

Wenn die Kommission weiter behauptet, dass sie einen Ring aus Schiefer beinahe senkrecht im Boden steckend gefunden habe, und daraus den Schluss zieht, dass er von oben hineingesteckt worden sei, so erklärt Prof. Tricot-Royer mit seinem Eid, dass er den Stein in wagerechter Lage, platt daliegend, das Auge nach dem Himmel gerichtet, gesehen habe. Hiezu kommt aber noch der weitere Vorwurf, dass die Kommission ihr unbequeme Tatsachen verschwiegen hat. Dass ein im Boden liegendes Phallus-Idol von einer Wurzel, so dick als der kleine Finger, umschlossen war, hielt die Kommission keiner Erwähnung wert, obgleich damit die ganze Behauptung von der erst neuerdings erfolgten Eingrabung der Gegenstände mit einem Schlage fällt.

Ueberdies sei noch darauf hingewiesen, dass die Kommission mit der Untersuchung der Schrift auf den Fundstücken sich nicht im Geringsten bemüht hat. Dass die Arbeit der Kommission unter diesen Umständen nicht befriedigen konnte, ist begreiflich.

Was die noch übrig bleibenden Einwürfe betrifft, so ist Boules Bezweiflung der Echtheit des laufenden Renntieres wegen des von ihm auf dem Stein gefundenen gelatine- oder leimartigen Stoffs nicht ernstlich zu nehmen. Der Stoff hat sich weder als Gelatine noch als Leim erwiesen. Er löst sich im Wasser nicht auf. Man hat es einfach mit Schmutz zu tun, der sich von Alters her in den Vertiefungen des Steins abgelagert hat.

Auch die Behauptung Champions, dass der moderne Fälscher bei der Verfertigung von gewissen Gegenständen, speziell für die Bohrungen und Gravierungen, von Stahlwerkzeugen Gebrauch gemacht habe, ist nicht überzeugend. Dem ist schon S. Reinach¹⁾ entgegengetreten mit der Bemerkung,

¹⁾ Vgl. Illustration vom 28. Januar 1928, S. 81 ff.

dass Champion keine noch so minimen Spuren von Metall, die sich doch sonst mit dem Mikroskop oder Spektroskop nachweisen lassen, habe feststellen können. Die Frage, ob die Arbeit nicht mit der Spitze einer sehr harten vulkanischen Steins verrichtet worden sei, habe er überhaupt nicht untersucht, obwohl doch solche Steinspitzen (Silexe) in Glozel zahlreich gefunden worden seien¹⁾. Und wenn Champion erkläre, dass der Fälscher bekannte Modelle unter absichtlicher Veränderung kopiert habe, so sei es doch bezeichnend, dass er keines dieser Modelle zu nennen wisse. Ein Fälscher, wie ihn Champion sich vorstelle, ungeschickt und unwissend und doch fortwährend darauf bedacht, seine Anwendung moderner Metallwerkzeuge zu verbergen unter dem Schein, als ob er mit dem Silex gearbeitet habe, sei überhaupt eine unbegreifliche Figur.

Soweit es sich bei Champion um einen modernen Fälscher und um die Anwendung moderner Stahlwerkzeuge handelt, ist diese Entgegnung gewiss zutreffend. Dennoch scheint mir Champions Aufstellungen ein Körnchen Wahrheit zugrunde zu liegen. Die Bohrungen werden zwar mit dem Silex verrichtet sein, aber für die durchgehende Gleichmässigkeit der ganzen Oeffnung wird doch wohl mit einem Werkzeug aus Bronze nachgeholfen sein. Auch die gleichmässig gebohrten Augen auf den kleinen flachen Steinen, die ganz unseren Domino-Steinen gleichen, scheinen ein solches Werkzeug vorauszusetzen. Und ebenso kann ich mir einige kleine Skulpturen nur mit einem bronzenen Meissel und die feinen Schriftzeichen zumal auf Bein oder Horn nur mit einem bronzenen Stift, Griffel oder Messer ausgeführt denken.

Von den vorgebrachten Einwänden gegen die Echtheit der Funde von Glozel hat sich also kein einziger als stichhaltig erwiesen. Die Sachen sind echt, wenn auch damit über ihr Alter noch nichts gesagt ist. Für die Echtheit der Funde von

¹⁾ Vgl. die Abbildungen davon im ersten Fascikel von Dr. Morlet und E. Fradin (*Nouvelle Station Néolithique*), S. 28-30, vgl. auch zweites Fascikel, S. 11, Fig. 11.

Glozel zeugen jetzt besonders auch die zahlreichen ganz ähnlichen Gegenstände und Inschriften, die man neuerdings, aber auch schon vor den Ausgrabungen in Glozel, in geringerer oder grösserer Entfernung von diesem Ort, in einem grossen Teil des Departements Allier gefunden hat. Es sei nur erinnert an die Funde, die auf dem Plateau La Couarle, 1200 Meter ausserhalb Glozels, ferner in dem einige Kilometer entfernten Gehöft Chez-Guerrier (Gemeinde le Mayet-de-Montagne), in der stattlichen Grotte von Puyravel (in der Nähe der Strasse von Ferrieres nach Le Mayet-de-Montagne), ebenso in der Grotte von Cluzel (Gemeinde Lachapelle) und in der von Montespanganties, sowie in Saussat (Allier), in Montmarault (Allier), wie schon früher in Montcombroux (Allier) gemacht worden sind. Von der 40 Kilometer von Glozel entfernten Grotte von Serbannes (Allier) sehe ich ab, da hier nur ein paar alte Sachen, aber keine Inschriften gefunden wurden¹⁾. Dagegen wären von anderen Orten, wo man dieselben Schriftzeichen wie in Glozel entdeckt hat, noch zu nennen: Gourdan, Rochebertier, la Madeleine, Mas d'azil, Lorthet, Laugierie usw.

Je mehr so die Funde von Glozel aus ihrer lokalen Isoliert-heit heraustreten, indem es sich zeigt, dass sie in einem grossen Teil des Departements Allier zu konstatieren sind, desto mehr muss die Fälschungstheorie als ein klägliches Hirngespinnst erscheinen. Sie kann als abgetan betrachtet werden, mag sie auch in allerlei Köpfen noch eine Zeit lang weiter spucken. Wenn etwas eine Fälschung ist, dann ist es der plumpe und niederträchtige Versuch, durch gefälschte Gegenstände, die man in den Stall und die Wohnung der Fradins einschmuggelte und da versteckte, diese ehrlichen Leute als habsüchtige Betrüger zu verdächtigen.

Die französische Regierung, die einen Augenblick an die Seite der Antiglozelianer sich zu stellen schien, hat sich denn

¹⁾ In einem Umkreis von ca. 30 Kilometern von Glozel finden sich nicht weniger als zehn künstliche Höhlen, die wohl alle schon aus der neolithischen Zeit herrühren.

auch unter diesen Umständen veranlasst gesehen, zu erneuter Prüfung der Funde von Glozel eine zweite, aus zwölf Mitgliedern bestehende Internationale Kommission zu bestellen, die u. a. aus S. Reinach, Prof. Deperet von Lyon, Prof. Locard, dem wissenschaftlichen Polizei-Experten von Lyon, Prof. Tricot-Royer von der Universität Leuven, sowie Prof. Södermann, dem Kriminal-Experten von Stockholm, bestanden hat. Diese Kommission, die Mitte April 1928 ihre Arbeit verrichtet hat, hat sich mit aller Entschiedenheit für die Echtheit der Funde ausgesprochen. Sie hat das Feld, auf dem bisher die Grabungen verrichtet worden sind, sowie die da gefundenen Gegenstände eingehend untersucht, hat auch selbst an bisher noch völlig unberührten Stellen gegraben und eine ganze Anzahl von Gegenständen zu Tage gefördert, die durchaus den Fundstücken in der Sammlung Morlet-Fradin entsprechen, u. a. einen Stein mit einer feinen Renntierzeichnung, einen Hänger aus fossilem Bein oder Horn, der mit alphabetischen Schriftzeichen bedeckt ist, sowie das Fragment eines Ziegelsteines mit zehn derselben glozelianischen Zeichen. Nach der festen Ueberzeugung der Kommission gehören alle Funde ausnahmslos der neolithischen Periode an.

In diesem Urteil ist nach vielen Irrungen wieder der gesunde Menschenverstand zum Ausdruck gekommen. Das gilt in erster Linie von der unbedingten Anerkennung der Echtheit der Funde, in zweiter Linie, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, auch von ihrer zeitlichen Ansetzung. Die Kommission ist hinsichtlich der letzteren ziemlich vorsichtig gewesen. Eine paläolithische Datierung hält sie offenbar der Art und Bearbeitung der gefundenen Gegenstände wegen (gravierte, gebohrte, polierte Steine) für ausgeschlossen; sie setzt alles in die neolithische Periode, aber ohne jede nähere Bestimmung, so dass die Möglichkeit, die Funde in die alte oder mittlere oder jüngste neolithische Zeit zu verlegen, oder sie auf diese verschiedenen Zeiträume zu verteilen, offen bleibt.

Anders stände die Sache freilich, wenn S. Reinach mit seiner jüngsten Erklärung im « Nieuwe Rotterdamsche Courant »

(Sonntag-Morgenblatt vom 22. April 1928, Feuilleton) Recht hätte. Er spricht zwar jetzt auch nicht mehr wie früher von der letzten paläolithischen Periode, sondern beschränkt sich nun ebenfalls auf die neolithische, und zwar die älteste neolithische Zeit, in deren Anfang er jetzt auch die sogenannte Magdalenische Periode herabrücken möchte. Dieser ältesten neolithischen, immer noch 3 bis 4000 Jahre vor Christus liegenden Periode sollen alle Funde von Glozel ausnahmslos angehören.

Die Weise, wie Reinach zu dieser Datierung kommt, ist höchst einfach. Da alle Funde von Glozel, die steinernen und beinernen Gerätschaften, die Tontafeln und gravierten Steine, die kleinen Bildwerke und die Töpferarbeiten im Grunde alle durch dieselbe Schrift zusammengehalten werden, müssen sie auch alle aus derselben Zeit stammen, und da nun unter den auf Steinen, Tontafeln und selbst auf Hufen vorkommenden Tierdarstellungen auch einige Renntierzeichnungen mit Beschriftung sich befinden, und nach der gegenwärtigen Ansicht Reinachs Renntiere nicht über die älteste neolithische Zeit hinaus in Frankreich oder Mitteleuropa existiert haben, so kann nach ihm nur diese Periode als die Ursprungszeit aller Funde von Glozel in Betracht kommen.

Dass diese ganze Theorie nicht bloss höchst anfechtbar, sondern völlig unhaltbar ist, unterliegt für mich keinem Zweifel. Woher weiss denn Reinach, dass Renntiere über die älteste neolithische Zeit hinaus nicht mehr in Frankreich existiert haben? Nachdem er doch einmal damit in der Zeit heruntergegangen ist, warum will er nicht noch weiter damit heruntergehen? Als Haus- und Herdentiere der Bevölkerung könnten sich ja die Renntiere noch tief in die neolithische Zeit herein in Frankreich erhalten haben. Wann die letzten Reste von Renntieren aus Frankreich verschwunden sind, weiss tatsächlich kein Mensch. Aber ganz abgesehen davon, woher weiss Reinach, dass alle Fundstücke von Glozel aus einer und derselben Zeit stammen und nicht verschiedenen Perioden angehören? Woher weiss er, dass die Inschriften auf allen Funden schon von Anfang an gestanden haben? Unter den in Glozel gefundenen Gegen-



ständen befinden sich viele, die in die älteste neolithische Zeit nicht hineinpassen, sondern ebenso gut oder besser sich einer viel späteren Zeit zuschreiben lassen. Und ganz unglaublich ist von vornherein, dass die Bevölkerung Frankreichs schon in der Renntierzeit für ihre Sprache eine ausgebildete alphabetische Schrift besessen und sich extra Tontafeln bereitet habe, um sie darauf zu schreiben.

Was Reinach von der Schrift sagt, ist ebenfalls höchst unbefriedigend. Auf eine nähere Untersuchung der Schrift und der durch sie ausgedrückten Sprache lässt er sich überhaupt nicht ein. Er beschränkt sich vielmehr auf die Erklärung, dass diese verwickelte lineäre Schrift aus mehr als hundert Zeichen bestehe, wovon die Hälfte für uns völlig neu und unbekannt sei, während der Rest mehr oder weniger Uebereinstimmung, hier und da selbst völlige Gleichheit zeige mit der phönizischen, altgriechischen, etruskischen, lateinischen, asiatischen, kretensischen, cyriotischen, iberischen und libyschen Schrift. Ueber die allgemeine Feststellung eines solchen monströsen Alphabets und über die ebenso allgemeine Konstatierung der grösseren oder geringeren Verwandtschaft wenigstens eines Teiles dieses Alphabets mit allerlei anderen Alphabeten trachtet Reinach nicht hinauszukommen. Die so ausserordentlich wichtige Tatsache, dass es neben dem phönizischen Alphabet noch eine ganze Anzahl anderer semitischer Alphabete gibt, wird von ihm völlig ignoriert. Er braucht sie ja auch nicht. Denn er erklärt es von vornherein für unmöglich, ja unzulässig, die Schrift von Glozel zu entziffern und zu übersetzen. Der Grund davon ist auch deutlich genug. Reinach steht a priori unter dem Vorurteil, dass die Schrift von Glozel nicht aus dem Osten entlehnt oder gekommen, sondern originalen, westeuropäischen Ursprungs sei. Es soll eine Schrift sein, die in der ältesten neolithischen Zeit in Gallien unter der damals hier ansässigen Bevölkerung entstanden und von ihr als Ausdrucksmittel für ihre eigene, uns unbekanntere Sprache gebraucht worden sei. Daran kann man natürlich nur festhalten, solange sich die Schrift von Glozel nicht aus uns bekannten östlichen, speziell semi-

tischen Alphabeten ableiten und mit Hilfe einer uns bekannten östlichen, speziell semitischen Sprache lesen lässt. Einem solchen Versuch möchte Reinach unter allen Umständen vorbeugen.

Mit dieser ganzen Auffassung steht Reinach unter dem Einfluss einer Theorie, wie sie schon früher von dem portugiesischen Gelehrten Estacio de Veiga und dem französischen Archäologen Piette aufgestellt worden ist. War der erstere schon 1891 auf Grund der Entdeckung von Inschriften sowie von mehr oder weniger rohen Reliefs und Bildwerken unter ganz primitiven Dolmen in Alvao in Portugal im Gegensatz zu der gewöhnlichen Annahme ihrer phönizischen Herkunft für den lokalen, einheimischen Charakter der iberischen Schrift eingetreten, so hatten den letzteren Ausgrabungen in der Nähe der Pyrenäen und dabei ans Licht gekommene gefärbte und anscheinend mit Schriftzeichen versehene Steine zu der Ueberzeugung gebracht, dass schon in uralter Zeit westliche Alphabete bestanden haben, die, weit entfernt vom phönizischen Alphabet abhängig zu sein, vielmehr das Vorbild für dasselbe geliefert haben sollen. Für ein solches altes westliches Alphabet hält Reinach das von Glozel. Ja, er möchte darin geradezu das älteste Alphabet sehen, aus dem alle anderen sich entwickelt haben.


Ich kann mich hier auf die Theorien von de Veiga und von Piette, die bei R. Severo (1903) sowie bei Wilke und Flinders Petrie (1912) mehr oder weniger Beifall gefunden haben, nicht näher einlassen, da mir das ihnen zu Grunde liegende Material unbekannt ist. Nur von der Schrift von Alvao ist mir auf einer Vasenscherbe eine Probe zu Gesicht gekommen. Die Schrift, die darauf steht, ist der von Glozel und Umgebung aufs allerengste verwandt. Die Schriftzeichen und die Ligaturen sind zumeist dieselben. Nur einige, wie es scheint, abgekürzte Zeichen und ein in der Schrift auf der Scherbe angewendetes gewisses System von Punkten bereiten Schwierigkeiten und verhindern vorläufig die Lesung der Schrift. Dass es sich aber dabei nicht um ein von Hause aus westliches, sondern um ein östliches Alphabet handelt, möchte ich garantieren. Da Reinach mit dem Alphabet von Glozel nicht vertraut ist, kann es nicht verwundern,

dass er unter den Abbildungen von einigen kleineren Fundstücken, die er in seinem Artikel in der oben genannten holländischen Zeitung gibt, gerade den beiden Täfelchen, auf denen die meisten Schriftzeichen sich finden, eine verkehrte Stellung gibt, so dass die Zeichen zum Teil nicht zu erkennen sind und die Lesung unmöglich ist. Bei dem ersten grösseren Täfelchen, das er abbildet, macht er die Seite, die tatsächlich die obere ist, zur rechten, und die Seite, die tatsächlich die untere ist, zur linken Seite. Und doch hätte er schon an den beiden r, die auf der Inschrift vorkommen, dem durchaus altsinaitischen, den ganzen Umriss eines Menschenkopfes darstellenden r auf der zweiten Zeile und dem verkürzten, thamudischen, bloss die Schädelwölbung darstellenden r auf der vierten Zeile, erkennen können, welche Stellung dem Täfelchen zu geben ist. Das kleine runde, einer Denkmünze gleichende Täfelchen aber, das er als Nr. 3 auf der zweiten Abbildung zu sehen gibt, stellt er trotz der darauf vorkommenden sinaitischen Wellenlinie des m geradezu auf den Kopf, so dass die Inschrift durchaus unlesbar und sinnlos wird. Aber auch die wenigen Bemerkungen, die er sonst noch über einige Schriftzeichen von Glozel macht, halten einer näheren Betrachtung keinen Stand. Er findet es bemerkenswert, dass wie im iberischen und etruskischen Alphabet auch in der Schrift von Glozel das B fehle. Aber das ist nur natürlich, weil die Schrift weder lateinisch noch griechisch, sondern ohne jeden Zweifel semitisch ist. In seiner semitischen Form, d. h. in der Form des süd-arabischen, lihjanischen oder auch thamudischen Hauszeichens (vgl. das hebräische Wort bajit, Haus), begegnet man dem b oft genug auf den Inschriften.

Sodann behauptet Reinach, dass auf den Inschriften von Glozel vielfach ein Zeichen vorkomme, das aus zwei mit ihrer Spitze aufeinander gesetzten Dreiecken **X** bestehe und zum iberischen sowie einem der archaischen griechischen Alphabete gehöre. Tatsächlich ist dieses oft gebrauchte Zeichen einfach ein Kreuz, das teils steiler und höher, teils niedriger und

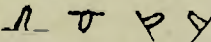
breiter gezeichnet wird:  oder  oder  .

Aber auch dieses Zeichen ist semitischer Herkunft und zwar ein Teth (t). Dieser Buchstabe wird in der Schrift von Glozel oft vollständiger wie im Moabitischen, Phönizischen, Altaramäischen, ohne Zweifel in Anlehnung an das ägyptische

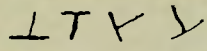
Deutzeichen (für Stadt)  , als Kreis mit schiefem Kreuz

darin gezeichnet, aber daneben auch oft genug, der Einfachheit wegen, als blosses Kreuz ohne Kreis. Nur die kleinen, an den vier Endpunkten des Kreuzes hier und da angebrachten, nach links oder rechts gehenden Striche erinnern dann noch daran, dass das Kreuz eigentlich in einen Kreis gehört.

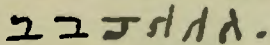
Endlich weist Reinach noch auf das in der Schrift von Glozel öfter vorkommende Zeichen T hin. Es sei ein grosses lateinisches oder griechisches t, wie man es bisher nur in Halkarnassus angetroffen habe, wo es als ts ausgesprochen worden zu sein scheint. Hätte Reinach in Grimmes Schrifttafel nachgesehen, so hätte er finden können, dass das Zeichen T auch schon im thamudischen (nordarabischen) Alphabet als Zajin (z oder ds) vorkommt. In der Schrift von Glozel ist es immer ein d. Es ist eine Vereinfachung des sinaitischen (vgl. auch das süd-arabische und thamudische) d, das als Türpfosten mit einem

daran hängenden Türflügel  gezeichnet wird.

Aus dem Höcker-artigen Türflügel wird aber der grösseren Einfachheit wegen ein blosser Strich, der länger oder kürzer, oft ganz kurz, von der Mitte des Türpfostens ausgeht :



Und zur schärferen Ausprägung und zur Unterscheidung von andern Zeichen (speziell vom k) bekommt der Türpfostenstrich oft noch zwei kleine Seitenhäkchen (T J). Daneben kommt das d in einer dem späteren hebräischen Beth ähnlichen Form, d. h. mit gebogenem Türflügel, noch öfter auf unsern In-

schriften vor: .

Reinach verwickelt sich aber mit seiner Theorie auch noch in andere Schwierigkeiten. Er muss konstatieren, dass von der ganzen durch die Funde von Glozel repräsentierten Kultur im megalithischen Zeitalter keine Spur mehr übrig geblieben sei. Ja er muss zu der abenteuerlichen, von vornherein ungläubhaften und durch nichts zu beweisenden Hypothese seine Zuflucht nehmen, dass die ganze alte Bevölkerung Frankreichs, welche die Trägerin dieser Kultur gewesen sei, vermutlich unter dem Druck nördlicher Eindringlinge aus Gallien nach dem Osten ausgewandert sei, entweder der Küste des mittelländischen Meeres oder dem Donautal entlang, ohne dass man wissen oder erklären könne, wie ihre Schrift und etwas von ihrer Kunst und Industrie bis nach dem Aegäischen Meer durchgedrungen sei. Wie kann man doch aus einem nicht verstandenen Alphabet solche mehr als gewagte, phantastische Schlüsse ziehen! All den Schwierigkeiten, die der Theorie Reinachs anhaften, entgeht man nur durch die Annahme, dass die Hauptmasse der Funde von Glozel und namentlich die Schrift nicht schon aus der ältesten neolithischen Periode stammt, sondern erst einer viel späteren Zeit angehört, und dass die Schrift von Glozel auch nicht die Schrift eines ganzen westlichen Volkes, sondern nur die eines kleineren eingewanderten Bevölkerungskreises gewesen ist. Wäre es anders, dann müsste man ja auch erwarten, dass die Schrift nicht bloss auf so kleinen, sich immer wiederholenden privaten Gegenständen, sondern auch auf grösseren, öffentlichen Monumenten vorkomme. Für diese Auffassung der Dinge zeugt denn auch die Schrift selbst, die schon nach unseren bisherigen Feststellungen offenbar nicht westlichen, sondern östlichen, speziell semitischen Ursprunges ist und nur durch semitische Einwanderer, nicht schon in der ältesten neolithischen Zeit, sondern erst viel später nach Glozel gebracht worden sein kann.

Diese Schrift gilt es nun zu entziffern und ihr Alphabet festzustellen.

II. Die Schrift auf den Fundstücken von Glozel und ihre Entzifferung.

1. Eine Grabinschrift aus Glozel.

Als mir zum ersten Mal eine aus der « Illustration » übernommene Abbildung eines der Schrifttäfelchen von Glozel im « Allgemeinen Handelsblad » von Amsterdam (Abendblatt vom 25. Nov. 1927) unter die Augen kam, war ich sofort betroffen von der grossen Verwandtschaft dieser Schrift mit der sogenannten sinaitischen Schrift. Gemeint ist damit die Schrift, mit welcher die unter der Pharaonin Hatschepsut (1501-1480 vor Chr.) und dem Pharao Thutmoses III (1480-1447 vor Chr.)¹⁾ in den Türkis- und Kupferminen der Sinaihalbinsel arbeitenden Hebräer²⁾ ihre kleinen Bildwerke und Steintafeln

¹⁾ Wegen der Thronstreitigkeiten unter den Kindern von Thutmoses I wird die Zeit dieser Fürsten im Einzelnen etwas verschieden bestimmt. Die Herrschaft der Hatschepsut wurde von Thutmoses II angefochten und von Thutmoses III nur mit Widerwillen ertragen.

²⁾ Die Verpflanzung der Hebräer aus Gosen nach dem Sinai erfolgte durch die baulustige, alle von den Hyksos zurückgelassenen Ruinen wiederherstellende Pharaonin Hatschepsut. Der erste von ihr ernannte hebräische Tempelhauptmann und Aufseher über die Türkis-Steine auf Sinai war Menassae (vgl. Ri. 18, 30), der zweite

beschrieben haben. Man hat sie erst vor wenigen Jahren (1904–1906) gefunden in und bei den Ruinen des aegyptischen Tempels von Hathor und Sapdu oder, nach semitischer, speziell kenitischer Benennung, von Ma'na und Jahu auf der Höhe von Serabit el Khadem im Minengebiet des Sinai und hat inzwischen auch die Schrift auf diesen kleinen althebräischen Denkmälern, in der Hauptsache jedenfalls, entziffert. Ich verweise dafür, besonders auf die Schrift von Prof. H. Grimme in Münster i. W.: «Althebräische Inschriften vom Sinai» (Folkwang-Verlag, Darmstadt, Hagen i. W., Gotha 1923, jetzt im Verlag von Heinz Lafaire in Hannover). Man findet darin die Photographien der sinaitischen Denkmäler und neben allerlei sprachlichen Untersuchungen und geschichtlichen Erläuterungen auch eine Schrifttafel. Ueberdies vergleiche man dazu meine Schrift: «Die althebräischen Inschriften vom Sinai und ihre historische Bedeutung», Leipzig, Hinrichs, 1924, sowie meinen Artikel «Mose oder Menassae?» in Nieuw Theol. Tydschrift, Haarlem 1925.

Mit Hilfe der hier gewonnenen Ergebnisse konnte ich die bloss mit Konsonanten und ohne Wortabteilung geschriebene Inschrift auf dem im «Handelsblad» abgebildeten Tontäfelchen ohne allzu grosse Schwierigkeiten, jedenfalls ihrem wesentlichen Inhalt nach, lesen.

Die Inschrift findet sich auf der Abbildung Nr. 3.

Die erste Zeile beginnt, von rechts nach links gelesen, ohne Zweifel mit einem Sade (š), d. h. mit einem Zeichen, das aus zwei kurzen Füßen und einem langen, den Leib samt dem Kopf repräsentierenden, aufrecht stehenden Strich darüber besteht. Es ist die oberflächliche Darstellung einer menschlichen Gestalt von der Seite oder den Seiten aus gesehen (vgl. šad, Seite). Auch das sinaitische Šade, das sich nach meiner Meinung an das ägyptische Silbenzeichen äa (‘), gross) anlehnt, soll

unter Thutmoses III war Bistah- oder Bastahmose (Sohn der Göttin Bastah oder Bastet), abgekürzt Mose. Unter ihm ist der Auszug der Hebräer vom Sinai (nicht von Aegypten) erfolgt.

wohl schon eine menschliche Figur darstellen, auch wenn es eine stilisierte, eckige Form hat. Kopf und Leib sind hier ziemlich dick gezeichnet, während die Füße unsichtbar bleiben. Auch beim südarabischen und lihjanischen Ṣade könnte es scheinen, als ob der Fuss oder die Füße unter den Kleidern des Leibes verdeckt seien. Das Zeichen auf unserem Täfelchen entspricht fast ganz dem thamudischen Sade. Nur dass das letztere oben an dem über den beiden Füßen sich erhebenden senkrechten Strich noch einen kleinen Kreis zur Andeutung des Kopfes hat. Dieser Kopf fehlt an dem Sade unseres Täfelchens. Da muss der lange Strich über den Füßen zur Andeutung von Kopf und Leib zusammen dienen.

Das zweite Zeichen besteht aus einem nicht ganz senkrechten, sondern etwas schiefen Strich, von dessen oberem Teil ein kürzerer Seitenstrich schräg aufwärts nach rechts geht. Es ist ein vereinfachtes sinaitisches k, welch letzteres in der einen seiner beiden Hauptformen meist zwei kleine Seitenstriche aufwärts und abwärts oder auch nur einen Seitenstrich mit einer daran aussen noch angebrachten Verzackung oder Verästelung hat.

Wesentlich sinaitisch ist sodann auch das folgende, etwas schräg liegende Zeichen, das aus zwei die beiden Lippen andeutenden parallelen Strichen besteht. Dieses glozelianische Lippenzeichen des p (vgl. hebr. päh, Mund), ist offenbar entstanden aus dem den Mund andeutenden sinaitischen Oblongum des p durch Weglassung der beiden kleinen Seitenstriche.

Die drei ersten Buchstaben der ersten Zeile ergeben zusammen den Namen Sakaph (= zkph = er richtet auf).

Das vierte und letzte Zeichen auf der ersten Zeile ist das Winkelzeichen des g, das in der sinaitischen Schrift mit dem bald oben, bald unten befindlichen, bald nach rechts, bald nach links geöffneten, rechten oder spitzen Winkel vorkommt. Mit diesem g am Ende der ersten Zeile beginnt ohne Zweifel das zweite Wort, zu dem noch die beiden Zeichen auf der rechten Zeile gehören. Das erste davon stellt eine stark gewundene Schlange dar mit einem nach links erhobenen Hals oder Kopf. Es ist offenbar das Schlangenzeichen des n (vgl. hebr. nach-

asch, Schlange), das in dieser stark gewundenen Form auch am Sinai — allerdings kürzer und mit mehr runden als spitzigen Windungen — neben der mehr einfachen, wenig oder kaum gewundenen Form sich findet. Das letzte Zeichen auf der zweiten Zeile ist unverkennbar das aus zwei etwas schräg gegeneinander laufenden Linien bestehende, oft noch mit einem Querstrich versehene, sinaitische Zajin (z), das eigentlich das ägyptische Zeichen der Erdhacke ist.

Die drei zuletzt genannten Zeichen bilden zusammen das Wort gnz, das als Participium pass. Qal = ganz gelesen werden muss. Das Wort gnz bedeutet « heimlich begraben »¹⁾ (vgl. das aramäische und späthebräische g^enaz = abscondere, reponere).

Auf den zwei ersten Zeilen unserer Inschrift steht also: Sakaph ist begraben. Daraus ergibt sich bereits, dass diese Tafel von Glozel eine Totentafel ist, ein Denkstein zur Erinnerung an einen Verstorbenen. Sie gleicht denn auch ganz den sinaitischen Totentafeln, auf denen in der Hauptsache dasselbe zu lesen steht. So steht auf der sinaitischen Tafel Nr. 353 (vgl. kleines Fragment Nr. 354): begraben ist Joseph und auf dem Fragment Nr. 353: begraben ist S..., und zwar mit demselben, im späteren Hebräisch nicht mehr gebräuchlichen Ausdruck ganz (mit oder ohne Wau geschrieben).

Grössere Schwierigkeiten bereitet die Lesung der dritten Zeile. Die sonst wohl erhaltene Tafel ist hier am Anfang (rechts) durch Absplitterung etwas beschädigt. Trotzdem sind die beiden ganz identischen Zeichen, die an dieser Stelle stehen, noch vollkommen deutlich zu erkennen. Ohne Zweifel sind es zwei h, die durch den einfachen senkrechten Strich unten an das süd-arabische und thamudische h erinnern, aber sich von diesem wie vom sinaitischen und gewöhnlichen glozelianischen h dadurch unterscheiden, dass bei ihnen nur ein Arm, der rechte, ausgestreckt erscheint. Das sinaitische und gewöhnliche glozelianische, wie auch, in einfacherer Form, das süd-arabische, lihjanische und thamudische h beruhen alle auf derselben Grund-

¹⁾ Vgl. Grimme, a. a. O. S. 79.

vorstellung eines He! rufenden und vor Verwunderung oder Entsetzen die beiden Arme erhebenden oder ausstreckenden, oder auch noch einen Fuss in die Höhe ziehenden Männchens (vgl. das hieroglyphische und hieratische Vorbild). Aber auch die beiden h auf unserem Täfelchen machen davon tatsächlich keine Ausnahme. Auch hier sind in Wirklichkeit beide Arme ausgestreckt, aber parallel in derselben Richtung, so dass natürlich nur e i n Arm sichtbar ist. Was hinter dem ausgestreckten Arm zu sehen ist, das ist nicht der andere Arm, sondern der Kopf des Männchens. Dass es sich so verhält, zeigt deutlich der Stein mit dem Pferdekopf aus der Grotte von Puyravel, auf dessen Rückseite, Zeile 2, dasselbe h am Schluss des Wortes ginnetah vorkommt. Da lässt die Zeichnung des Buchstabens keinen Zweifel, dass hinter dem ausgestreckten Arm nicht der andere Arm, sondern der Kopf des Männchens angedeutet ist (vgl. Dr. Morlet, Puyravel et Chez-Guerrier, S. 23, Fig. 13 und die Abbildung Nr 21).

Zusammen werden die zwei h auf unserem Täfelchen = hah, wehe! zu lesen sein. Auch das erinnert an die sinaitischen Totentafeln, auf denen sich das wehe! (hoi, ach) regelmässig findet. Einmal ist selbst zu lesen: «wehe! dem Zelt (der Familie) des...».

Von den vier folgenden Buchstaben der dritten Zeile besteht der erste aus einem schräg aufwärts nach links laufenden Strich, der aber etwas gebogen und unten dünner und spitzer ist als oben, vielleicht ursprünglich auch unten noch etwas nach rechts eingebogen gewesen ist. Es wird darum wohl das sinaitische Horizontzeichen des l sein. Darauf folgt ein schon dem späteren hebräischen Zeichen gleichendes r, das aus der Umrisszeichnung des Schädels und des Hinterkopfes eines Menschen bis zum Hals zu besteht (vgl. das hebräische rōsch, Kopf). Am Sinai wird das r meist noch durch mehr ausführliche Zeichnungen des Menschenkopfes angedeutet. Aber auch hier bahnt sich bereits die glozelianische und spätere hebräische Form des r an. In einer echt sinaitischen Gestalt werden wir das r noch finden auf dem untersten der drei Täfelchen, die ich der

englischen Zeitschrift « The Sphere » entlehnt habe. Lässt man davon den Gesichtsstrich vorne weg, so hat man bereits das vereinfachte glozelianische und spätere hebräische r.

Der nächste gabelförmige Buchstabe ist ein als halbes Auge gezeichnetes Ajin, das hier bereits einen nach links abwärts laufenden Fuss hat und in dieser Form fast schon ganz dem späteren hebräischen Ajin entspricht. Am Sinai wird das Ajin gewöhnlich noch als ganzes Auge gezeichnet, was, wie wir sehen werden, auch in Glozel noch mehrmals vorkommt.

Hinter dem Ajin steht dann noch ein vereinfachtes sinaitisches k wie auf der ersten Zeile. Diese vier Buchstaben Ir'k wird man l're^aka oder l're^äka = deinem Freund, Verwandten oder Volksgenossen, zu lesen haben. Man hat hier das Substantiv re^a (II) mit dem Suffix der zweiten Person und vorgesetztem l vor sich. Auf der ganzen dritten Zeile steht also: wehe deinem Freunde (Verwandten, Volksgenossen)! Dieser Freund ist der Schreiber selbst, der den Hingang seines Genossen als einen schweren Verlust empfindet.

Auf der vierten Zeile stehen nur drei Zeichen, deren Bedeutung nicht zweifelhaft ist. Das erste ist ein sinaitisches Zajin, das aus zwei mehr oder weniger schräg gegen- oder auseinander laufenden Strichen mit oder ohne verbindenden Querstrich besteht.

Der zweite Buchstabe ist wieder ein deutliches k und der dritte ein ebenso deutliches r, das hier nur wegen der wenigen Buchstaben auf der Zeile etwas ins Breite gezogen ist, so dass es nicht bloss die Schädel- und Hinterkopflinie, sondern auch noch die Kieferlinie bis zum Kinn wiederzugeben scheint.

Zusammen ergeben diese drei Buchstaben das Wort zkr = zekär = Gedächtnis, Erinnerung.

Auf der fünften Zeile endlich finden wir zunächst vorne rechts einen etwas schräg von links nach rechts aufwärts laufenden Strich, der ohne Zweifel ein n ist. Dieses n ist nicht wie das oben besprochene n (Zeile 2 der Inschrift) das stark gewundene sinaitische Schlangenzeichen des n, sondern ist aus dem zweiten, gewöhnlichen, schlangenartigen, sinaitischen n

entstanden, das nur aus einem leicht gewundenen oder gebogenen Strich mit einem kleinen Köpfchen besteht. Daraus ist auf den Inschriften von Glozel bereits ein einfacher Strich geworden, wie dies auch im Neupunischen und Aegyptisch-Aramäischen der Fall ist (vgl. die Schrifttafel in der hebräischen Grammatik von Gesenius).

Ueberdies kommt das n auf den Inschriften von Glozel, wie wir sehen werden, auch noch in der Gestalt eines fast zu einem Halbkreis gebogenen Fisches vor, einem Zeichen, das hier und da schon stark an das spätere hebräische Nun (Fisch) erinnert. An unserer Stelle haben wir es mit dem einfachen strichartigen n zu tun, das auf den Inschriften von Glozel besonders häufig zur Anwendung kommt.

Bei dem folgenden Zeichen muss man sich hüten, es für das hebräische Beth (b) zu halten. Auf den sinaitischen Inschriften wird das b in Anlehnung an das ägyptische Hauszeichen (vgl. hebr. bajith, Haus) als ein geschlossenes oder mit einer kleinen Oeffnung versehenes Viereck gezeichnet. Dagegen wird auf den Inschriften von Glozel regelmässig das südarabische oder lihjanische Hauszeichen (zwei senkrechte oder etwas einwärts gekehrte Striche mit einem wagrechten Oberstrich als Dach) oder auch das thamudische (mit gerundetem Dach) verwendet. Damit hat das zweite Zeichen auf der fünften Zeile unserer Inschrift nichts zu schaffen. Dasselbe entspricht vielmehr wesentlich dem sinaitischen Daleth oder d, indem es wie dieses einen Türpfosten mit daran befestigtem Türflügel (vgl. das hebräische Wort däläth, Türflügel) darstellt. Der Türflügel wird allerdings am Sinai gewöhnlich als ein Höcker über oder unter oder neben dem Türpfosten gezeichnet. Aber ganz so wie hier finden wir das d z. B. auch in ba^adat, dem vorletzten Wort der mittleren Kolumne auf der sinaitischen Inschrift Nr. 353.

Das dritte Zeichen ist ohne Zweifel ein Aleph, das noch wesentlich dem sinaitischen Aleph entspricht. Das glozelianische Aleph besteht nämlich aus einem beinahe rechten, oder auch mehr spitzen Winkel, wovon der vordere Schenkel oft etwas

gebogen ist. Es soll eigentlich einen Rindskopf vorstellen (vgl. hebr. 'äläph, Rind). Dieses Rindskopf-Zeichen des Aleph wird allerdings in den sinaitischen Inschriften hier und da noch recht ausführlich gezeichnet, aber oft genug auch schon in ganz einfachen Umrissen als winkelartiges Zeichen mit oder ohne Querstrich dadurch, wie hier.

Unter dem Aleph und Daleth findet sich endlich noch ein wagrechter, gleichmässig dicker Strich, der wiederum nur das vereinfachte, strichartige n sein kann. Wegen Raummangels läuft der Strich hier nicht schräg aufwärts nach links oder rechts, sondern liegt er horizontal.

Auf der letzten Zeile unseres Täfelchens steht also das Wort nd'n, das ohne Zweifel von nada', mit Aleph am Schluss, abzuleiten ist. Das n am Ende des Wortes muss darum = ni. gelesen werden. Es ist das Pronominalsuffix der ersten Person. Aber es steht davon nur das n, während das Vokalzeichen des i (Chireq) weggelassen ist. Auf der sinaitischen Inschrift Nr. 349 (Zeile 5 und 6) finden wir es gradeso.

Das dem letzten, n^eda'ani zu lesenden Wort zu Grunde liegende hebräische Verbum nada' (mit Aleph am Schluss) bedeutet stossen. Es wird später vornehmlich gebraucht im Sinn von austossen, entfernen (expellere, remove). Aber aus dem Wort selbst ergibt sich, dass es auch einen oder den Stoss geben, bewegen, treiben, antreiben bedeuten kann. Die Septuaginta übersetzt denn auch das hebräische Wort nid in Hiob 16,5 mit κίνησις, Bewegung. Und in 2 Kön. 17,21 gibt sie das hebräische Wort nada', durch das griechische ἵκανθω wieder, das in Act. 7,45 gebraucht wird im Sinn von austossen, in Act. 27,39 dagegen im Sinn von antreiben, treiben.

Auf unserem Schrifttäfelchen steht also :

« Šakaph ist begraben.

Wehe deinem Freunde (oder Verwandten, Volksgenoss (n))!

Die Erinnerung hat mich bewegt oder getrieben »

(nämlich diese kleine Gedenktafel aufzustellen).

Dass wir in dieser Tafel von Glozel eine Totentafel haben feststellen können, stimmt ganz zu der Tatsache, dass an der Fundstätte mehrere Gräber sich befinden.

Ganz besonders merkwürdig und bedeutsam ist es nun aber, dass diese Schrifttafel aus Glozel in einer Sprache geschrieben ist, die man als althebräisch bezeichnen kann, und mit einer Schrift, die noch stark mit der sinaitischen Schrift verwandt ist, wenn sie auch bereits mit vereinfachten sinaitischen und neuen, jüngeren Zeichen durchsetzt ist. Sowohl der Sakaph genannte Tote als auch der Verwandte oder Freund, der ihm die Gedenktafel gewidmet hat, müssen Semiten gewesen sein. Hieraus habe ich gleich zu Anfang geschlossen, dass in alter Zeit Semiten nach Glozel gekommen sind und da eine Niederlassung gegründet haben, neben der sie natürlich auch ihre Toten begraben haben. Nach der mit der sinaitischen Schrift verwandten, aber doch offenbar jüngeren Schrift des Täfelchens meinte ich das letztere frühestens um 1400 vor Chr. oder auch einige Zeit später datieren zu müssen, ein Ansatz, den ich freilich heute, nach genauerer Bekanntschaft mit dem glozelianischen Alphabet für viel zu früh halte. Diese Semiten nun schienen mir, ebenfalls der von ihnen hinterlassenen Schrift wegen, aus der Sinai-Gegend zu stammen. Und aus diesem Umstand meinte ich auch schliessen zu dürfen, dass sie in Glozel und Umgebung mit Produkten gearbeitet und gehandelt haben, wie sie am Sinai gewonnen wurden. Im Minengebiet der Sinai-Halbinsel, speziell im Wadi Maghâra und auf der etwas nördlicher gelegenen Höhe von Serabit el Khadem, von der ich nachgewiesen zu haben meine, dass sie der biblische Sinai ist, wurde ja seit uralter Zeit zuerst von der einheimischen Bevölkerung, später durch die Aegypter auf Malachit, Türkis und Kupfer gegraben und mit der aus Malachit und Türkis bereiteten Farbe und Schminke sowie mit dem da gewonnenen Kupfer wurde in jener Gegend von Alters her ein lebhafter Handel getrieben. Darum meinte ich auch in jenen Semiten von Glozel Leute sehen zu müssen, die mit Kupferwaren, vielleicht auch mit Farbe und Schminke gehandelt und im Zusammenhang damit auch wohl Töpferar-

beit betrieben haben. Dass diese Semiten wirklich mit Kupfer gearbeitet und mit Kupferwaren Handel getrieben haben, konnte ich freilich nicht strikt beweisen, da man in Glozel nichts von Kupfer gefunden hat. Aber das beweist nichts gegen den Gebrauch von Kupfer seitens jener Semiten. Das Terrain von Glozel ist offenbar eine alte Ruinenstätte, die schon in früher Zeit vollständig ausgeplündert und immer wieder abgesucht worden ist, so dass alles irgendwie Wertvolle vollständig verschwunden ist und nur meist kleine, armselig anzusehende Sachen zurückgeblieben sind, mit denen niemand etwas anzufangen wusste. Ja es wäre ohne Zweifel noch viel weniger erhalten geblieben, wenn nicht manches von Anfang an in den Gräbern Schutz gefunden hätte, und anderes, was auf der Oberfläche herumlag, bei den für die Nutzbarmachung des Terrains nötigen Aufräumarbeiten teils ebenfalls dahin, teils sonstwie unter den Boden gebracht worden wäre.

2. Geschäftliches aus Glozel.

Wenige Tage, nachdem ich mich über die Grabinschrift in einem Artikel im « Allgemeinen Handelsblad » von Amsterdam vom 14. Dezember 1927 in dem angegebenen Sinne geäußert hatte, kam mir in der von Prof. Flinders Petrie herausgegebenen englischen Zeitschrift « Ancient Egypt » vom September 1927 (Part III, S. 96 ; vgl. auch « The Graphic » vom 3. Dezember) eine weitere, aus dem zweiten Faszikel von Dr. Morlet und E. Fradin (S. 15, Fig. 14)¹⁾ entlehnte Schrifttafel aus Glozel von 7 bis 8 Zeilen zu Gesicht, die mir meine Auffassung der Dinge vollkommen zu bestätigen schien (vgl. die Abbildung Nr. 4).

Die Inschrift auf dieser grösseren Tontafel ist besonders schön und deutlich und die Schrift ist auch hier im Grunde

¹⁾ Nouvelle Station Néolithique, Fascicules I–IV, Vichy, O. Belin, 1925–1927.

ersichtlich sinaitisch, wenn auch wieder einige vereinfachte und jüngere Zeichen zur Anwendung kommen. Am Anfang der Inschrift steht ein Wort, dessen erster Buchstabe unten etwas verwischt ist. Ich hielt ihn zunächst für ein h. Aber es ist ohne Zweifel ein bogenartiges, in die Länge gezogenes, nicht ganz senkrecht, sondern etwas schiefstehendes Schin oder Sin, wie es auf den Inschriften von Glozel oft gefunden wird (vgl. z. B. dasselbe Schin auf der dritten Zeile dieser Tafel sowie auch das stehende südarabische, lihjanische und thamudische Schin). Seiner Form nach erinnert das Zeichen noch stark an das entsprechende wagrechte sinaitische.

Der zweite Buchstabe ist ein ziemlich rechtwinkliges sinaitisches Tau (t), das aber wie fast alle Buchstaben der ersten Zeile etwas schief nach links steht. Sollte das Zeichen ein kreuzförmiges Teth (t) sein (vgl. das in der Einleitung S. 20 hierüber Gesagte), so wäre es hier ohne Zweifel statt eines Tau gebraucht.

Das dritte Zeichen ist ein einfach gezeichnetes, dem späteren hebräischen Buchstaben bereits sehr ähnliches r (Umriss von Schädel und Hinterkopf).

Wir bekommen mit diesen drei Buchstaben das Wort str (mit Sin), das schneiden, spalten, zerstören bedeutet (vgl. das Arabische). Dem Zusammenhang nach wird das Wort als Participium passivi aufzufassen, also satur zu lesen und mit gespalten, gebrochen, geborsten zu übersetzen sein.

Auf dieses erste Wort folgen die drei weiteren kp zll dlng = kaph zolel dalnag = die schlechte oder geringe, schwache Pfanne oder Schale.

In kaph haben wir zunächst ein k, das unten einen etwas gerundeten Fuss und oben eine Art Hütchen hat, indem von der Spitze aus ein kurzer Strich schräg abwärts nach rechts geht und von dessen Ende aus wieder ein kleiner horizontaler Querstrich nach links bis zum Hauptstrich des Buchstabens oder selbst noch durch diesen hindurch läuft. Dieses k entspricht genau der zweiten Hauptform des k auf den sinaitischen Inschriften.

Auf das k in kaph folgt dann das glozelianische, noch we-

sentlich sinaitische Lippenzeichen des p, das aus zwei hier etwas schrägstehenden parallelen Strichen besteht.

Dass das Wort kaph in der Bedeutung von Pfanne oder Schale maskulinisch gebraucht wird, sei beiläufig bemerkt.

Im Wort zll oder zolel haben wir sodann zunächst ganz deutlich das aus zwei schief gegeneinander- oder auseinanderlaufenden Strichen bestehende sinaitische Zajin in schräger Stellung. Darauf folgt zweimal das gebogene sinaitische Horizont-Zeichen des l. Das erste, nach links eingebogene, hat den Haken oben rechts, das zweite, nach rechts eingebogene, hat den Haken unten links. Das Wort, das als Participium activum von zll = zolel zu lesen ist, bedeutet: schlecht, gering.

Dass im Wort dng des erste Buchstabe ein d ist, kann nicht bezweifelt werden. Es ist freilich nicht mehr das alte, noch ausführlich als Türpfosten mit daran hängendem Türflügel gezeichnete d, wie wir es auf der fünften Zeile der zuerst besprochenen Inschrift gefunden haben. Aus dem ursprünglichen sinaitischen Türflügel ist hier der Einfachheit und des leichteren Schreibens wegen ein blosser von der Mitte des Türpfostens ausgehender, gerader Strich geworden, der bald dicker, bald dünner gezeichnet wird und oft zu einem kleinen Seitenstrichlein zusammenschrumpft. An dem oberen, den Türpfosten andeutenden Strich, finden sich hier aber noch nicht die kleinen Häkchen links und rechts, die er sonst vielfach noch zur schärferen Ausprägung des ganzen Zeichens bekommt.

Auf dieses d folgen dann zunächst zwei Buchstaben übereinander, nämlich das gebogene sinaitische Horizontzeichen des l über einem schrägstehenden strichartigen n und dahinter noch das sinaitische Winkelzeichen des g. Das sich so ergebende Wort dalnag habe ich auf den mir bekannten Inschriften dreimal gefunden. Es sieht aus wie eine volkstümliche Komposition aus dl und dng, wobei dal das Aermliche, danag bzw. ng das Weiche andeutet (vgl. dng, png, pnk).

Die vier ersten Worte der Inschrift können wir also vorläufig übersetzen: Zerbrochen oder gespalten oder geborsten ist die schlechte, schwache Pfanne oder Schale.

Hinter dalnag findet sich dann zunächst oben links von der Spitze des g noch die deutliche Spur eines kleinen ovalen, süd-arabischen oder lihjanischen Wau = und. Darauf beginnt das nächste Wort mit dem uns schon von der ersten Inschrift her bekannten grossen und starkgewundenen Schlangenzeichen des n, dessen Hals oder Kopf sich nach links erhebt. Dahinter folgt ein sinaitisches z (zwei beinahe parallele, aber nach links mehr auseinanderlaufende Striche) und ferner am Anfang der dritten Zeile das sinaitische Winkelzeichen des g. Wir bekommen so das Wort nzg. Als Niphal von jzg = jsg (also nissag mit Šade) bedeutet es: es wird fest hingestellt oder festgemacht. Das Subjekt zu nzg bringt das folgende Wort nchscht = n^ochoschet = n^ochoscheth, Kupfer, Erz oder auch Bronze. In dem genannten Wort haben wir zunächst ein n, wie wir es bisher noch nicht angetroffen haben, nämlich in der Gestalt eines in halbkreisförmiger Rundung daliegenden Fisches. Wir finden dieses nordsemitische n später noch einmal am Anfang der sechsten Zeile, wo es sich ganz deutlich als der unmittelbare Vorläufer des späteren hebräischen Nun (Fisch) - vorstellt. Auf dieses n folgt ein Cheth in der Form des moabitischen, althebräischen, phönizischen und altaramäischen Zeichens, das aus zwei parallelen senkrechten oder wagrechten Strichen mit einem oder mit mehreren Verbindungsstrichen dazwischen besteht. Dass die eine oder andere Seite oder auch beide Seiten des Cheth verkürzt werden, kommt auf den Inschriften von Glozel mehrfach vor und ist eine allgemeinere Erscheinung (vgl. die Schrifttafel von Gesenius unter: «Münzen und Gemmen»). Von den zwei weiteren Buchstaben endlich ist der erste ein stehendes, längliches, bogenartiges Schin (vgl. das oben Bemerkte). Den zweiten, ein ziemlich rechtwinkeliges Kreuz, könnte man für ein schiefstehendes Tau halten. Doch könnte das Zeichen auch ein kreuzartiges Teth sein. Das würde an der Sache selbst nichts ändern. Es wäre dann lediglich ein Fehler in der Orthographie zu konstatieren. Die vier Buchstaben ergeben mit Sicherheit das Wort n^ochoschet = n^ochoscheth, was Kupfer, Erz oder Bronze bedeutet.

Da man den Participialsatz am Anfang als Bedingungs-
satz und die folgenden mit Wau eingeleiteten Worte als Nach-
satz dazu aufzufassen haben wird, so hat man die beiden ersten
Sätze der Inschrift zusammen zu übersetzen: « Ist die schlechte,
schwache Pfanne oder Schale gebrochen oder geborsten, so
(w^e) wird Kupfer (daran) festgemacht ».

Der Wert von Kupfer oder Bronze für die Herstellung
von allerlei Gerätschaften wird dann im Folgenden noch weiter
auseinander gesetzt. Das nächste Wort beginnt mit einem ovalen,
beinahe runden Ajin, wie wir es im Südarabischen, Lihjanischen
und Thamudischen, aber auch im Moabitischen, Althebrä-
ischen, Phönizischen und Altaramäischen finden. Auf das Ajin
folgen dann noch zwei vereinfachte, mehr oder weniger schräg-
stehende d am Ende der dritten und am Anfange der vierten
Zeile. Diese beiden d haben, wenn auch in teilweise verschiedener
Stellung, dieselbe Form wie das d am Anfang der zweiten Zeile.
Wenn der von der Mitte der Basis ausgehende Strich allmählig
etwas dicker wird, so kann man zur Erklärung davon an das
südarabische und lihjanische d erinnern, bei dem der am Tür-
pfosten hängende kleine dreieckige Türflügel auch nach aussen
allmählig breiter wird. Das Wort dd = 'oded, das wir so
bekommen, ist ohne Zweifel das Pilel von ud. Man wird
darum das Wort zu übersetzen haben: 'es richtet wieder auf,
es stellt wieder her, es erhält oder verstärkt.

Das erstfolgende Wort beginnt mit dem Mund- oder Lippen-
zeichen des p, d. h. mit zwei wagrechten, parallelen Strichen,
wovon der untere der Sache entsprechend etwas gebogen ist,
und schliesst mit einem sinaitischen Jod mit zwei Häkchen
am Anfang und einem nach rechts abwärts verlaufenden Fuss.
Aber unter oder zwischen diesen beiden Buchstaben ist noch
ziemlich deutlich die Spur eines liegenden, strichartigen n
wahrzunehmen, so dass man nicht pî (Rand), sondern pnj =
penê (st. cstr. von panim) Oberfläche zu lesen haben wird.

Hieran schliesst sich zunächst ein Wort, das mit einer
Ligatur von wenigstens drei Buchstaben geschrieben ist. Es
findet sich in dem Zeichenbild zunächst ein rechtwinkeliges g.

Indem aber der untere Schenkel des Winkels durch einen senkrechten Strich geschnitten wird, entsteht zugleich ein Tau. Ein zweites kleines Tau ist oben in der Mitte eingefügt, und da der wagrechte Strich des letzteren auch noch den oberen Schenkel des g schneidet, so scheint man damit selbst noch ein drittes Tau zu bekommen. Man wird also gtt oder gttt = giftith, Zither zu lesen haben. Wir werden derselben Ligatur noch auf zwei anderen Tafeln begegnen, wo durch den Zusammenhang bestätigt wird, dass es sich um ein musikalisches Instrument wie eine Zither handelt.

Ob die im Weiteren noch aufgezählten Gerätschaften ebenso wie das genannte Wort in Verbindung mit p^ene als Genetive oder als direkt von 'oded abhängige Accusative aufzufassen sind, lässt sich schwer entscheiden. Nehmen wir das letztere als wahrscheinlicher an, so wird noch genannt: zg — zag (von zgg oder zug mit sinaitischem Zajin und g), das Sieb, kd = kad (gewöhnliches k, vereinfachtes d mit Seitenhäkchen am Oberstrich), den Krug, das Schwert (gezeichnet), die Lanze (gezeichnet), den Doppelhaken (zum Schütteln von Bäumen oder zum Abbrechen von dürrer Holz, gezeichnet), nb = nab, den Bohrer (von nbb, wie ned oder nad von ndd, mit Nun-artigem n und südarabischem oder lihjanischem Beth), das Dolchmesser (gezeichnet mit kreuzartigem Handgriff und unten gebogener Schneide), lnd' = lindo', zum Stossen (geschwungenes, rechts vielleicht noch mit einem Haken versehenes l über einem strichartigen n, vereinfachtes d mit Seitenhäkchen am Oberstrich, sowie stehendes, oben etwas eingedrücktes sinaitisches Aleph), gn = gon, [zum] Schützen oder Verteidigen (zwischen den zwei letzten Zeilen stehendes g und strichartiges, liegendes n, Infin. von gnn), glch = gallach, [zum] Scheren (Infin. Piel, mit sinaitischem g und l und einem Cheth wie Z. 3, nur mit gleichlangen Hauptstrichen), die Sichel (gezeichnet als langes, gebogenes Messer mit Handgriff), den Haken (gezeichnet als grösserer, stumpfer Winkel mit einem aufgerichteten scharfen Haken unten) l^emad, für das Kleid oder die Kleider (oben links von der Zeichnung

des Hakens das sinaitische gebogene Horizontzeichen des l, links daneben ein m, dessen mit majim, Wasser, zusammenhängende Wellenlinie hier nicht mehr so lang erscheint wie auf den sinaitischen und öfters auch noch auf den glozelianischen Inschriften, sondern bereits die verkürzte und stilisierte Form eines niedrigen und etwas breitgezogenen grossen lateinischen N hat ; dazu kommt noch unter dem l ein vereinfachtes d wie oben am Schluss von Z. 3).

Kurz zusammengefasst lautet also die Inschrift : « Ist die schlechte (geringe), schwache Pfanne oder Schale zerbrochen oder geborsten, so wird Kupfer (Bronze) daran festgemacht. Es verstärkt die Oberfläche der Zither, das Sieb, den Krug, das Schwert, die Lanze, den Doppelhaken, den Bohrer, das Dolchmesser zum Stossen, Schützen, Scheren, die Sichel, den Kleiderhaken ».

Was wir hier vor uns haben, scheint eine Art Reclame-Tafel jener nach Glozel gekommenen semitischen Handwerker und Händler zu sein. Da sie in alter hebräischer Schrift und Sprache geschrieben ist, konnte die einheimische Bevölkerung sie nicht lesen und verstehen. Sie konnte höchstens an den gezeichneten Gegenständen sehen, um was es sich handelt. Für ein semitisches Publikum, d. h. für die andern in Glozel und Umgebung wohnenden hebräischen Ansiedler kann diese Reclame-Tafel auch nicht wohl bestimmt gewesen sein. Denn diese waren ja mit dieser ganzen Waren-Fabrikation bekannt genug. Eher könnte man daher annehmen, dass die Tafel für einen umherziehenden Verkäufer, der sowohl des Hebräischen als der Landessprache mächtig war, geschrieben ist. Und noch eine andere Erklärungsmöglichkeit ist vorhanden. Die Tafel könnte auch eine im Reklamestil gehaltene Schreibübung oder eine solche Vorlage für den Unterricht im Lesen und Schreiben sein. Diese Annahme wird besonders nahegelegt durch einige andere Schrifttäfelchen, speziell eines davon, worauf wir weiter unten zu reden kommen werden.

Das Wichtigste ist nun aber dies, dass auf dieser Tafel ausdrücklich gesagt wird, dass die Semiten zu Glozel mit

n^echoschet gearbeitet und mit daraus verfertigten Gegenständen Handel getrieben haben. Und dass unter n^echoschet nicht bloss Kupfer, sondern speziell auch Bronze zu verstehen ist, stellen die auf der Tafel genannten Gegenstände, in erster Linie die Waffen (Schwert, Lanze, Dolchmesser), aber auch der Bohrer, der Doppelhaken ausser Zweifel. Das weiche Kupfer taugte ja hierfür nicht.

Ebenfalls Reklame-Charakter hat eine Inschrift im zweiten der genannten Faszikel, S. 13, Fig. 12 (vgl. die Abbildung Nr. 5).

Ich lese darauf das Folgende. Es (d. h. das Kupfer) beschützt (gⁿⁿ = Partic. g^{onen}, g, stark gewundenes schlangentartiges n, halbkreisförmiges, dem Nun verwandtes n), wenn es geschmolzen (n^{tk} = Part. pass. n^{atuk}, strichartiges n, Tau, etwas verwischtes rundes thamudisches Wau mit Punkt darin am Anfang der zweiten Zeile, gewöhnliches k) darüber hinfliesst (o^{dep}, Partic. von 'dp, überfließen, mit einem als halbes Auge gezeichneten, kessel- oder becherartigem Ajin, vereinfachtem d mit Seitenhäkchen oben, Lippenzeichen des p) die Oberfläche (p^{nj} = p^ene, Lippenzeichen des p, darunter verblasstes strichartiges n und direkt links vom p ein verblasstes sinaitisches j mit zwei Häkchen und einem Fuss, der sich um den unteren Strich des p nach rechts herumbiegt) des Getreidemasses (l^{tk} = lätäkh, Ligatur von drei Buchstaben; hinten steht offenbar ein k mit zwei aufwärtsgerichteten Zacken rechts unter der Spitze, ähnlich dem moabitischen und althebräischen k mit den zwei Seitenzacken nach links; der vom k nach rechts laufende gebogene und zuletzt noch etwas aufwärts gerichtete Strich scheint ein l zu sein, das mit Hilfe des senkrechten Striches, der es vorne schneidet, zugleich zu einem t gebraucht wird), der Handmühle (t^{chn} = t^echon, mit moabitischem, phönizischem und altaramäischem Teth, das eigentlich aus einem Kreis mit einem Kreuz darin besteht, hier aber unter Weglassung des Kreises zu einem blossen schiefen Kreuz mit spitzen Winkeln oben und unten in der Gestalt eines grossen lateinischen X vereinfacht ist, ferner mit einem Cheth

wie in den genannten Alphabeten, auch dem althebräischen, sowie endlich mit einem wagrechten strichartigen n unter dem Cheth).

Darauf werden noch verschiedene andere Gegenstände oder Geräte genannt, je mit einem l vor dem Namen. Dieses l könnte die nota Genetivi sein. Doch ist das fraglich. Ich übersetze es lieber mit : es ist gut für, oder es dient für.

Wir lesen also weiter : es ist gut für (sinaitisches l als flacher Bogen) die Sichel (ngl = maggal, wie auf anderen Inschriften von Glozel, mit halbkreisförmigem n, schiefstehendem g, stark gebogenem, oben nach rechts gerundetem, unten etwas verwischtem sinaitischem l), für (l als grösserer flacher Bogen) das Messer (kleiner flacher Bogen, mit dem hier offenbar ein Gerät, wahrscheinlich ein kleines Messer angedeutet wird), für (l wie oben) den Bohrer (gezeichnet wie ein Pfropfenzieher), für (l mit einem etwas verwischten Haken oben nach links) das Schöpfrad (ggl = galgal, g über einem leicht gebogenen l, noch ein g am Schluss der fünften Zeile und ein l mit einem Haken oben nach rechts am Anfang der folgenden Zwischenzeile) des Gartens (hgn = haggan; das ganz sinaitisch gezeichnete h auf der genannten Zwischenzeile links vom l ist der Artikel zu dem folgenden Wort, das am Anfang der letzten Zeile steht, aber schwer zu lesen ist ; das einfachste ist in dem ersten Buchstaben desselben ein g zu sehen, auf das dann direkt ein senkrecht nach unten laufendes strichartiges n folgt ; vielleicht dass unter dem n noch ein verblasstes h steht, so dass nicht gan, sondern gannah zu lesen wäre), für (liegendes, gebogenes l) den Korb oder die Schüssel (tänä', kreuzartiges Teth mit spitzen Winkeln oben und unten, strichartiges n links darunter, sinaitisches Aleph), für den Speer (lach^anît, gebogenes l, das oben noch etwas über das Aleph hinläuft, leiterartiges Cheth, halbkreisförmiges n, unten zwischen den beiden letztgenannten Buchstaben, speziell dem unteren Teil des Cheth entlang, ein etwas verblasstes j mit zwei Häkchen und nach rechts laufendem Fuss und unter dem n ein Tau als kleines aufrechtes Kreuz).

Der kurze Inhalt der Tafel ist also dieser : « Es (das Kupfer oder die Bronze) beschützt, wenn es geschmolzen darüber hinfließt, die Oberfläche des Getreidemasses, der Handmühle. Es ist gut für die Sichel, für das Messer, für den Bohrer, für das Schöpfrad des Gartens, für den Korb oder die Schüssel, für den Speer ».

Die Tafel erscheint ihrem Inhalt nach als unmittelbare Fortsetzung und Ergänzung zu der vorhergehenden. Nur im Zusammenhang mit dieser begreift man, dass das Subjekt für das erste Wort derselben, d. h. für *gonen* (= es beschützt) das Kupfer oder die Bronze ist.

Ein anderes beschriebenes Täfelchen ähnlichen Inhaltes habe ich abgebildet gefunden in «The Paris Times» vom 4. Januar 1928 (vgl. die Abbildung Nr. 6).

Es ist das Täfelchen, auf dem man gemeint hat, den Namen *Clozel* oder *Glozel* lesen und in einem Zeichen, das nichts anderes als ein semitisches *Teth* ist, einen Fabrikstempel nachweisen zu können. Tatsächlich steht etwas ganz anderes auf der Inschrift. Sie beginnt mit den Worten : *zg* (offenbar Name ; sinaitisches *z* und *g*) hat gegeben (*nṯl* oder *ntl* = *natan*, vgl. das syrische Wort ; Nun-artiges *n*, kreuzförmiges *Teth* oder etwas schiefstehendes, rechtwinkliges *Tau*, sinaitisches *l* mit gerundetem Haken oben nach rechts) dem (hinter dem *l* von *ntl* muss etwas tiefer noch ein *l* gestanden haben, aber auf der vorliegenden Abbildung findet sich nur noch der untere Teil desselben, der am Ende der ersten Zeile noch etwas in die zweite herunterragt. Der obere Teil des Buchstabens dagegen, der zu weit links stand, ist leider abgeschnitten ; dieses *l* zeigt den Dativ an). Darauf folgt am Anfang der zweiten Zeile ein aufrecht dastehendes strichartiges *n*, ferner ein stehendes sinaitisches *z*, bestehend aus zwei Strichen von ungleicher Länge, wovon der erste schräg gegen den senkrechten zweiten läuft, während ein leichtgebogenes, mit einem kleinen Haken unten versehenes sinaitisches *l* über den ersten Strich des *z* gelegt ist. Damit bekommt man den Namen *nlz*, so dass man zu lesen hat : dem *nlz*.

Was die beiden Namen betrifft, so könnte man versucht sein, Zg = Zag (von zug = zgg, zkk, läutern) zu übersetzen mit: der Schmelzer. Nlz ist ohne Zweifel Partic. Niphal von luz (sich wenden, vgl. das arabische Wort) und darum Naloz zu lesen. Das bedeutet im biblischen Hebräisch: der Verkehrte, der Sünder. Aber diesen Namen kann der Mann nicht wohl getragen haben. Naloz könnte der sich Wendende, Verkehrende bedeuten. Dann aber kann man darunter vielleicht auch den Dolmetscher (den sprachlich sich Verkehrenden) verstehen, wofür in Gen. 42, 23 das Participium Hiphil von dem mit luz unmittelbar verwandten, ja wohl davon herkommenden und eigentlich abbiegen bedeutenden lîš, d. h. melîš gebraucht wird. Zag hat also dem Naloz etwas gegeben oder mitgegeben. Dass es Waren sind, zeigt das Folgende. Aber ehe davon genauer die Rede ist, wird zunächst gesagt, wozu es ihm gegeben wurde. Dies wird angedeutet durch das folgende Wort lnd (ein sinaitisches gebogenes l über einem aufrechten strichartigen n und dahinter noch ein vereinfachtes sinaitisches d ohne Seitenhäkchen am Türpfosten). Das Wort lnd = lanud (Infin. Qal von nud mit vorgesetztem l) bedeutet zum Schweifen, zum Hin- und Herziehen oder Umherziehen. Dem Naloz wurden also Waren mitgegeben, um damit umherzuziehen und sie bei der einheimischen Bevölkerung an den Mann zu bringen.

Die Waren, die Naloz mitbekam, werden sodann Stück für Stück aufgezählt: eine Sichel (gezeichnet als ein grosses, stark eingebogenes Messer mit Handgriff), ein Doppelhaken (gezeichnet), ein Schöpfeimer (d^elî, vereinfachtes d, sinaitisches l in der Gestalt eines leichtgebogenen Striches mit kleinem Haken unten nach links, sinaitisches j, wovon der abwärts nach rechts laufende Fuss unter den beiden Häkchen verwischt ist), eine Schleuder (gezeichnet fast wie ein rechtwinkeliges Dreieck, das einer Säge ähnlich sieht, aber doch eher eine Schleuder sein wird, da der Grundstrich nicht ganz an den linken Schenkel anschliesst), ein Messer (ta'ar = ta'ar, volles moabitische, phönizische oder altaramäische, als Kreis mit Kreuz darin gezeichnetes Teth, sodann ein liegendes, noch besonders deut-

lich als halbes Auge gezeichnetes Ajin mit kleinem Seitenstrich nach rechts und dahinter ein r) zum (verblasstes l unter dem Bogen des r in der Gestalt eines kleinen flachen Bogens mit Haken nach rechts) Scheren (gz = goz, g und mit zwei stehenden, schief gegeneinander laufenden Strichen gebildetes z) und (kleines etwas verwischtes Zeichen, wahrscheinlich kleines süd-arabisches oder lihjanisches Wau mit Strich dadurch) zum Abschneiden oder Absägen (lnsr = linsor, kleines, unten etwas verwischtes l in der Gestalt eines stumpfen, nach links geöffneten Winkels, ähnlich dem nordsemitischen Lâmadh, strichartiges n mit kurzem Seitenstrich nach rechts, stehendes sinaitisches Sin, kleines r, das Wort ist der Infinitiv von nsr mit vorgesetztem l; zum Verbum vergleiche man das hebräische massor mit Sin = Säge, das arabische nsr mit Sin, sägen, und das aramäische und neuhebräische nsr mit Samekh) des Laubs (aläh, mit rundem Ajin, liegendem gebogenem sinaitischem l und oberflächlich geschriebenem sinaitischem h).

Es steht also auf der Tafel: «Zag (der Schmelzer) hat dem Naloz (dem Dolmetscher?) gegeben zum Umherziehen eine Sichel, einen Doppelhaken, einen Schöpfeimer, eine Schleuder, ein Messer zum Scheren und zum Abschneiden des Laubs». Wahrscheinlich sind aber die einzelnen Ausdrücke kollektiv zu verstehen, so dass von Sichel usw. in der Mehrzahl die Rede ist.

Die Tafel kann als Beweis für die einfache Buchhaltung angesehen werden, welche die semitischen Händler und Handwerker geführt haben. Zugleich zeigt sie, wie sie ihre Waren durch einen Dolmetscher, d. h. eine damit umherziehende, der Landessprache mächtige Person, zu verkaufen gesucht haben.

3. Aus der Schule in Glozel.

Hatten wir es auf den bisher besprochenen Tafeln mit einer Grabschrift sowie mit drei Inschriften geschäftlichen Inhaltes zu tun, so tragen die Inschriften, die ich nun folgen lasse, einen

etwas anderen Charakter. Die drei ersten davon habe ich in der englischen Zeitschrift «The Sphere» gefunden, die in ihrer Nummer vom 22. Oktober 1927 einige photographische Abbildungen aus Glozel und speziell auch aus dem Museum daselbst gebracht hat (vgl. die Abbildung Nr. 7).

Beginnen wir mit dem untersten und grössten dieser in einem Ständer des Museums stehenden Täfelchen, so ist die Lesung der ersten Zeile dadurch einigermassen erschwert, dass auf sie etwas Schatten vom Fach des Ständers, in dem man das Täfelchen photographiert hat, gefallen ist. Aber lesen lässt sich die Zeile darum doch noch recht wohl. Der erste Buchstabe besteht aus einem kleineren wagrechten Unterstrich und einem von dessen Mitte vertikal aufsteigenden längeren Strich, von dem aus oben noch zwei gebogene Arme nach rechts und links ausgehen. Man könnte den Buchstaben für ein sinaitisches h halten. Aber der Unterstrich macht diese Annahme unmöglich. Das Zeichen ist ohne Zweifel ein sinaitisches Jod, freilich nicht das Jod mit den zwei Häkchen oben, d. h. mit den Ohren und ferner der Rückenlinie, dem Schwanz und der Sitzlinie des Tieres von Seth. Es ist vielmehr die zweite Art des sinaitischen Jods, das nach dem Vorbild einer Hand mit drei aufwärts gerichteten Fingern gezeichnet ist und wobei der Unterstrich ursprünglich ein Stück des Armes vorstellen soll.

Der zweite Buchstabe ist das durch zwei ziemlich wagrechte parallele Linien angedeutete Lippenzeichen des p, während der dritte ein schiefstehendes und zur Füllung des Raumes breitgezogenes sinaitisches h ist, dessen Fuss noch in die zweite Zeile herunterreicht. Es steht demnach jph, ohne Zweifel das Piel von jph, also jippah = es macht schön.

Die zweite Zeile besteht, wenn wir von dem am Schluss sich findenden Fuss des h der ersten Zeile absehen, nur aus zwei Buchstaben, einem sinaitischen g und einem r, das hier noch ganz altsinaitisch mit den Umrissen eines ganzen Menschenkopfes, nicht bloss mit der Schädel- und Hinterkopflinie, sondern auch mit der Gesichts- und Halslinie

gezeichnet ist. Die beiden Buchstaben ergeben das Wort gr = gir = Kalk.

Was Kalk schön macht, wird in den nächstfolgenden Worten gesagt. Auf der dritten, etwas schräg abwärts laufenden Zeile finden wir nämlich zunächst drei sinaitische Zeichen, ein stehendes Zajin, ein kleines, etwas spitzwinkeliges Aleph und ein aufrechtes Tau, zusammen also wohl z^eeth (mit Zajin) = s^eeth (mit Sin). Das Wort s^eeth aber deutet den Fleck oder das Mal, oder, kollektiv genommen, die Flecken und Male auf der Haut an.

Nun folgen links vom t von z^eeth auf der dritten Zeile noch drei Buchstaben, ein g und ein z übereinander und neben dem letzteren noch ein zweites z. Ob man nun bloss gz = goz oder gzz = g^ezoz liest, jedenfalls hat man es hier zu tun mit dem Infinitivus Qal von gzz. Ich glaube, dass man goz zu lesen hat, und dass das zweite z bereits zum folgenden Wort gehört. In goz werden wir neben dem als status constructus aufzufassenden z^eet den Genetivus zu sehen haben, der sagt, wovon die Flecken oder Male herrühren. Es sind die Male des Scherens oder vom Scheren.

Hinter goz ist nun aber auch ein Objekt zu erwarten, und dieses folgt auch, wenn wir das z am Ende der dritten Zeile mit dem runden Ajin und dem thamudischen, bloss die Schädeldecke des menschlichen Kopfes darstellenden r am Anfang der vierten Zeile zusammennehmen. Wir bekommen so das Wort z^rr (mit Zajin) = s^rr (mit Sade). Es ist das Participium Qal von s^aar, klein, gering sein. Dieses zo^rer = so^rer deutet wohl wie in Sach. 13,7 das kleine Schaf an. Es scheint fast, als ob ein Korrektor das z am Ende der dritten Zeile noch zum vorhergehenden Worte gezogen und vor dem Ajin am Anfang der vierten Zeile, freilich etwas zu tief, ein S^ade oder Sin zur Ergänzung leicht eingekritzelt habe.

Was die Fortsetzung betrifft, so folgt auf der vierten Zeile (Mitte) zunächst ein aufrecht stehendes, strichartiges n und ein liegendes vereinfachtes sinaitisches d. Das gibt zusammen nd = nad (von nud oder nadad) = es weicht.

Die drei nächsten Buchstaben, das kleine k mit dem kurzen, etwas gebogenen Seitenstrich nach links am Ende der vierten Zeile, sowie das Cheth mit der verkürzten linken Seite und das stehende Schin am Anfang der letzten Zeile, bilden das als Subjekt zu nad gehörige Wort kchsch = kachsch, das Siechtum.

Die noch übrigen Buchstaben sind ein sinaitisches Aleph, ein einfaches k mit Seitenstrich nach rechts und ein fast dem späteren hebräischen Nun entsprechendes n. Zusammen ergeben diese Zeichen das Wort 'kn = 'ahken = fürwahr.

Auf dem Täfelchen steht also: «Schön macht Kalk die Male oder Flecken vom Scheren des kleinen Schafs. Es weicht das Siechtum fürwahr».

Es ist ein einfaches Bauernrezept, das die Semiten zu Glozel wohl auch an ihren Schafen erprobt haben. Die Schur der Schafe mit den unvollkommenen Werkzeugen muss damals eine wahre Tortur für die Tiere gewesen sein und hat natürlich allerlei Male und Flecken, Striemen und Schwellungen auf der Haut des Schafes zurückgelassen.

Das zweite kleine Täfelchen oben rechts ist darum etwas schwierig zu lesen, weil die linke Seite davon einigermassen unter die Latte des Faches geraten ist, worin das Täfelchen im Ständer des Museums von Glozel sich befindet. Aber da nur wenige Worte darauf stehen, hindert das nicht allzuviel.

Auf der ersten schief abwärts laufenden Zeile haben wir wohl zunächst ein vereinfachtes sinaitisches d mit dem eigentlich den Türpfosten andeutenden Strich als Basis, von dessen Mitte aus ein vertikaler Strich aufwärts geht. Darauf folgt ein kleines, schiefstehendes strichartiges n und ferner ein sinaitisches g. Das ergibt das Wort dng = donag, Wachs.

Die zweite Zeile beginnt mit einem runden Ajin und einem etwas schiefstehenden, rechtwinkeligen Tau. Vom dritten Buchstaben sieht nur noch ein kleiner Strich unter der oben genannten Latte hervor. Vermutlich ist er ein vereinfachtes sinaitisches d, so dass man wohl 'itd = 'itted (Piel von 'athnd) zu lesen haben wird. Das bedeutet: es macht bereit.

Darauf folgt auf der dritten Zeile ein regelrechtes sinaitisches

z, sogar noch mit dem ursprünglich die beiden gegeneinanderlaufenden Hauptstriche verbindenden Querstrich, sowie ein wagrecht liegendes sinaitisches j mit den zwei Häkchen am Anfang, links. Zusammen ergibt das $z\dot{i} = s\dot{i}$ (mit $\dot{S}ade$) = ein Schiff.

Die vierte Zeile beginnt mit dem stark gebogenen sinaitischen Horizontzeichen des l. Es folgt ein kammartiges moabitische, althebräische, phönizische und altaramäische h, sowie ein schiefstehendes, verkürztes sinaitisches j mit den zwei Häkchen am Anfang, wozu auf der letzten Zeile noch ein wellenförmiges m folgt, das stark dem geschriebenen deutschen m gleicht. Wir bekommen so $lhjm = l^ehajjam =$ für das Meer oder die See. Auf dem Täfelchen steht demnach: «Wachs macht bereit ein Schiff für das Meer».

Schwerer zu lesen ist das kleine Täfelchen oben links. Der darauf geschriebene Text beginnt mit dem Wort 'd = 'ad von 'ūd, es bedrückt, es beugt nieder. Das Aleph hat hier eine dem südarabischen, lihjanischen und thamudischen Aleph verwandte Form. Es besteht aus einem unten nicht geschlossenen Viereck, das aber nicht wie in den genannten Alphabeten oben ein Hörnchen oder zwei Hörnchen hat, sondern, wie dies öfter beim sinaitischen, auch beim moabitischen, althebräischen, phönizischen und besonders beim altaramäischen Aleph der Fall ist, in der Mitte durch einen von oben kommenden Strich geschnitten wird. Auf das Aleph folgt ein vereinfachtes sinaitisches d.

Unter oder zwischen dem Aleph und d scheint sich ein kleines sinaitisches h zu befinden. Wenn dem so ist, dann wird das h wohl der Artikel zu dem folgenden Substantiv 'am, das Volk, sein. Das Wort 'am ist geschrieben mit einem kleinen runden Ajin, wie es im südarabischen, lihjanischen, thamudischen, aber auch im moabitischen, althebräischen, phönizischen und altaramäischen Alphabet sich findet. Hinter dem Ajin steht die schlecht gezeichnete Wellenlinie eines m.

Die zweite Zeile beginnt mit dem Wort $pjd\dot{w} = pido$, sein Unglück (wagrechtes sinaitisches Lippenzeichen des p, sinaitisches j nach dem Vorbild der Hand mit den drei erhobenen

Fingern, schiefstehendes vereinfachtes sinaitisches d, kleines w = o, das unter der Lupe wie ein kleiner, oben zusammengebundener Sack erscheint).

Am Ende der zweiten Zeile folgt dann noch ein oben etwas zugespitztes, aber sonst fast rundes, freilich etwas verdorbenes Ajin. Nimmt man dazu das stehende strichartige n und das noch ganz ausgeprägt sinaitische h am Anfang der dritten Zeile, so bekommt man 'nh = 'onäh, Partic. von 'anah, nieder gebeugt ist. Das Subjekt dazu bringen die zwei letzten Buchstaben der dritten Zeile. Man findet da zunächst ein vereinfachtes sinaitisches r und dahinter die sinaitische, einem breitgezogenen lateinischen $\wedge\wedge$ gleichende Wellenlinie des m, zusammen also rm = ram, der Höhe.

Die vierte Zeile beginnt mit einem etwas schief stehenden leiterartigen Cheth. Dahinter ragt der Fuss des sinaitischen h von der oberen Zeile herein. Aber dann folgen zwei rechtwinklige Tau, wovon das erste etwas schief, das zweite aufrecht steht. Es ist also zu lesen chtt = chotet (Partic. von chatat), mutlos ist. Das Subjekt dazu wird durch die beiden letzten Buchstaben der vierten Zeile angedeutet. Sie bestehen aus den zwei schief gegeneinander laufenden Strichen eines sinaitischen z und einem gebogenen sinaitischen l, das über den ersten Strich des z gelegt ist. Die beiden Buchstaben ergeben zusammen das Wort lz = lez = les (mit Sade), der Uebermütige.

Auf der letzten Zeile ist leider der erste Buchstabe dem Rand entlang undeutlich. Ich meine ihn für die Zackenlinie eines m halten zu müssen. Darauf folgt ein rundes Ajin und ein schiefstehendes, vereinfachtes sinaitisches d. Zusammen ergeben diese drei Buchstaben das Wort m'd = mo'ed, unsicher ist (Partic. von ma ad, wanken, unsicher sein). Das Subjekt dazu bringen die zwei letzten, vollkommen deutlichen Buchstaben, ein fast liegendes vereinfachtes sinaitisches d und ein rundes oben etwas zugespitztes Ajin. Wir bekommen damit das Wort d' = de^{af}, das Wissen.

Auf dem Täfelchen ist demnach zu lesen: « Es bedrückt

das Volk sein Unglück (sein Hinsterben). Niedergebeugt ist der Hohe, mutlos der Uebermütige. Unsicher ist das Wissen » (über die Ursache der Epidemie oder über die Mittel zu ihrer Bestreitung?).

Diesen drei kleinen Inschriften lasse ich noch einige andere verwandten Charakters folgen und zwar zunächst ein Täfelchen, das ich in « La Tribune de Genève » (Morgenblatt vom 31. Januar 1928) abgebildet gefunden habe (vgl. die Abbildung Nr. 8).

Dieses Täfelchen enthält die grösste Anzahl Schriftzeichen, ungefähr hundert. Leider ist die äusserste linke Seite desselben, speziell im oberen Teile, etwas verdorben und auch der Schluss stark verwischt. Aber das hindert nicht allzuviel. Man kann darum doch noch sehr gut die folgenden Sätze und Sprüche auf dem Täfelchen lesen.

Schwach oder gering ist (dlng = dalnag wie auf der Inschrift Nr. 4, mit liegendem vereinfachtem sinaitischem d, sinaitischem, oben gebogenem Horizontzeichen des l, beinahe halbkreisförmigem, dem Nun verwandtem n und sinaitischem g) die Kraft (chj = chajil, moabitisches, althebräisches, phönizisches, altaramäisches Cheth mit nur e i n e m Verbindungsstrich, verkürztes, mit zwei Häkchen beginnendes sinaitisches j, sinaitisches l mit Haken unten nach rechts) des (stark eingebogenes, fast schon dem späteren Lamed ähnliches l als nota Genetivi) Falkens oder Habichts (nz = nez = neš, stark gewundenes, nach links gerichtetes Schlangenzeichen des n am Schlusse der ersten Zeile und sinaitisches z in der Form von zwei senkrechten, etwas schief gegeneinander laufenden Strichen am Anfange der zweiten Zeile). Er fürchtet sich (d'g = da ag, stehendes vereinfachtes, nicht mit Teth oder Tau zu verwechselndes d mit kurzem Seitenstrich nach rechts, kleines in Verbindung mit dem g gebildetes, sinaitisches Aleph und g) vor (lngd = lenägäd, mit spitzwinkeligem, nordsemitischem, dem syrischen Lâmadh gleichendem l, strichartigem, aufrechtem n, sinaitischem g, vereinfachtem d) dem Adler (ʿoznijah, Ajin in der Form eines aufrecht stehenden halben Auges ohne abwärts

laufenden Strich, sinaitisches z, stehendes strichartiges n und dahinter auf dem beschädigten Rand noch die erkennbaren Spuren eines j und eines h). — Weggeschafft oder weggetragen wird (ng' = nigga', Niphal von jg' = jgh I, geschrieben mit stehendem, strichartigem n, sinaitischem g und stehendem sinaitischem Aleph; das kleine scheinbare Seitenstrichlein vorne am n kann nur beim Druck durch Verwischung entstanden sein) die Habe (kjn't = kin'at, einfaches k, verkürztes sinaitisches j, langes und stark gewundenes, nach links gerichtetes Schlangenzeichen des n, rundes Ajin und dahinter am Schlusse der dritten Zeile ein als Kreis mit Kreuz gezeichnetes moabitisches, phönizisches, altaramäisches Teth, also kin'at = kin'at, stat. cstr. von kin ah = k^ena'ah) des Armen oder Schwachen (dll = dolel, Part. von dll II, geschrieben mit einem d, das aus einem senkrechten Strich mit kurzem Seitenstrich nach rechts besteht, und zwei gegeneinander gekehrten, gebogenen sinaitischen l) für (gebogenes, nach rechts gekehrtes, sinaitisches l) den Gewalttätigen (lz = les mit Sade, geschrieben mit gebogenem, nach links gekehrtem sinaitischem l und sinaitischem, aus zwei schräg gegeneinanderlaufenden Strichen bestehendem z). — Unstät zieht oder irrt umher (nd ndd = nad nadod, Infinitivus absolutus hinter dem Verbum finitum; nd von nadad geschrieben mit strichartigem, wagrechtem n unter der Zeile und darauf folgendem, schiefstehendem, vereinfachtem sinaitischem d, ndd ebenfalls geschrieben mit wagrechtem, strichartigem n unter der Zeile und zwei d; das letzte d ist nicht mit einem kreuzartigen Teth oder schiefstehenden Tau zu verwechseln, denn das scheinbare Strichlein hinter dem letzten d ist nur durch Verwischung entstanden) der Flüchtling oder der Vertriebene (ndch = niddach, Part. Niphal von nadach, geschrieben mit fast halbkreisförmigem, nach rechts gekehrtem n, liegendem vereinfachtem sinaitischem d, moabitischem, althebräischem, phönizischem, altaramäischem, leiterartigem Cheth). — Wer kennt (jd^e = jode^{ae}; hinter dem Cheth am Schlusse der vierten Zeile kann man noch ein verdunkeltes sinaitisches j wahrnehmen. Nimmt man damit zu-

sammen das schiefe d und das runde Ajin am Anfange der fünften Zeile, so bekommt man jd^f = Part. jode^{af}). Die Tonleiter (zwei gegen einander gekehrte gebogene sinaitische l mit einem, vielleicht zur Andeutung eines Vokales dienenden Punkt dazwischen, zu lesen wohl = lul, eigentlich Stiege oder Wendeltreppe in einem Hohlraum) der Zither (gtt = gittith, hufenförmiges, musikalisches Instrument, geschrieben wie schon früher einmal mit einer Ligatur von einem g und zwei t, wovon das eine dargestellt ist durch einen den unteren, wagrechten Schenkel des g senkrecht schneidenden Strich, das zweite durch das zwischen dem letztgenannten Strich und dem oberen Schenkel des g eingefügte t) wird sicherlich spielen (jgn ngn = jiggan nagon; jiggan, Imperf. Qal von ngn, ist geschrieben mit einem verkürzten sinaitischen j, das neben sich einen als blossen Kratz aufzufassenden Strich hat, sowie einem sinaitischem g, an dem links ein kurzes senkrechtes strichartiges n hängt; der dem Verbum finitum folgende Infinitivus absolutus ngn = nagon ist geschrieben mit einem langen schiefstehenden strichartigen n, einem sinaitischen g und einem n, das sich als verkürztes gewundenes Schlangenzeichen vorstellt, sofern es hinter dem nach links aufgerichteten Kopf nur e i n e Windung hat). — Die Sichel (ngl = maggal, Ligatur von strichartigem n und g am Anfange der sechsten Zeile; das n hängt vorne am unteren Schenkel des g; daneben ein oben mit einem Haken nach rechts versehenes sinaitisches l) ist gut zum (l in der Form eines spitzen nach links geöffneten Winkels, entsprechend dem syrischen Lâmadh) Absägen oder Abschneiden (sr = sur, Infinitivus von sur, mit fast späthebräischem Sin und vereinfachtem sinaitischem r) des Unnützen oder Wertlosen (zll = zolel, langes sinaitisches z und zwei gegeneinander gekehrte sinaitische l, das erste gebogen, das zweite mit Haken unten nach links) des Laubs oder Gezweigs (‘pj = °phi; am Ende der sechsten Zeile ist noch ein fast späthebräisches Ajin mit etwas verwischtem rechtem Arm sowie die durch einen senkrechten verdunkelten Strich oder gar zwei solche Striche ange deutete Spur eines sinaitischen p zu erkennen. Dazu gehört noch

das verkürzte sinaitische j mit den zwei Häkchen am Anfang der siebenten Zeile). — Die Herberge (grwt = geruth, mit sinaitischem g, vereinfachtem sinaitischem r, moabitischem und althebräischem Wau und schiefstehendem, rechtwinkeligem Tau) den Umherziehenden oder Umherirrenden (nnd = Partic. noded, mit etwas verblasstem, schräg von rechts nach links aufwärtslaufendem, strichartigem n direkt hinter dem Tau von geruth sowie zwei vereinfachten sinaitischen d) schützt (ggn = Partic. gonen, sinaitisches g und zwei fast zum Halbkreis gewundene, dem Nun verwandte n an und untereinander) und (rundes thamudisches Wau mit Punkt darin) deckt ('lp = 'oleph mit beinahe spät hebräischem Ajin am Ende der siebenten und sinaitischem l und p am Anfange der achten Zeile)¹⁾. — Der Knabe (jld = jäläd, sinaitisches j und l, welch letzteres sich anlehnt an ein vereinfachtes sinaitisches d, das aus einem senkrechten Strich mit kurzem Seitenstrich nach rechts besteht) ist wild oder gewalttätig (schdd = Partic. schoded mit liegendem sinaitischem Schin und zwei gegeneinander gekehrten vereinfachten sinaitischen d). — Der Haken (gezeichnet ähnlich wie auf der Inschrift Nr. 4 mit zwei einen rechten Winkel bildenden Strichen und einem am Ende des unteren Striches aufgerichteten scharfen Haken) biegt um (st = sat mit dem hier zum ersten Male auftretenden, speziell an den beiden hinten sich kreuzenden Schwanzstrichen erkennbaren sinaitischen Fischzeichen des Samekh, sowie einem breiten, mit kleinen Strichen an den Endpunkten versehenen kreuzartigen Teth am Anfange der neunten Zeile, von sut mit Samekh = sut mit Sin, abbiegen). — Der Schatten (zl = zel = sel mit Sade, sinaitisches z und l) streckt aus oder macht lang (nth = Partic. notäh, strichartiges n, kreuzförmiges, mit einem schiefstehenden rechtwinkelligen Tau zu verwechselndes Teth, sinaitisches h, dessen linker Arm in das folgende g hineinläuft; zum Ganzen vgl. Ps. 102, 12; 109, 23) den Körper (gp = gaph mit sinaitischem g und p). — Ein Kundiger (jod^c = jode^{ae},

¹⁾ Die Wortstellung ist wie oft mehr aramäisch als hebräisch.

mit verkürztem sinaitischem j, moabitischem oder althebräischem Wau oder o, vereinfachtem, als senkrechter Strich mit kurzem Seitenstrich nach rechts gezeichnetem d und einem als halbes Auge gezeichneten, fast schon späthebräischem Ajin) durchlöchert (chrr = Partic. chorer, mit leiterartigem Cheth und zwei mit dem Rücken gegeneinander gekehrten, unten etwas verwischten r, falls es nicht zwei thamudische r nebeneinander sind) das Sieb (zg = zag, von zgg, zug, läutern, mit sinaitischem z und g). — Die Lanze (gezeichnet wie auf der Inschrift Nr. 4 als halbkreisförmiges Oberstück einer Lanze) ist glänzend (thr = Partic. toher; das Wort erscheint hier noch in der ursprünglichen Bedeutung von glänzen, und ist geschrieben mit Teth in der Form eines Kreises mit Kreuz, sinaitischem h und etwas tiefer stehendem r links vom h).

Hiermit ist die zehnte Zeile zu Ende. Wir könnten damit unsere Lesung der Inschrift beschliessen, da der grösste Teil der letzten, elften Zeile, abgesehen von einigen Buchstaben links, fast bis zur Unleserlichkeit verwischt ist. Dennoch meine ich auf Grund der erhalten gebliebenen Spuren noch mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen zu können, was hier gestanden hat.

Die Zeile beginnt mit dem Wort jod^e = jode^{a*} (Partic. von jada^f), das genau so geschrieben ist wie dasselbe Wort am Ende der neunten Zeile, nämlich mit kleinem sinaitischem j, moabitischem oder althebräischem Wau, schief nach links gerichtetem, vereinfachtem d, wobei der kürzere Strich unten ist, der längere schräg aufwärts geht, sowie mit rundem, unten links vom d stehendem Ajin. Darauf folgen zwei Buchstaben übereinander, oben direkt rechts von dem langen durch das Täfelchen gehenden Riss oder Kratz ein gezacktes oder wellenförmiges m und darunter ein gekrümmtes n, zusammen mn = men, ein Saiteninstrument. Auf der anderen Seite des Risses oder Kratzes sieht man zunächst die Spuren eines sinaitischen j, ferner ein tiefer stehendes g mit nach links geöffneten Winkel unten und unmittelbar daneben ein deutliches, etwas gekrümmtes n gleich dem dritten Buchstaben der ersten Zeile. Das ergibt

jgn = jiggan, Imperf. von ngn, er wird spielen. Darauf folgt zur Verstärkung des Verbum finitum der Infinitivus absolutus von ngn = nagon. Das Wort ist geschrieben mit einem g, vor welchem durch einen schräg abwärts gehenden Strich ein n angedeutet ist, während ein weiteres strichartiges n auf das g folgt. Daran schliesst sich ein in drei Stufen schräg abwärts nach rechts verlaufendes m und endlich ganz unten links ein gekrümmtes n, d. h. zusammen wieder mn = men, Saiteninstrument.

Die letzte Zeile lautet also: « Wer kennt oder sich versteht auf das Saiteninstrument wird sicher spielen das Saiteninstrument ». Es ist wesentlich derselbe Satz wie auf der fünften Zeile, nur dass für (gittith) hier zweimal men eingesetzt ist.

Im Ganzen steht also auf dem Täfelchen: « Schwach oder gering ist die Kraft des Falkens oder Habichts. Er fürchtet sich vor dem Adler. — Weggeschafft oder weggetragen wird die Habe des Armen oder Schwachen für den Gewalttätigen. — Unstät umher schweift der Flüchtling oder der Vertriebene. — Wer die Tonleiter der Zither kennt, wird sicherlich spielen. — Die Sichel ist gut zum Absägen oder Abschneiden des Unnützen oder Wertlosen vom Laub oder Gezweig. — Die Herberge schützt und deckt den Umherziehenden oder Umherirrenden. — Der Knabe ist wild oder gewalttätig. — Der Haken biegt um. — Der Schatten streckt aus oder macht lang den Körper. — Ein Kundiger durchlöchert das Sieb. — Die Lanze ist glänzend. — Wer sich auf das Saiteninstrument versteht, wird sicher spielen das Saiteninstrument ».

Von den grösseren beschriebenen Tontäfelchen, die ich in diesem Zusammenhang noch besprechen will, findet sich eines abgebildet im zweiten Faszikel von Dr. Morlet und E. Fradin, S. 14, Fig. 13 (vgl. die Abbildung Nr. 9).

Auf diesem Täfelchen steht zu lesen: Es (sc. das Kupfer) beschützt (gnn = Partic. gonen, sinaitisches g, halbkreisförmiges, dem Nun ähnliches n und sinaitisches, stark gewundenes Schlangenzeichen des n), wenn es angefügt oder angebracht

ist (lp = 'aluph, mit einem an den Seiten etwas verwischten Aleph, das dem südarabischen, lihjanischen und thamudischen Zeichen ähnlich ist, vgl. Nr. 7 oben links; das sinaitische l liegt horizontal über dem ersten Strich des senkrecht stehenden sinaitischen p) am (senkrecht stehendes, oben etwas nach links gebogenes, unten spitziges und etwas nach rechts gebogenes sinaitisches l) Türpfosten ('jl = 'ajil, sinaitisches Aleph, verkürztes sinaitisches j und sinaitisches l mit Haken oben nach rechts). Es umhüllt (gnp = aramäisches g^e naph; das g, dessen unterer, schräg abwärts nach rechts gehender Schenkel etwas verblasst ist, liegt horizontal über dem strichartigen aufrechten n, während ein wagrechtes sinaitisches p darauf folgt) den Krug (kd = kad; das k ist ein senkrechter, unten etwas nach rechts einbiegender Strich, an dessen oberer Hälfte rechts zwei, teils schräg nach oben, teils schräg nach unten gerichtete, freilich etwas verblasste Strichlein sich befinden; das etwas schiefstehende d daneben ist noch wie das altsinaitische als Türpfosten mit daran hängendem Türflügel gezeichnet, so dass das ganze Zeichen einem späteren hebräischen Beth ähnlich sieht). Die Handmühle (tchn = t^echon, kreuzartiges, spitzwinkeliges Teth, leiterartiges Cheth mit zwei Verbindungsstrichen, stehendes strichartiges n mit kleinem Unterstrich), die schlaff oder hin-fällig gewordene (schl = schal oder schul, Part. act. oder pass. von schul, arabisch = schlaff herabhängen, geschrieben mit stehendem sinaitischem Schin und gebogenem sinaitischem l) fürwahr ('kn = 'akhen, sinaitisches Aleph, das an das vorhergehende l sich anlehnt, während ein einfaches k sich unmittelbar daran anschliesst und am Anfang der vierten Zeile ein bereits dem späteren Nun gleichendes n folgt) richtet es wieder auf oder stellt es wieder her (*dd = oded, Pilel von 'ud, mit einem dem späteren hebräischen Zeichen ähnlichen Ajin und zwei d, wovon das eine das vereinfachte sinaitische ist, das andere als Türflügel neben, d. h. hier unter dem Türpfosten gezeichnet ist). — Ein Übermütiger (lz = lez = leš mit Šade, sinaitisches l mit Haken unten nach rechts, stehendes sinaitisches z, bestehend aus zwei schräg gegeneinander laufenden Strichen) ein

ruchloser (chnp = Part. choneph, Cheth wie oben aber mit nur einem Querstrich, stehendes strichartiges n am Ende der vierten Zeile und wagrechtes sinaitisches p am Anfang der fünften Zeile) verwüstet (schdd = Part. schoded, stehendes sinaitisches Schin und zwei etwas oberflächlich als gebogene Türflügel am Türpfosten hangende d).

Der Bezwinger (rn = ran, Part. act. von run, vgl. das arabische Wort ; vereinfachtes sinaitisches r, verkürztes gewundenes Schlangenzeichen des n) legt eine Geldstrafe oder Kontribution auf ('nsch = 'onesch, Partic. von 'anasch, fast späthebräisches Ajin mit verblasstem nach links abwärts laufendem Fuss am Ende der fünften Zeile, kurzes gewundenes Schlangenzeichen des n und kesselartiges Schin, fast schon in der späteren hebräischen Form, am Anfang der sechsten Zeile). — Das Schermesser (t'r = ta'ar = ta'ar, kreuzartiges, spitzwinkeliges Teth, Ajin mit verwischem rechtem Arm und kurzem Fuss, sowie nach rechts gekehrtes r, das mit seinem Bogen oben das Ajin berührt) kahlscherend (k mit einem Wau, d. h. o, im gerundeten Fuss am Ende der sechsten und r und Cheth aneinander am Anfang der siebenten Zeile, also kwrch = kore^ach) und (hinter kore^ach, bei dem schwarzen Punkt, die Spuren eines ovalen Wau) der Grind (wagrechtes strichartiges n mit einem am Ende dadurch gehenden Strich, wodurch ein t entsteht, sowie k mit schiefem Hütchen rechts und nach links etwas gerundetem Fuss, also ntk = nätäkh = nätäk, der Grind oder Aussatz in Haar und Bart) weicht (nd = nad von nadad, strichartiges, stehendes n mit kurzem Seitenstrich unten nach rechts und senkrecht vereinfachtes d mit kurzem Seitenstrich nach rechts. Nimmt man den Participialsatz als Conditionalsatz, so hat man zu übersetzen: Wenn das Schermesser kahl schert, so (vgl. das Wau) weicht der Grind.

Zusammengefasst steht also auf dem Täfelchen: « Es (sc. das Kupfer) beschützt, wenn es angebracht ist am Türpfosten. — Es umhüllt den Krug. — Die Handmühle, die schlaff oder hinfällig geworden ist, fürwahr, stellt es wieder her. — Ein ruchloser Uebermütiger verwüstet. — Der Bezwinger legt

eine Geldstrafe oder Kontribution auf. — Wenn das Schermesser kahl schert, so weicht der Grind ».

Das im ersten Satz Gesagte kann ganz äusserlich gemeint sein. Doch kann man sich dabei auch an den alten israelitischen Brauch erinnern, in der Passahnacht die Türpfosten des Hauses mit Blut zu bestreichen zum Schutz gegen den umhergehenden Verderber (den roten Set?), sowie an die nach Epiphanius (Haer. xviii, 3) bei den Aegyptern herrschende Sitte, zur Zeit des Vollmonds der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche ihre Schafe, Bäume u. dgl. mit Röteln, d. h. an Blut erinnerender roter Farbe anzustreichen zum Schutz gegen drohendes Unheil.

Auf einem andern, im zweiten Faszikel S. 16 (Fig. 15) abgebildeten Täfelchen (vgl. die Abbildung Nr. 10) kann man die folgenden Sätze lesen.

Ein Gelübde legt ab (ndr = nadar, strichartiges, schiefstehendes n, vereinfachtes sinaitisches d mit beinahe senkrechtem Türpfosten und nach rechts gerichtetem Seitenstrich, r) der Kranke oder Schwache (hnsch = hannasch, Part. von nuschi, das im Syrischen krank sein, schwachsein bedeutet ¹⁾); das den Artikel andeutende sinaitische h ist gross und breit gezeichnet, wie es scheint, um den Raum zu füllen; das Wort nschi ist geschrieben mit aufrechtem strichartigem n und stehen dem langgezogenem, noch in die zweite Zeile herunterreichendem sinaitischem Schin). — Der Habicht oder Falke (nz = nez = nez mit Sade; strichartiges stehendes n, sinaitisches, aus zwei auseinanderlaufenden senkrechten Strichen bestehendes z) durchschneidet (gz^o = gaza, im Arabischen = durchschneiden, im Aethiopischen = durchsägen, geschrieben mit sinaitischem z in der Form von zwei gegeneinander laufenden, beinahe wagrechten Strichen, wovon der obere durch einen kurzen aufwärts gerichteten Strich am Anfang zugleich zu einem g verwertet ist, dahinter ein Ajin, das sich bereits dem späthebräischen annähert) den Fisch

¹⁾ Da das ägyptische naschi dnn Sinn von beben, zittern hat, könnte man auch übersetzen: der Geängstigte.

{dg = dag, vereinfachtes sinaitisches d mit Seitenhäkchen am Oberstrich, sinaitisches g). — Der Weideplatz (hkr = hakkar, vgl. im Lexikon kar III; dass der erste Buchstabe der dritten Zeile ein den Artikel andeutendes sinaitisches h ist mit verblasstem rechtem Arm, daran lässt der abwärts gehende und sich schliesslich offenbar nach rechts wendende Fuss keinen Zweifel; auf das h folgt ein vereinfachtes sinaitisches k und nach rechts gekehrtes r) wird bewacht (rtr = nittar; stark gewundenes Schlangenzeichen des n, kreuzartiges Teth, r, Niphal von ntr, bewachen). — Zum Drehen (llz = laluz; zwei gegeneinander gekehrte gebogene sinaitische l am Anfang der vierten Zeile und dahinter ein sinaitisches z wie oben; das Wort ist der Infinitiv von luz, im Arabischen = sich wenden, drehen, mit vorgesetztem l) und (links vom unteren Strich des vorhergehenden z findet sich die deutliche Spur eines runden oder ovalen Wau) Tanzen (dz = duz = duş mit Sade, Infinitiv von duş, tanzen) [gehört] die Zither (gtt = gttt = gittith, wie früher geschrieben mit einer Ligatur von g und zwei t). — Der Arme oder Schwache (dl = dal; als Türpfosten mit daran hängendem Türflügel gezeichnetes d, sinaitisches, unten nach rechts leicht gebogenes l) wird zum Spott (ll'g = l'el'ag; zwei stark gebogene sinaitische l übereinander, fast späthebräisches Ajin und g, dessen unterer Schenkel durch den Fuss des Ajin geht). — Der Griffel (chrṭ = chärät; Cheth mit e i n e m Verbindungsstrich, r, kreuzartiges Teth) gräbt ein oder bohrt sich ein (chld = chalad; die beiden Buchstaben am Ende der fünften Zeile sind ein etwas verwischtes Cheth, dessen zwei senkrechte oder etwas schiefe parallele Striche unten noch deutlich herauskommen, und ein dagegen sich anlehndes gebogenes sinaitisches l; dazu kommt am Anfang der sechsten Zeile noch ein fast senkrecht vereinfachtes d mit kurzem Seitenstrich nach rechts) — Es beugt sich nieder (ghr = gahar; sinaitisches g und h, über welch letzteres ein r hingebogen ist) vor (l mit stark gebogenem Haken oben) dem Statthalter oder Vorsteher (sgn = sagan mit stehendem, langgezogenem sinaitischem Sin statt mit Samekh und einem g.

das wagerecht über einem aufrechten strichartigen n liegt) der Niedrige (dll = dolel; d als Türpfosten mit daran hängendem Türflügel in gebogenen Linien gezeichnet und zwei gegeneinander gekehrte gebogene sinaitische l). — Der Regen (tl = tal; kreuzartiges, einem schiefstehenden rechtwinkligen Tau zum verwechseln ähnliches Teth und sinaitisches l mit starkem Bogen unten) benetzt (nzch = našach II mit Sade, im Arabischen = besprengen, benetzen, bespritzen; stark gewundenes Schlangenzeichen des n, sinaitisches z mit zwei unten auseinanderlaufenden Strichen und Cheth mit einem Verbindungsstrich).

Wir lesen also auf dem Täfelchen: « Ein Gelübde legt ab der Kranke oder Schwache (vielleicht auch der Geängstigte). — Der Habicht oder Falke durchschneidet den Fisch. — Der Weideplatz wird bewacht. — Zum Drehen und Tanzen gehört die Zither. — Der Arme oder Schwache wird zum Spott. — Der Griffel gräbt ein. — Es beugt sich nieder vor dem Statthalter oder Vorsteher der Niedrige. — Der Regen benetzt ».

Hierzu kommt noch ein auf beiden Seiten beschriebenes Täfelchen, das im vierten Faszikel, S. 32, 33 (Fig. 32, 33) abgebildet ist. Auf der einen Seite dieses Täfelchens (Fig. 32, vgl. die Abbildung Nr. II) ist das Folgende zu lesen. Wenn einer spielt (ngn = nogen, Part. von nagan, geschrieben mit langem strichartigem n über einem langen g, unter dem wieder ein langes strichartiges n sich befindet; der Partizipialsatz ist als Conditionalsatz aufzufassen) Spottlieder (mngjnwth = manginot; der erste Buchstabe ist kein n, sondern die schiefstehende Wellenlinie eines m, da das Zeichen links mit einem etwas verblassten Strich schräg aufwärts beginnt und rechts mit einem Strich abwärts endigt, also keinen Kopf hat; darauf folgt links darüber ein beinahe wagrechtes, strichartiges n, etwas tiefer daneben ein g, unmittelbar dahinter ein wohl erst nachträglich zur Erleichterung der Lesung eingeschobenes verblasstes, aber an den zwei Häkchen noch gut zu erkennendes j, darunter ein fast dem späteren

Nun gleichendes n, sodann auf der rechten Seite des Täfelchens ein wahrscheinlich wieder erst nachträglich eingeschobenes verblasstes, längliches ovales Wau und darunter ein beinahe aufrechtes Tau), so (grosses rundes Wau unter dem Tau, eigentlich = und, aber im Zusammenhang mit dem vorhergehenden partizipialen Conditionalsatz = so) höhnt er (gdp = Piel gid-deph mit schiefstehendem g, d und p). — Blendend weiss ist (zch = zach = şach von sachach, am Anfang der vierten Zeile; schiefstehendes z und gewöhnliches Cheth) der Fisch (d und g auf der zweiten Hälfte der Zeile, also dag).

Schwierig ist der nächste, aus fünf Buchstaben bestehende Satz sowohl wegen der Frage nach der Reihenfolge der Buchstaben, als auch zum Teil wegen der Frage nach ihrer Bedeutung. Das natürlichste ist, dass man die drei schräg aufwärts hintereinander stehenden drei Buchstaben auf der fünften Zeile als die ersten betrachtet. Ganz am Anfang, unten rechts, steht ein Zeichen, das man fast ebenso gut als ein kreuzartiges Teth wie als ein rechtwinkeliges, schief liegendes Tau auffassen kann. Darauf folgt, etwas höher, ein Buchstabe, den man für ein vereinfachtes d halten könnte. Er ist aber wohl eher wie der links darunter stehende Buchstabe ein Sade (zwei Füsse mit darüber hinausragendem Strich, der den Leib andeutet). Links über diesem Sade findet sich dann noch ein aufrechtes Tau. Diese drei Buchstaben geben zusammen tšt oder tšt. Das ist die dritte pers. fem. sing. Imperfecti Qal mit passivischer Bedeutung von jšt (vgl. Jes. 33, 12; Jes. 49, 2, 51, 58). Es lautet also tissat = sie ist verbrannt oder verwüstet oder zerstört. Von den zwei letzten tiefer stehenden Buchstaben (unter dem hinteren t von tissath) ist der erste ein zweifelloses Šade. Bei dem links daneben, dicht beim Rand stehenden Zeichen könnte man fragen, ob es wohl einen einzigen Buchstaben darstellt oder aus zwei Buchstaben besteht. Der Zusammenhang zwischen dem grossen Bogen und dem aufwärts gerichteten Haken dahinter scheint nämlich durch Verwischung unterbrochen zu sein. Aber die Spuren eines Zusammenhanges sind doch bestimmt vorhanden. Ohne Zweifel ist das Zeichen ein einziger

Buchstabe, der in zwei Ansätzen gemacht ist. Man könnte ihn einen Augenblick für ein grosses r halten, das die Umrisse eines Menschenkopfes bis zum Mund zu darstellt. Dann wäre $sr = \text{sor} = \text{Tyrus}$ zu lesen und würde der ganze Satz besagen: Verbrannt oder verwüstet ist Tyrus. Das wäre ein Datum von höchster Wichtigkeit. Doch ist jenes Zeichen ohne Zweifel kein r. Nirgends auf den Inschriften hat das r diese Form. Der Buchstabe kann nur ein halbkreisförmiges n sein, das ganz genau, sowohl was die Form überhaupt als auch die scheinbare Unterbrechung betrifft, dem n am Schlusse des ersten Wortes (gnn) auf dem oben besprochenen Täfelchen Nr. 5 entspricht. Man hat also $\bar{s}n = \text{sen}$ (Dorn oder Dornhecke, auch Fischerhaken) zu lesen. Aber auch diese Lesung verändert nichts an der Tatsache, dass hier ein historisches Faktum angerührt wird. Denn im Zusammenhang mit $\text{ti\text{š}\text{ṣ}ath}$ (sie ist verbrannt, verwüstet, zerstört) muss auch bei $\text{ṣ}en$ an einen bestimmten Ort dieses Namens gedacht werden. Und zwar muss der Ort trotz seines semitischen Namens in Frankreich gelegen sein und müssen die Semiten von Glozel an diesem Ort früher, d. h. vor seiner Verbrennung gewohnt haben.

Dass es so ist, scheint der unmittelbar folgende, mit dem vorhergehenden ohne Zweifel pragmatisch zusammenhängende Satz zu bestätigen. Da lesen wir nämlich das Folgende: Der Beschützer (gnn = Part. gonen; breites g und darunter zwei lange, ziemlich wagrechte strichartige n) des Flüchtlings (n \bar{d} = Part. noded, aufrechtes strichartiges n mit kleinem Seitenstrich unten nach links sowie ein kleineres und grösseres senkrecht stehendes d mit kurzem Seitenstrich in der Mitte oder beinahe in der Mitte nach links) ist der Fürst (ngd = na \bar{g} id, schief liegendes strichartiges n, g und d; zwischen dem g und dem d scheint nachträglich wieder zur Erleichterung der Lesung ein schwach angedeutetes, blasses j mit zwei Häkchen und zunächst senkrechtem, dann nach rechts einbiegendem Fuss eingeschoben zu sein).

Hieraus ist wohl zu schliessen, dass den nach Verbrennung oder Zerstörung ihres früheren Wohnorts flüchtenden Se-

miten der Fürst des Landes (d. h. des Landes, zu dem das heutige Glozel gehörte) seinen Schutz und seine Fürsorge hat angedeihen lassen. Er wird sie aufgenommen und angesiedelt haben.

Auf diese vorläufig wohl etwas befremdende oder rätselhaft erscheinende Stelle werden wir später in grösserem Zusammenhang zurückkommen. Im Ganzen steht also auf dem Täfelchen: « Wenn einer spielt Spottlieder, so höhnt er. — Blendend weiss ist der Fisch. — Verbrannt oder zerstört ist Sen. — Der Beschützer des Flüchtlings ist der Fürst ».

Auf der anderen Seite des Täfelchens (a. a. O. S. 33, Fig. 33, vgl. die Abbildung Nr. 12) stehen die folgenden Sätze geschrieben.

Von dieser Inschrift ist der erste Satz schwer zu lesen. Er beginnt mit einer Ligatur, die den Zweck hat, auf engem Raum möglichst viele Buchstaben unterzubringen. Die Ligatur hat die Gestalt eines nach rechts offenen Dreiecks, an dessen zwei Seiten drei kleinere Striche oben oder unten angebracht sind. An dem oberen Strich des Dreiecks geht unten, ziemlich vorne, ein senkrechter Strich abwärts, so dass hier ein *g* entsteht. In der Mitte des übrig bleibenden Teiles des Striches geht oben ein kleiner Strich aufwärts, so dass man hier ein *d* bekommt. Da aber das oben befindliche *d* vor dem unten befindlichen *g* gelesen werden muss, so ergeben diese beide Buchstaben *dg* = *dag*, der Fisch.

Die andere, untere Hälfte der Ligatur besteht aus einem längeren schrägen Strich, unter dem vorne in rechtem Winkel ein kleinerer Strich schräg abwärts nach links läuft. Der Hauptstrich, der zu dieser Seite der Ligatur gehört, wird ein strichartiges *n* sein, das Zeichen dagegen, das darunter vorne angebracht ist, ein *g*. Diese zwei Buchstaben sind also zu lesen *ng*. Damit werden dann noch die zwei folgenden Buchstaben der Zeile zusammengehören, nämlich ein aus zwei schräg auseinanderlaufenden Strichen bestehendes *z* und ein als halbes Auge, ohne abwärts gehenden Strich, gezeichnetes *Ajin*, wie es auf den

Inschriften öfter vorkommt¹⁾. Man hüte sich, dieses auf die Spitze gestellte, gleichschenklige, aber oben offene Dreieck für ein g zu halten. Zusammen lauten die vier Buchstaben ngz^c = nigza^c, Niphal von gz^c = er wird durchschnitten.

Der zweite Satz auf der zweiten Zeile besteht ebenfalls aus zwei Worten. Das erste davon beginnt mit einem fast halbkreisförmigen Zeichen. Doch geht die Biegung unten bereits in eine gerade, längere Linie über. Man könnte das Zeichen für ein schon stark dem späteren hebräischen Nun sich annäherndes n halten. Doch ist es wahrscheinlicher ein r (vgl. das r auf dem Wetzstein, Abb. 45). Zusammen mit dem dahinter stehenden schiefliegenden d mit breitem Oberstrich gibt das entweder nd = nad oder rd = rad (Perf. oder Part. von nud oder rud). In beiden Fällen ist der Sinn wesentlich derselbe: es schwankt oder schweift hin und her.

Das zweite Wort beginnt mit einem spitzwinkeligen g mit langem Oberstrich, worauf wieder ein schiefstehendes d folgt. Das gibt gd = gad. Wir bekommen so das Wortspiel nad gad, oder wahrscheinlicher rad gad, d. h.: hin und her schwankt oder schweift das Glück.

Die dritte Zeile beginnt mit einem g, an das sich ein mit seinem Bogen den folgenden Buchstaben oben berührendes r (Schädel- und Hinterkopf-Linie) anschliesst. Man hat also zu lesen gr = ger, der Fremdling. Der folgende Buchstabe ist ein stehendes strichartiges n, hinter dem noch zwei d in verschiedener Stellung sich befinden. Zwischen dem n und dem ersten d ist wieder zur Erleichterung der Lesung nachträglich ein ovales Wau = o leicht eingekritzelt. Das Wort lautet also noded (Part. von nodd), der umherziehende oder flüchtige.

Auf der vierten Zeile stehen zwei Buchstaben, ein langes stark gewundenes Schlangenzeichen mit nach links erhobenem Kopf, also ein n und ferner ein grosses Cheth, bestehend aus zwei langes, schief laufenden parallelen Strichen, zwischen

¹⁾ Vgl. dazu das Ajin in Eutings Schrifttafel bei Gesenius, Kolumne: Aramäisch-Aegyptisch.

denen die Spuren von verschiedenen Querstrichen wahrzunehmen sind. Nimmt man dazu noch das aus zwei auseinanderlaufenden Strichen bestehende liegende z am Anfang der fünften Zeile, so bekommt man nchz = nichaz — nichas mit Šade, Niphal von nachaš (vgl. lchš), wird bedrängt.

Auf der zweiten grösseren Hälfte der fünften Zeile folgt dann ein spitzwinkeliges g, ein gebogenes sinaitisches l, ein sinaitisches Jod mit zwei zum Teil etwas verwischten Häkchen und nach rechts ablaufendem Fuss und ein zweites l mit Haken unten nach links. Es steht also gljl = galil = das Rad.

Das letzte Wort auf der sechsten Zeile besteht aus zwei Buchstaben, einem liegenden, aus zwei auseinanderlaufenden Strichen bestehenden sinaitischen z und einem runden Ajin, wie es in den andern semitischen Alphabeten sich findet. Das Wort ist demnach zu lesen z = za^f (Partic. von zu^a, vgl. zur Bedeutung des Wortes die arabischen Parallelen im Lexikon), es treibt oder bewegt.

Die wenigen Sätze auf dem Täfelchen lauten also: « Der Fisch wird durchschnitten. — Hin und her schwankt das Glück, d. h. es ist unstät und unsicher. — Der Fremdling, der umherzieht oder flüchtig ist, wird bedrängt. — Das Rad (Wasserrad?) treibt oder bewegt ».

Wie haben wir nun über die zuletzt besprochenen sieben Täfelchen mit ihren acht Inschriften zu denken? Gerade so wie heute noch Kinder und einfache Leute mit dem Griffel auf eine Schiefertafel schreiben, so haben jene Semiten zu Glozel wohl zumeist mit einem Griffel auf Lehmtäfelchen geschrieben, die sie für diesen Zweck bereitet und darnach an der Sonne getrocknet oder auch im Feuer gebrannt haben. Das Bewusstsein « Inschriften » zu machen, haben sie dabei in der Regel nicht gehabt. Nur einmal ist uns bis jetzt eine « Inschrift » im eigentlichen Sinne begegnet. Das ist die Grabinschrift oder die Totentafel. Sonst haben sich jene Semiten einfach für ihre jeweiligen praktischen Zwecke der Schrift bedient. So begegneten wir drei Schrifttafeln, die für die Reklame oder auch für die Buchhaltung gedient zu haben scheinen.

Anders steht es mit den acht letzten Inschriften. Die drei ersten enthalten kurze Mitteilungen über den Nutzen von Kalk zum Heilen von Malen und Flecken auf der Haut eines geschorenen Schafs oder über den Nutzen von Wachs, um ein Schiff seetüchtig zu machen, oder schildern kurz den Druck, den eine Kalamität, wahrscheinlich eine Epidemie, auf die Bevölkerung übt. Aber diese Mitteilungen sind so einfach und allgemein, so selbstverständlich und jedenfalls so leicht zu behalten, dass es einer Aufzeichnung für die Erinnerung gar nicht bedurfte. Und die übrigen Täfelchen enthalten lauter kurze, unter sich nicht zusammenhängende Sätze oder Sprüche, wie man sie heute noch Kindern oder jüngeren Schülern zum Lesen und Schreiben gibt. So unterliegt es für mich kaum einem Zweifel, dass die meisten dieser Täfelchen mit dem Unterricht im Lesen und Schreiben zusammenhängen. Wie die älteren Semiten zu Glozel zweifellos lesen und schreiben konnten, so haben sie es natürlich auch ihre Kinder gelehrt. So könnten speziell die mit grossen und schönen Buchstaben beschriebenen Tafeln als Vorlagen gedient haben, an denen die Kinder lesen und schreiben lernen sollten. Bezeichnend dafür ist dies, dass hier und da zur Erleichterung der Lesung nachträglich noch Vokale (Wau und Jod) leicht eingekritzelt sind, sowie auch dies, dass manche Täfelchen da und dort offenbar zum Aufhängen bestimmte Löcher zeigen. Speziell bei dem an beiden Seiten beschriebenen Täfelchen fällt das ins Auge. War die eine Seite desselben gelesen oder nachgeschrieben, so konnte es für denselben Zweck umgekehrt aufgehängt werden.

Die vier ersten kleineren und weniger gut geschriebenen Täfelchen dagegen könnten Schriftübungen von Jüngeren nach dem Diktat eines Aelteren sein. Dass auf der letzten Zeile des vierten Täfelchens, offenbar nur um dasselbe ganz zu füllen, einfach ein schon vorher gebrauchter Satz mit ganz leichter Veränderung wiederholt wird, scheint besonders für diese Annahme zu sprechen.

Verdanken nun aber diese Schrifttäfelchen einfach dem (häuslichen?) Schulunterricht oder Schulübungen ihren Ur-

sprung, so vermindert das ihre Bedeutung in keiner Weise. Schon ihr Vorhandensein ist ein sprechender Beweis für die Kultur jener Semiten. Und was darauf steht, ist alles aus der Erfahrung, aus der Beobachtung der Natur, des häuslichen, geschäftlichen und gesellschaftlichen Lebens der Menschen geschöpft und darum für die Kenntnis des Vorstellungskreises und Bildungsstandes jener Semiten, sowie überhaupt der Kulturverhältnisse, unter denen sie und ihre Umgebung gelebt haben, von grösster Wichtigkeit.

Bemerkenswert ist nun aber noch dies. Eines der zuletzt besprochenen Täfelchen (2. Fasc. S. 14, Fig. 13, vgl. Nr. 9) beginnt ebenfalls mit einigen reklameartigen Sätzen zur Empfehlung des Kupfers oder der Bronze und speziell mit demselben gnn (= gonen, es beschützt) wie jenes schon früher besprochene zweite geschäftliche Täfelchen (2. Fasc., S. 13, Fig. 12, vgl. Nr. 5), das wie das vorhergehende erste (2. Fasc. S. 15, Fig. 14, vgl. Nr. 4) so ausgesprochenen Reklame-Charakter hat. Diese drei Täfelchen müssen ursprünglich zusammen gehört haben, sie müssen in Fortsetzung von einander geschrieben sein. Wie das Subjekt von gonen am Anfang des zweiten geschäftlichen Täfelchens nur im Zusammenhang mit dem vorhergehenden ersten deutlich wird, so wird dasselbe gonen am Anfang des dritten Täfelchens ebenfalls erst durch den Zusammenhang mit jenen beiden ersten geschäftlichen Täfelchen deutlich. Da nun aber auf dem letzteren Täfelchen nach einigen Sätzen zur Empfehlung des Kupfers fortgefahren wird mit ganz andersartigen Sätzen, wie es sich nur von einer im Schulunterricht oder für den Schulunterricht im Lesen und Schreiben geschriebenen Tafel erklären lässt, so müssen auch jene beiden, rein geschäftlichen, d. h. ausschliesslich der Empfehlung des Kupfers oder der Bronze gewidmeten Täfelchen denselben Ursprung gehabt haben. Auch sie müssen ursprünglich einfach im Reklame-Stil gedachte und entworfene Vorlagen für den Unterricht im Lesen und Schreiben gewesen sein.

4. Erzählende, beschreibende oder auch warnende Texte aus Glozel.

Einen wesentlich verschiedenen Charakter haben eine Anzahl anderer Inschriften, die sich auf einigen gebrannten Tontafeln oder auch auf Steinen finden. Sie sind von höchstem Interesse, leider aber sehr schwer zu lesen, auf den Steinen noch schwerer als auf den Täfelchen, obgleich wir es zweifellos mit derselben Schrift wie bisher zu tun haben.

Wir beginnen mit der Inschrift, von der sich im ersten Faszikel von Dr. Morlet und E. Fradin, S. 14, Fig. 8, eine Abbildung findet (vgl. die Abbildung Nr. 13).

Die Inschrift steht auf einer ziemlich grossen und starken Tontafel, von 13 cm. Breite, 15,5 cm. Höhe und 3,5 cm. Dicke, die von E. Fradin schon am 2. März 1924 nicht weit von dem tags zuvor von ihm entdeckten Grab gefunden wurde und zum ersten Mal alphabetische Schriftzeichen erkennen liess. Da die Entdeckung derselben erst später erfolgt ist, hat dies zu dem ganz ungerechtfertigten, ja törichtem Verdacht Anlass gegeben, dass die Schrift erst nachträglich auf dem Stein angebracht und also gefälscht sei. Aber schon ein Blick auf die Tafel genügt, um zu sehen, dass die Schrift uralte ist, und wer die Schrift lesen kann, dem muss ihre Echtheit als ganz selbstverständlich und jene Behauptung als eine unbegreifliche Verirrung erscheinen.

Die Oberfläche der Tafel sieht recht abgeschliffen aus, als ob zunächst eine ältere, hier und da noch zu Tage tretende Schrift darauf abgekratzt worden sei, ehe die Tafel aufs Neue beschrieben wurde. Aber auch die neue Schrift ist stellenweise stark verwischt.

Was ich auf dem Stein noch lesen kann, ist dies. « Ein wildlebendes Tier oder ein Stück Wild (chjw' = chëwa', biblisch-aramäische Form für das hebräische chajjah. Vorne steht ein gewöhnliches moabitisches, althebräisches, phönizisches und

altaramäisches Cheth. Darauf folgt ein längeres sinaitisches Jod mit zwei kleinen, zum Teil etwas verwischten Häkchen oben und einem gebogen nach rechts abwärts laufendem Fuss, ferner ein stark verblasstes ovales Wau mit einem senkrechten Strich dadurch und ein stehendes sinaitisches Aleph mit Querstrich), ein grosses (gdh = gedolah; sinaitisches g mit langem senkrechtem Strich, schiefstehendes, gegen den folgenden Buchstaben schräg sich anlehnendes vereinfachtes d, dessen kürzerer Seitenstrich nach dem Kopf des g zu läuft, ferner ein leichtgebogenes sinaitisches l und endlich ein zum Teil verblasstes sinaitisches h mit nach rechts ablaufendem Fuss), frisch (lchh = lechah; leicht gebogenes sinaitisches l, Cheth mit zwei Querstrichen und verblasstes sinaitisches h mit dem Fuss abwärts nach rechts) von Kraft (chj = chajil; Cheth mit einem Querstrich, sinaitisches j mit zwei Häkchen und nach rechts abwärts laufendem Fuss, leichtgebogenes sinaitisches l) irrt umher (schgh = schogah, Part. fem. Qal von schgh; das Wort steht hinter dem Hals des am Anfang der zweiten und dritten Zeile gezeichneten Tierkopfes und ist geschrieben mit einem, dem späteren hebräischen Buchstaben sich annähernden, kesselartigen Schin, einem sinaitischen g, sowie einem moabitischen, althebräischen, phönizischen und altaramäischen h), weidend (r'h = roah, nach rechts gekehrtes r, rundes Ajin und verblasstes sinaitisches h mit dem Fuss nach rechts; es könnte selbst scheinen, als ob in den Zwischenraum zwischen dem r und dem Ajin des zweiten Wortes wie zwischen dem Schin und g des ersten zur Andeutung der Aussprache noch ein kleines Wau stehe).

Was auf der dritten Zeile hinter dem Tierkopf steht, ist so verwischt, dass es sich nicht mehr lesen lässt. Das Gleiche gilt von der ersten Hälfte der vierten Zeile trotz eines da noch vereinzelt dastehenden Zeichens. Es muss hier unter anderem gestanden haben, dass jemand das Tier gesehen und zu erbeuten gesucht hat. In der weiteren Erzählung wird das jedenfalls vorausgesetzt. Auf der zweiten Hälfte der vierten Zeile beginnen nämlich wieder die mehr oder weniger deutlichen Schriftzeichen.

Der erste Buchstabe ist ein nach rechts abwärts verlaufendes sinaitisches j mit zwei Häkchen oben. Links daneben steht ein grösseres sinaitisches h, dessen rechter Arm ziemlich wagrecht liegt. Dazwischen findet sich ein r, dessen gerundeter Kopf oben rechts vom linken Arm des h beginnt und dessen Fuss nach einer Biegung abwärts nach links läuft. So bekommt man das Wort jr^h = jarah, er wirft oder er schieisst. Das passt denn auch vortrefflich in den Zusammenhang. Denn es folgt ein gezeichneter, aufrecht stehender Pfeil mit Widerhaken und ferner das Wort lhr^g = lah^arog, um zu töten. Vorne hat man ein leicht gebogenes sinaitisches l und daneben ein ebensolches h. Darauf folgt ein r und ein g. Das letztere steht am Rand mit nach rechts geöffnetem Winkel. Unmittelbar davor schwingt sich das r auf, das sich unter dem linken Arm des h nach links rundet und noch etwas hineinfließt in den Oberstrich des g. Nimmt man hiezu noch das verblasste h am Anfange der folgenden Zeile, so hat man zu übersetzen : um es (sie) zu töten.

Am Anfang der fünften Zeile findet sich hinter dem soeben genannten h zunächst ein strichartiges n und unmittelbar daneben ein kreuzartiges Teth. Weiter nach links folgt dann, wie es scheint, gerade über dem zweiten Buchstaben der unteren Zeile ein verblasstes Tau und daneben ein eben solches h. Wir bekommen so n^hth = nat^ethah, es neigt. Das Objekt dazu deutet die folgende Zeichnung eines gezackten Geweihastes an, also das Geweih.

Warum das Tier dies tut, sagt das folgende Wort lndch = lino^och (Infin. von nadach mit vorgesetztem l), um zu stossen. Das Wort ist geschrieben mit einem liegenden, leicht gebogenen sinaitischen l und einem liegenden strichartigen n am Ende der fünften Zeile sowie einem vereinfachten d mit breitem wagrechttem Strich unten und kürzerem senkrechtem Strich oben und einem daneben stehenden, etwas verwischten Teth am Anfang der sechsten Zeile.

Darauf heisst es weiter : dachah (von dachach) oder dach^athah (von dachah), es stösst. Das Wort ist geschrieben mit schiefstehendem vereinfachtem d und gewöhnlichem Cheth

sowie einem ziemlich hoch hinaufgehenden sinaitischen h, dessen Kopf und Arme unmittelbar links von der linken Spitze des Cheth zu sehen sind und zu dessen Fuss der von der genannten Spitze des Cheth schräg abwärts laufende gebogene Strich gehört. Vielleicht steht aber vor dem h noch ein t, nämlich da, wo der Querstrich des Cheth nach links herausragt.

Schwieriger ist das folgende Wort zu lesen. Es beginnt oben links vom h mit einem verblassten, aber doch gut erkennbaren, stehenden sinaitischen Aleph. Unmittelbar darunter steht ein deutliches r. Links davon sieht man die beiden schrägen, links dicht beieinander stehenden, aber nach rechts allmählig mehr auseinanderlaufenden Striche eines sinaitischen z. Darunter befindet sich ein h, das mit seinem Kopf und seinen beiden Armen noch in das z hineindringt. Es scheint also 'rzh = 'rzh = 'arsah zu stehen. Das heisst: in die Erde oder in den Boden.

Es folgen dann noch am Ende der sechsten Zeile ein g und zwei teils nach rechts teils nach links gerichtete, mit dem Rücken gegeneinander gekehrte r. Dazu wird noch ein h gehören, das man kaum noch hinter den beiden r, sondern eher am Anfang der folgenden, siebenten Zeile zu suchen haben wird. Da findet sich vorne eine kahle, abgeriebene Stelle die nicht bloss für einen, sondern für zwei Buchstaben Raum bietet. Ich meine denn auch hier noch die Spuren von zwei h wahrzunehmen. Davon wird das erste zu grr gehören, so dass man grrh = gor^erah (Part. fem. Qal von grr), es zerzt, zu lesen haben wird. Das zweite h dagegen wird der Artikel zu dem folgenden Wort sein, das aus einem kreuzförmigen Teth, einem l und einem j besteht. Das gibt zusammen ht^lj = htli = hatt^eli, den Pfeil oder an dem Pfeil.

Darauf folgt das Ende, das mit drei Worten beschrieben wird. Das erste davon, auf der zweiten Hälfte der siebenten Zeile, lautet chllh = ch^alulah, durchbohrt. Es besteht aus einem liegenden Cheth, zwei gebogenen l, wovon das erste unten einen gerundeten Haken nach rechts, der zweite nach links hat, sowie aus einem oben etwas verdunkelten h, dessen Fuss zunächst senkrecht nach unten geht, dann nach rechts ein- und abbiegt.

Zwischen den beiden l scheint überdies noch ein Wau mit einem Punkt darin sich zu befinden.

Schwieriger ist das zweite, zwischen der siebenten und achten Zeile stehende Wort zu lesen, da die Schrift hier wieder teilweise verwischt und auch der Stein etwas beschädigt ist. Es beginnt rechts mit einem j, das unter dem oberen j von tlj (t^eli) steht. Da sieht man, wenn auch in verblasstem Zustande, noch deutlich seine beiden Häkchen und seinen nach rechts abwärts laufenden Fuss. Was die beiden nächsten, unter dem oberen Cheth stehenden Buchstaben betrifft, so ist der zweite davon ein d, wovon der untere, kürzere Strich aufwärts nach rechts läuft, während von seiner Mitte aus ein längerer Strich schräg aufwärts nach links geht. Unmittelbar vor diesem d, rechts, findet sich ein verblasstes, aber noch wohl zu erkennendes r. Dazu kommt noch ein h, das unter dem ersten l von chalulah steht. Besonders deutlich ist noch sein Stamm mit dem unten nach rechts aufwärts sich rundenden Fuss, während die ziemlich eng an den Leib anschliessenden und nicht über dessen Höhe hinausgehenden Arme etwas blasser sind. So bekommt man das Wort jrdh = jar^edah = es fällt, oder es sinkt.

Das dritte Wort steht auf der letzten Zeile. Der Anfang derselben ist verwischt. Aber man kann da doch noch recht wohl ganz am Rande ein gebogenes l mit einem Haken oben und vielleicht auch unten nach links, sowie ein etwas verdunkeltes sinaitisches h unterscheiden. Darauf folgen, ganz deutlich, ein Tau, ein Cheth und ein als grosse, stark sich windende Schlange gezeichnetes n mit nach rechts erhobenem Kopf. Und dahinter findet sich noch ein schräg über der unteren linken Ecke der Tafel liegendes, ziemlich langes sinaitisches h. Es steht also hier lhtchnh = l^ehattach^anah, aufs Lager oder auf den Boden.

Die ganze Erzählung ist demnach kurz diese. « Ein grosses wildlebendes Tier oder ein Stück Wild, frisch von Kraft, irrt umher, weidend
. Er schiesst einen Pfeil ab, um es zu töten. Es neigt sein Geweih, um zu stossen. Es stösst

in die Erde. Es zerzt an dem Pfeil. Durchbohrt fällt oder sinkt es aufs Lager oder auf den Boden ».

Was die Zeichnung des Tieres betrifft, so ist der Hals lang, der Kopf klein und zierlich. Schon dies weist darauf hin, dass das Tier kein Renntier ist. Ein solches wird auch, wie wir sehen werden, niemals auf den Inschriften als *chjw'* = *chewa'* bezeichnet. Ein Geweih ist auf der Zeichnung nicht mit Sicherheit wahrzunehmen, obgleich in der Erzählung von einem solchen die Rede ist. Wenn man nach dem rechten Rand der Tafel zu nach einem Geweih sucht, so kann man am ehesten eine von der Kopfhöhe ausgehende aufrechte Stange entdecken, von der nach links und rechts lange Aeste sich verbreiten. Aber die Sache bleibt ungewiss.

Eine ähnliche kleine Jagdgeschichte findet sich auf dem Stein, den Dr. Morlet in Chez-Guerrier gefunden und in der Illustration vom 28. Januar 1928, S. 82, oben rechts, abgebildet hat (vgl. die Abbildung Nr. 14).

Auf der in der Illustration nicht abgebildeten Seite findet sich die linke Vorderseite eines Renntieres gezeichnet, ohne Beischrift (vgl. Dr. Morlet, Puyravel et Chez Guerrier, S. 30, Fig. 23 und die Abbildung Nr. 15).

Dass das Tier ein Renntier ist, daran lässt der Kopf, der vorne erhöhte Rücken und die hervorstehende Brust nicht zweifeln, wenngleich das Tier nur zwei zurückliegende Hörner hat.

Auf der anderen, in der Illustration abgebildeten Seite des Steines steht ein längerer Text, der freilich bei dem verwischten Zustand der Schrift auf dem Stein schwer zu lesen ist.

Das erste Wort dieses Textes ist nicht mehr mit Sicherheit zu lesen. Der Anfangsbuchstabe scheint am ehesten ein *Jod* zu sein mit zwei grösseren Häkchen und einem nach rechts abwärts verlaufenden Fuss. Der zweite ist ziemlich sicher ein *h*, dessen Fuss nach links in das darunter stehende Dreieck hineinläuft, der dritte wahrscheinlich ein moabitisches oder alt-hebräisches *Wau*. Der fünfte und letzte ist ohne Zweifel wieder ein *h* mit einem Köpfchen und zwei erhobenen Armen, sowie

einem abwärts gehenden, unten gerundeten Fuss. Aber davor, unmittelbar dem rechten Arm des h entlang, scheint ein schräger Strich zu laufen, von dessen Mitte aus ein gerader Strich schräg abwärts nach rechts geht. Das wird der vierte Buchstabe sein, wahrscheinlich ein d. So könnte man versucht sein, Jehudah zu lesen. Denn dass das erste Wort einen Namen enthält, ergibt sich aus dem Folgenden. Aber ganz sicher ist die Lesung nicht.

Auf den Namen folgt zunächst, ganz deutlich, ein moabitische, (althebräische), phönizische und altaramäische Teth und Cheth, das erstere als Kreis mit Kreuz darin gezeichnet. Es steht also ch = tach, was entweder dritte Person Perfecti Qal oder wahrscheinlicher Participium von tu^ach ist, er überstreicht mit Lehm oder überstreichend mit Lehm. Das nächste Wort besteht in erster Linie aus einer Ligatur von g und d. Das g ist oben, das d, ein wagrechter Strich mit einem kleinen abwärts gerichteten Strichelchen in der Mitte, ist unten. Dazu kommt noch ein r, das durch die linke Ecke des Dreieckes gelegt ist. Man hat also zu lesen gdr = gader oder im status constructus gädär, die Mauer. Diese Mauer scheint noch näher bestimmt zu werden durch einige kleine, etwas verwischte Buchstaben, die sich teils über, teils neben der genannten Ligatur befinden. Ueber dem g scheint ein sinaitisches h zu stehen, links davon das lihjanische Hauszeichen des b (zwei etwas einwärts gekehrte Türpfosten links und rechts mit einem Dach darüber), sodann ein j mit zwei ziemlich auseinander stehenden Häkchen, wovon das rechte noch in das b hineingreift, und mit einem Fuss, der zunächst ein wenig abwärts, dann gerade nach rechts läuft, noch etwas in das r von gdr hinein. Daneben aber ist noch ein ganz kleines aufrechtes Kreuz, also Tau, wahrzunehmen. Zusammen gibt das hbjt = habbajith = des Hauses.

Ist das richtig, so wird man das Bisherige zu übersetzen haben: «Während Jehudah die Mauer des Hauses mit Lehm bestreicht».

Links von gdr, ein wenig tiefer, sieht man dann ein stehendes sinaitisches Aleph, wovon der linke Schenkel etwas gebogen

ist. Von diesem linken Schenkel dagegen gehen einige kurze Seitenstriche nach links aus, so dass dieser Schenkel des Aleph zugleich zu einem Zeichen wird, das dem moabitischen, alt-hebräischen, phönizischen und altaramäischen kammartigen h entspricht. Rechts vor dem h aber sieht man etwas unter der linken Ecke des oberen Dreieckes noch ein etwas verwischtes r, so dass man wohl $r' h = ra'ah$, er sieht, zu lesen haben wird.

Die zweite Zeile beginnt sodann mit einer dreieckigen Ligatur von n und g. Das strichartige n ist oben, das g unten. Dahinter befindet sich ein d, das aus einem schräg an der oberen linken Ecke des Dreiecks vorbeilaufenden Strich besteht, von dessen Mitte aus ein kurzer Seitenstrich wagerecht nach links geht. Das Wort ist also zu lesen $ngd = n\dot{g}äd$, vor.

Die Buchstaben des folgenden Wortes sind zum Teil nur noch schwer zu erkennen. Der letzte davon ist wohl ein noch gut wahrzunehmendes, kleines ovales Wau mit einem Strich dadurch. Rechts davor steht allem nach ein t. Darauf folgt nach rechts die kleine gewundene Schlangenlinie eines n, während unter dem Fuss des d von $n\dot{g}äd$ ein kleines schief liegendes g mit nach rechts geöffnetem Winkel wahrzunehmen ist, in dessen Spitze der Kopf des vorhergehenden Schlangenzeichens hineinzulaufen scheint. Man wird also wahrscheinlich $gntw = gannato$, seinem Garten, zu lesen haben. Von diesem Garten ist auch weiter unten noch einmal die Rede.

Darauf folgen die zwei unten weit auseinanderlaufenden Striche eines stehenden z, links daneben ein kleines sinaitisches Aleph, das mit seinem längeren, senkrechten Strich am Ende des rechten Hauptstriches des oberen Cheth vorbeiläuft und sich dann mit seinem kürzeren, etwas gebogenen Strich darunter einbiegt nach dem z zu, sowie endlich das lange stark gewundene Schlangenzeichen eines n mit dem Kopfe nach rechts. Das gibt zusammen $z'n = s'n = so'n$, eine Herde.

Hinter dem n sodann finden sich die deutlichen Spuren eines unten geschlossenen Cheth, daneben ein oder selbst zwei Jod übereinander, ferner ein längliches, etwas eckiges, aber fast ovales Wau und endlich ein deutliches Tau. Wir bekommen

also das Wort chjw̄t oder chjjw̄t = chajjôt, das als Genetiv zu übersetzen ist mit « wildlebender Tiere » oder einfach mit « Wild ». Dazu ist nun aber zu bemerken, dass das Wau gezeichnet ist wie ein kleiner Tierkopf mit zwei Ohren und dass zwischen den Ohren eine Geweihstange aufsteigt, von der sich oben Geweihäste nach rechts und links verbreiten. Das soll andeuten, dass es sich um Geweih tragende Tiere handelt.

Die dritte Zeile beginnt mit einem leiterartigen Cheth, hinter dem das Lippenzeichen des p und ein r folgt. Das letztere ist gebildet durch den verlängerten rechten Flügel des folgenden Ajin. Das erste Wort der dritten Zeile lautet also chpr = chaphar (II), er späht aus. Dann kommt, wie gesagt, ein als halbes Auge ohne Fuss gezeichnetes Ajin sowie ein vereinfachtes d, also 'd = 'ad, nach Beute.

Hinter dem d folgt nun aber als letzter Buchstabe der dritten Zeile noch ein Ajin, diesmal, wie es scheint, mit einem abwärts laufenden, etwas gekrümmten Fuss. Nimmt man dieses Ajin zusammen mit dem als Kreis mit Kreuz gezeichneten Teth am Anfang der vierten Zeile, so bekommt man 't = 'et. Gewöhnlich bedeutet das Griffel. Da aber ein grosses d und ein langes g, zusammen dg = dag, Fisch, folgt, so kann nur eine Fischharpune gemeint sein. Hiezu gehört noch das folgende Wort tkn = takan = steht da. Es ist geschrieben mit einem etwas schiefstehenden, rechtwinkeligen Tau und dem stark verkürzten Schlangenzeichen des n, vor dessen vorne rechts erhobenen Hals und Kopf ein kleiner Seitenstrich mit aufwärts gerichtetem Häkchen angebracht ist. Durch diese Zutat wird aus dem den Hals und Kopf der Schlange andeutenden Strich zugleich ein k.

Hinter dem verkürzten Schlangenzeichen steht sodann ein Schin, das wie ein grosses griechisches Sigma gezeichnet ist. Darunter befindet sich ein Cheth. Das gibt zusammen schch = schach (von schachach), er bückt sich.

Vom folgenden Wort am Anfang der fünften Zeile ist der erste Buchstabe ziemlich verdunkelt. Aber man nimmt doch noch zwei senkrechte Striche wahr, die oben durch einen Querstrich verbunden sind. Es wird also das südarabische oder

lihjanische oder thamudische Hauszeichen des b sein. Darauf folgt dann die Ligatur von g und n. Es steht also bgn = b'egan, im Garten.

Das nächste Wort beginnt mit einem nordsemitischen, dem syrischen Lâmadh ähnlichen l, das aus einem spitzen, nach links offenen Winkel besteht. Darauf folgt ein thamudisches b (zwei Türpfosten mit einem gerundeten Dach darüber), ferner ein etwas verblasstes Ajin (zwei Haken mit nach links gebogenem Fuss) und endlich wieder ein l wie am Anfang. Das ergibt lb'l = lib'ol = um in Besitz zu nehmen. Dazu gehört dann noch das folgende Wort klj = kelî, das Werkzeug oder .Gerät. Das Wort ist geschrieben mit einem etwas schiefstehenden k (mit einem einfachen Seitenstrich), einem sich dagegen anlehnenen, leicht gebogenen sinaitischen l und einem dahinter stehenden Jod mit zwei Häkchen und einem dicht unter dem l nach rechts laufenden Fuss.

Den Schluss bringt die letzte leider sehr verdorbene Zeile. Ich glaube, dass hier auf der ersten Hälfte steht: ht'lh = hith'alah, er erhebt sich. Das Wort ist das Hithpael von 'alah. Das kleine sinaitische h am Anfang steht unter dem Teth der oberen Zeile. Links vom Fuss des h findet sich ein kleines Teth als Kreis mit Kreuz darin. Darauf folgt ein Ajin unter der oberen Ligatur von g und n, ferner ein gebogenes l unter dem oberen spitzwinkeligen l und ein h unter dem oberen b. Mit der Lupe kann man das alles deutlich genug sehen.

Der nächste Buchstabe ist ein kleines rundes oder ovales Wau = und. Unmittelbar daneben steht ein j mit zwei Häkchen, dessen Fuss unter dem Wau nach rechts verläuft. Darauf folgt unter der unteren Spitze des oberen l ein r und dahinter, etwas höher hinaufgehend, ein sinaitisches h mit einem unten nach rechts einbiegenden Fuss. Das gibt zusammen jrh = jarah, er wirft.

Den Schluss bilden zwei dicht nebeneinander in der unteren Ecke stehende Buchstaben, nämlich ein Ajin mit kurzem Fuss nach links und ein noch besonders deutliches als Kreis mit Kreuz gezeichnetes Teth. Das Wort lautet also t = 'et, die Harpune.

Dieser Schluss ist freilich etwas notdürftig, aber der Stein bot keinen weiteren Raum mehr auf dieser Seite.

Auf dem Stein steht demnach geschrieben: «Während Jehudah (?) die Mauer des Hauses mit Lehm bestreicht, sieht er vor seinem Garten eine Herde wildlebender, Geweih tragender Tiere. Er späht aus nach Beute. Eine Fischharpune steht da. Er bückt sich im Garten, um sich des Gerätes zu bemächtigen. Er erhebt sich und wirft die Harpune».

Auffallend ist die Diskrepanz zwischen der Zeichnung des Renttierkopfes und der Geweihzeichnung im Text auf der anderen Seite des Steines. Nach der letzteren besteht das Geweih in einer gerade aufsteigenden Stange, von welcher oben zwei Geweihäste nach beiden Seiten ausgehen. Auf dem Renttierkopf dagegen finden wir nur zwei beinahe flach zurückliegende Hörner. Hieraus ist wohl zu schliessen, dass auf dem Steine ursprünglich nur der Renttierkopf gestanden hat, und dass die Jagdgeschichte auf der anderen Seite erst nachträglich hinzugefügt wurde von einem Späteren, der dabei ein anderes Tier vor Augen hatte, wie es zu seiner Zeit existierte.

Eine ähnliche kleine Jagdgeschichte scheint auch auf dem wohl als Anhänger getragenen Ring aus Schiefer gestanden zu haben, der im zweiten Faszikel von Dr. Morlet und E. Fradin S. 6, Fig. 8 abgebildet ist (vgl. die Abbildungen Nr. 16 und 17). Von der Erzählung kann hier freilich nur ein Teil, nämlich der Schluss gelesen werden.

Der Ring ist im ganzen hübsch gerundet und ziemlich gleichmässig ausgebohrt. Von der Inschrift auf der abgebildeten Seite desselben ist leider der mittlere Teil der rechten Seite vollständig verwischt und auch die unteren Buchstaben sind zum Teil nur schwer festzustellen. Doch wollen wir wenigstens versuchen, die Inschrift zu lesen ¹⁾.

Der erste einigermassen deutliche Buchstabe oben rechts scheint ein aus zwei schräg gegeneinanderlaufenden Strichen bestehendes z zu sein. Rechts davon, etwas tiefer, meine ich

¹⁾ Die beiden Abbildungen mögen einander ergänzen.

ein verblasstes r zu sehen. So könnte man lesen rz = rs = ra ,
er läuft.

Hinter diesem vermutlichen raş aufwärts findet sich ein gebogenes sinaitisches l, und darauf folgt zweifellos in schöner Schrift ein g, ein liegendes strichartiges n, ein rechtwinkeliges, etwas schiefstehendes Tau (oder Teth?) und ein altaramäisches Wau, bestehend in einem kleinen senkrechten Strich mit einem rechtwinkelig neben der Spitze angebrachten zweiten Zacken. So bekommt man lgntw = l'egannato, nach seinem Garten. Dieses Wort ist durchaus sicher und ebenso sicher und schön geschrieben ist das folgende, das aus einem sinaitischen h, einem Ajin mit langer Gabel und einem nach links laufenden Fuss sowie aus einem kreuzförmigen Teth besteht. Das Wort lautet also h't = ha'et und wird auch hier nicht mit « der Griffel », sondern mit « die Harpune » zu übersetzen sein.

Was zunächst darunter steht, ist kein h. Es sind vielmehr zwei parallele senkrechte Striche, durch die ein gebogenes l gelegt ist. Das gibt chl = chal, was von chul II abgeleitet, er fällt oder er trifft bedeutet.

Rechts daneben ist noch mit aller Sicherheit ein wagrechtes gebogenes oder gewundenes sinaitisches l zu konstatieren, aber mit dem darauf folgenden Buchstaben beginnen die Schwierigkeiten. Das Zeichen besteht aus einem zunächst ziemlich wagrechten Strich, der hinten in einem Bogen abwärts geht. Unter dem genannten Strich steht aber vorne noch ein kleiner Strich schräg heraus, so dass der Anfang die Form einer Gabel hat. Der Buchstabe scheint also ein liegendes Ajin zu sein. Nimmt man damit die zwei folgenden Buchstaben zusammen, das kreuzförmige Teth und das unmittelbar daneben liegende strichartige n, so bekommt man tn = 'aṭin oder, zusammen mit dem vorhergehenden l, la'aṭin = auf das Eingeweide oder den Wanst.

Hierzu kommt nun aber noch ein Wort, das letzte, das aber kaum noch mit Sicherheit zu lesen ist. Es beginnt mit einem runden Wau. Von diesem Wau geht abwärts eine senkrechte Linie, die ein strichartiges n sein könnte. Dahinter scheint

ein g zu folgen mit nach links geöffnetem rechtem Winkel, ferner ein gebogenes sinaitisches l und endlich ein Zeichen, das am meisten einem moabitischen Wau entspricht, nämlich ein senkrechter Strich mit einem oben offenen Oval darüber. Das Wort lautet also vielleicht wnglw = un^ggalu, und durchschneidet ihn.

Auf der abgebildeten Seite des Ringes wäre hienach mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit zu lesen: « er läuft nach seinem Garten. Die Harpune trifft den Wanst und durchschneidet ihn ».

Das ist offenbar nur der Schluss einer kleinen Erzählung, deren Anfang auf der anderen Seite des Ringes stehen muss. Dr. Morlet teilt auch mit, dass beide Seiten des Ringes beschrieben seien. Vielleicht steht auf der anderen Seite, dass jemand ein Stück Wild bei seinem Haus oder Garten gesehen und, um es zu erbeuten, eine Harpune ergriffen habe usw. Dann bekämen wir in den Grundzügen dieselbe kleine Jagdgeschichte wie auf dem vorhergehenden Stein aus Chez-Guerrier.

In diesen einfachen Jagdgeschichten haben wir kleine Erzählungen vor uns, die offenbar zur Unterhaltung, vielleicht speziell für Kinder, dienen sollen. Man könnte sie schwache oder elementare novellistische Versuche nennen. Dass wir damit nicht zu viel behaupten, sollen einige andere teils auf Ton teils auf Stein geschriebene Texte zeigen.

Unter diesen spielen Pferdegeschichten eine grosse Rolle. Denn für Pferde haben die Semiten von Glozel und Umgebung offenbar eine besondere Vorliebe gehabt.

Im ersten Faszikel von Dr. Morlet und E. Fradin (S. 15, Fig. 9) findet sich eine Tontafel abgebildet, die von Anfang an nicht schön glatt gestrichen und überdies schlecht gebrannt zu sein scheint (vgl. die Abbildung Nr. 18).

Die Tafel hat eine Breite von 9, eine Höhe von 15,5 und eine Dicke von 4 cm. und ist zumeist mit ziemlich grossen, aber nicht immer gut erhaltenen Buchstaben beschrieben. Kleinere Zeichen finden sich nur auf der obersten Zeile, die offenbar eine Überschrift enthält.

Zwischen dem ersten Buchstaben des eigentlichen Textes und dem langen schief von oben rechts hereinlaufenden Kratz findet sich oben in der Mitte ein etwas durch Krätze verunstaltetes Zeichen, das stark dem späteren hebräischen Lamed gleicht und also ein l sein wird. Ungefähr in derselben Höhe, aber hinter dem langen, schiefen Kratz ist ein etwas verblasstes, aber doch noch sehr deutliches sinaitisches h zu sehen. Darauf folgt ein wagrechter Strich, von dessen rechtem Ende ein kleinerer Strich schräg aufwärts nach links geht. Das wird, da beide Striche keinerlei Biegung zeigen, ein liegendes g sein. Dahinter nimmt man die verblassten Häkchen eines sinaitischen Jod wahr, dessen gebogener Fuss nach rechts abwärts läuft. Darauf folgt noch ein wagrechter Strich mit kleinen vertikalen Seitenhäkchen, von dessen Mitte aus ein blasser Strich senkrecht nach unten geht. Das kann nur ein vereinfachtes d sein. Es steht also lhgd = l^ehaggid (Infin. Hiphil von ngd mit vorgesetztem l), zum Erzählen.

Darauf beginnt auf der zweiten Zeile der eigentliche Text mit einem grossen g, dessen rechter Winkel unten nach rechts geöffnet ist. Es folgt dann hinter dem unteren Teil des genannten grossen Kratzes ein leicht gebogenes sinaitisches l und ferner ein als halbes Auge gezeichnetes kelchartiges Ajin ohne Fuss. Es steht also g^l. Das wird als Piel gilla zu lesen sein und dasselbe bedeuten wie das Piel von galah: es bricht oder macht auf oder öffnet.

Unten links vom Ajin nimmt man sodann zwei kleinere Buchstaben wahr, nämlich ein deutliches sinaitisches h und mehr nach links ein r, das mit seiner Spitze in den wieder gross geschriebenen folgenden Buchstaben hineinläuft. Dieser folgende Buchstabe ist ein schön gezeichnetes Schin, das eine dem späteren hebräischen Schin ähnliche, kesselartige Gestalt hat. Dahinter steht am Schluss der Zeile ein deutliches d, das aus einem senkrechten Strich mit einem von seiner Mitte aus nach links gehenden kleineren wagerechten Strich besteht. Nimmt man dazu das Jod mit den beiden Haken und dem nach rechts abwärts gehenden Fuss, das sich am Anfang

der dritten Zeile in zum Teil verblassten Zügen findet, so wird man die beiden Worte zu lesen haben hrschdj = har Schadaj oder Schaddaj. Man wird dadurch an den Namen Har Sopd (d. h. Horus-Sopd) erinnert, der dem Sopd (Sapdu, Sapdai, Schaddaj) von den Aegyptern am Sinai gegeben wurde. Doch wird man das Tier oder das Pferd, um das es sich in der Erzählung offenbar handelt, nicht mit einem eigentlichen Gottesnamen benannt haben. Man wird darum Har-Schaddaj eher als Berg von Schaddaj aufzufassen und anzunehmen haben, dass an denselben dem Pferd wegen seiner Grösse und Stärke gegeben hat. Schaddaj war wie Jahu ein Berggott (vgl. noch: Kng 19, 23. 28).

Das nächste Wort besteht aus einem d (Türpfosten mit Seitenhäkchen unten, Türflügel-Strich nach oben) und einem leicht gebogenen, mit einem Haken oben versehenen l. Es lautet also dl = dal, Türe oder, da vorne zwischen dem j und dem d noch ein den Artikel andeutendes h hineinkorrigiert zu sein scheint, haddal, die Türe. Bis hierher ist demnach zu lesen: Es erbricht oder öffnet Har-Schaddaj die Türe.

Darauf folgt auf der zweiten Hälfte der dritten Zeile ein späthebräisches Ajin mit zwei leichtgebogenen sinaitischen l dahinter. Dieses ll ist wohl als Perf. Po. 'olal zu lesen und bedeutet: er steckt hinein (vgl. 'll III). Dazu kommt am Anfang der vierten Zeile noch ein sinaitisches g und p, also gp = gaph oder, da vorher am Rand noch ein verblasstes h zu stehen scheint, haggaph, den Leib.

Unmittelbar links vom p sieht man sodann die teils blassen, teils schwarzen Spuren eines fast späthebräischen Lamed, das bei seiner Einbuchtung den unteren Strich des p berührt. Der Buchstabe ist ein l und bedeutet hier hinein in. Und daran schliesst sich ein längeres Wort, nämlich tknh = t^ekhunah = t^ekhunah, die Wohnung. Das Wort beginnt mit einem kreuzartigen Teth, hinter dem am Ende der Zeile noch ein k steht. Dass der letztere Buchstabe kein g ist, sieht man daran, dass der senkrechte Hauptstrich noch ziemlich über den Seitenstrich hinaufgeht. Ein d aber kann das Zeichen auch nicht sein, weil der Seiten-

strich nicht von der Mitte des Hauptstriches ausgeht. Es kann nur ein k sein, dessen Seitenstrich hier, wie öfter, etwas abwärts hängt. Hierzu kommen aber am Anfang der fünften Zeile noch zwei Buchstaben, ein Nun-artiges n und ein oben etwas verwischtes sinaitisches h mit nach rechts ein- und abgebogenem Fuss. Vielleicht selbst, dass vor diesen beiden Buchstaben, fast am Rand, noch ein ovales Wau steht. In jedem Fall ist, zusammen mit dem l am Anfang, zu lesen: lith^e khunah, in die Wohnung.

Das nächste Wort auf der zweiten Hälfte der fünften Zeile beginnt mit dem stark gewundenen Schlangenzeichen des n, das den Kopf nach links erhebt. Und darauf folgen noch zwei ineinander geschlungene Buchstaben, nämlich ein g, in welchem ein r mit seinem Bogen hängt. Der untere Teil des r ist verblasst, aber noch deutlich wahrzunehmen. Das gibt zusammen ngr, was wohl als Niphal niggar zu lesen und mit er streckt sich aus zu übersetzen ist.

Am Anfang der sechsten Zeile lässt sich oben rechts, ganz am Rand, vielleicht ein ovales Wau konstatieren, das mit und zu überstezen wäre. Darauf folgen zwei grosse Buchstaben, ein etwas oberflächlich gezeichnetes sinaitisches h und ein spitzwinkeliges g, zusammen hg = hag (von hgg), er wiehert.

Auf der zweiten Hälfte der sechsten Zeile steht dann zunächst ein Zeichen, das dem zweiten auf der vierten Zeile ähnlich ist. Aber es ist darum doch kein p. Die Striche laufen hier nicht parallel wie dort. Vielmehr scheint mir gegenüber dem wagrechten unteren Strich der obere etwas schief aufwärts zu laufen. Wir haben es hier ohne Zweifel mit den zwei auseinander laufenden Strichen eines z zu tun. Dass hinten am oberen Strich scheinbar ein senkrechter Strich herabläuft, bedeutet nichts. Denn er gehört lediglich zu den strichartigen Schwellungen, die wir in der ganzen Umgebung so zahlreich auf der Tafel finden. Auf dieses z folgt dann noch ein l, ein Strich mit einem Haken oben nach links. Wir bekommen so zl = zal (von zul), er entleert.

Unter zl steht sodann ein schief abwärts laufendes Wort,

das aus drei Buchstaben besteht. Der erste davon besteht aus einem kleinen wagerechten Strich, von dem aber vorne (rechts) noch ein etwas verblasster Strich schief aufwärts nach links geht. Dieses Zeichen ist ein g. Schräg daneben steht ein etwas nachlässig gezeichnetes, aber ganz altsinaitisches Schin. Und schräg unter diesem Schin findet sich, fast in der linken unteren Ecke der Tafel, ein m, das die Form eines etwas breit gezogenen grossen lateinischen M hat. Der schräg abwärts gehende Strich rechts ist noch vollkommen deutlich. Aber auch die drei folgenden Striche sind in feineren, etwas verblassten Linien noch sehr gut wahrzunehmen. So bekommen wir, als Objekt zu dem vorhergehenden zal, das Wort gschm = g^eschem, aramäisch Leib.

Auf der letzten Zeile findet sich zunächst ein wagrechtes strichartiges n und im unmittelbaren Anschluss daran das sinaitische Fischzeichen des Samekh. Ueber dem n kann man die Spuren oder Reste eines Wau entdecken. Es steht also wohl wns = w^enas (von nus mit Samekh): und läuft schnell weg. Darauf folgt ein verblasstes, aber noch gut zu erkennendes, leicht gebogenes sinaitisches l mit einem Haken unten nach links. Dahinter aber stehen noch zwei Buchstaben dicht nebeneinander. Der erste ist ein sinaitisches g mit dem rechten Winkel oben. Der zweite ist das lihjanische Hauszeichen des b mit einem Dach und zwei etwas einwärts gekehrten Türpfosten oder Pfeilern darunter. Das gibt zusammen lgb = l^egeb, d. h. nach der Wassergrube oder dem Brunnen.

Der ganze Text auf der Tafel lautet also folgendermassen: « Zum Erzählen. Es erbricht oder öffnet Har-Schaddaj die Türe. Er steckt den Leib hinein in die Wohnung. Er streckt sich aus und wiehert, er entleert den Leib und läuft schnell weg nach der Wassergrube oder dem Brunnen ».

In dieser Inschrift, welche die humoristische Beschreibung der Eigenschaften oder Gewohnheiten eines Tieres, ohne Zweifel eines Pferdes (vgl. das Wiehern) enthält, sind zwei Dinge von besonderer Wichtigkeit. Zunächst die Ueberschrift « Zum Erzählen ». Sie beweist, dass der Text bewusstermassen als Unter-

haltungsliteratur, wenn auch wohl speziell für Kinder, geschrieben worden ist. Dieselbe Ueberschrift hätte schon über den beiden vorher besprochenen Inschriften stehen können.

Die zweite bedeutsame Tatsache ist, dass das Tier oder Pferd, von dem die Erzählung handelt, den Namen Har-Schadaj trägt. In diesem Namen scheint, wie gesagt, das Wort har, Berg, mit dem Gottesnamen Schadaj oder Schaddaj verbunden zu sein. Dieser Name ist die hebraisierte, durch Ausschleifung des p, Verdoppelung des d und Ersetzung der Endung u durch die Endung ai entstandene Form des ägyptischen Gottesnamens Sapdu. Daraus ist zunächst Sapdai und weiter Schadaj = Schaddaj geworden. Sapdu ist der Gott der Wüste im Osten Aegyptens bis zum Sinai. Ursprünglich wohl der Gott des Zodiakallichtes ist er der dem ägyptischen Schu ähnliche Gott des Luft- und Wolkenraumes geworden. Wie Schu steht er auch zu den Bergen in Beziehung, über denen er den Himmel erhoben hat, speziell zum Sinai, wo er seit uralter Zeit verehrt und ihm als dem Horus des Ostens zusammen mit der schon frühe zur Göttin der Fremdländer gewordenen Hathor (= Haus des Horus) unter der 12. ägyptischen Dynastie ein Tempel errichtet worden ist. Seine Auffassung als Horus des Ostens dankt Sapdu (Sapdai, Schaddaj) der Tatsache, dass das Zodiakallicht, das er repräsentiert, des Morgens im Osten vor Sonnenaufgang erscheint, während es des Abends im Westen nach Sonnenuntergang patronen- oder granatenförmig aus dem Horizont hervortritt.

Auch in der ägyptischen Landschaft Gosen, wo die Hebräer vor ihrer Verpflanzung nach dem Sinai sassen, war der Kultus von Sapdu-Schaddaj zu Hause. Ausdrücklich wird denn auch in Ex. 6 gesagt, dass Gott den Vätern Israels, dem Abraham, Isaak und Jakob, als El Schaddaj erschienen sei und sich ihnen noch nicht als Jahwe bekannt gemacht habe. Erst am Sinai soll er sich nach Ex. 3 dem Mose als Jahwe geoffenbart haben. Aber Jahwe ist nach Ex. 3 ebenfalls der Gott der Patriarchen, also derselbe Gott wie Sapdu-Schaddaj, nur unter einem anderen Namen. Dies wird denn auch dadurch bestätigt, dass Jahwe dem Mose am Horeb oder Sinai im Dornstrauch erscheint und

in Deut. 33, 16 der Gott, der im Dornstrauch wohnt, genannt wird. Denn auch Sapdu-Schaddaj hat den Dornstrauch oder Dornbaum zu einem seiner Symbole und wird als in ihm wohnend dargestellt. Und weil der Dornstrauch oder Dornbaum des Sapdu-Schaddaj von Alters her auf der Höhe von Serabit el Khadem im Minengebiet der Sinaihalbinsel stand, hat speziell diese Höhe oder dieser schwer zugängliche, nördlich vom Wadi Maghâra gelegene Berg den Namen Sinai (= der des Dornstrauchs oder Dornbaums, vom hebräischen Wort senäh, Dornstrauch, Dornbaum) bekommen, während er der zahlreichen Minengänge wegen, die ihn durchstachen, auch Horeb genannt wurde ¹⁾.

Gerade am Sinai haben nun aber die Hebräer aus Gosen, die nicht unter Zeichen und Wundern und in Freiheit aus Aegypten ausgezogen sind, sondern von der Pharaonin Hatschepsut (1501-1480 vor Chr.) zur Arbeit in den Minen nach dem Sinai verpflanzt worden sind, den Gottesnamen Schaddaj (Sapdu, Sapdai) mit dem Gottesnamen Jahu vertauscht. Und der Grund davon ist der, dass die Keniter, die als Erzarbeiter schon lange vor den Irsaeliten am Sinai ansässig waren, den da verehrten ägyptischen Gottheiten Hathor und Sapdu bereits die semitischen Namen Ma'na und Jahu gegeben hatten. Von den Kenitern dann haben die Hebräer am Sinai an der Stelle des Gottesnamens Schaddaj den Gottesnamen Jahu übernommen, aus dem sie später Jahwe gemacht haben. Aber dieser Jahu-Jahwe ist seiner Naturseite nach von Hause aus derselbe Gott wie Sapdu-Schaddaj. Er ist der über dem Sinai im Aether wohnende Gott des Luft- und Wolkenraumes, der sich im Wind, Sturm und Gewitter offenbart, in der Wolke erscheint und auf der Wolke fährt. Und auch die überlieferten Vorstellungen von der Wolkensäule, mit der Jahwe bei Tag seinem Volke voranzieht, und von der Feuersäule, mit der er ihm des Nachts

¹⁾ Das historische Sinai ist also weder der Dschebel Musa, noch der Dschebel Serbal (vgl. dazu meine Schrift: Die althebräischen Inschriften vom Sinai und ihre historische Bedeutung, Leipzig, Hinrichs, 1924).

leuchtet, weisen auf diese Natur des Gottes hin. Denn die Wolkensäule ist nichts anderes als der bei Tag den Himmel von der Erde trennende Luft- und Wolkenraum, den die Aegypter sich als eine Säule vorgestellt haben (vgl. die Luftsäule des Schu), während die Feuersäule nichts anderes ist als das patronen- oder granatenförmig bei Nacht am Horizont hervortretende Zodiakallicht, in dem Soped sich offenbart.

Von Jahu-Jahwe ist auf dieser Inschrift nun freilich nicht die Rede, sondern nur von Schaddaj. Der Name Har Schaddaj = Berg von Schaddaj wird ein von altersher geläufiger Ausdruck zur Andeutung von etwas Kolossalem gewesen sein und dieser Name wurde nun hier spasshafter Weise einem besonders grossen und starken Pferd gegeben. Aber bedeutsam ist der Name doch. Denn er weist seiner Herkunft nach deutlich auf den Osten Aegyptens und die Umgebung des Sinai hin. Ob die Semiten zu Glozel auch den Namen Jahu gekannt haben, ist eine Frage, die wir erst weiter unten besprechen können.

Zunächst haben wir der soeben behandelten Inschrift eine andere zur Seite zu stellen, die als unmittelbare Parallele dazu gelten kann.

Diese Inschrift findet sich auf dem Stein, der von dem Landbauer Claude Mercier Mitte Dezember 1927 auf seinem Hof Chez-Guerrier in der Glozel benachbarten Gemeinde le Mayet de Montagne entdeckt worden ist. Auf diesem in der Illustration vom 28. Januar 1928 (S. 82, unten rechts) abgebildeten Stein ist die linke Vorderseite eines Pferdes dargestellt. Neben und unter der, abgesehen vom Kopfe, recht mangelhaften Zeichnung steht ein Text, der ebenfalls die humorvolle Beschreibung der Eigenschaften eines Pferdes enthält (vgl. die Abbildung Nr. 19).

Die Inschrift auf diesem Steine ist besonders schwer zu lesen. Man muss zufrieden sein, wenn man ihn wenigstens einigermaßen entziffern kann. Der harte Basaltstein war nur mit Mühe zu beschreiben und die zahlreichen Narben und vielfach abgeriebenen punktartigen Erhöhungen auf dem Stein machen die Schrift noch besonders undeutlich.

Sicher ist, dass auch auf diesem Steine über dem eigentlichen Texte die Ueberschrift lhgd = l^ehaggid = zum Erzählen steht. Dieses Wort, das links vom Ohr des Pferdes beginnt, ist unter der Lupe noch leicht zu lesen. Es ist geschrieben mit dem kleinen, nach links offenen, spitzen Winkel des nordsemitischen, speziell syrischen l, einem sinaitischen h, dessen rechter Arm in das vorhergehende l hineinläuft, einem deutlichen liegenden g, einem dahinter mit zwei Häkchen beginnenden und dann abwärts nach rechts verlaufenden sinaitischen j, sowie einem d, von dessen wagrechtem Oberstrich in der Mitte ein anderer Strich schräg abwärts nach links geht.

Die Erzählung selbst beginnt dann vor dem Kopf des Pferdes mit dem Namen desselben, den ich nicht anders als Midjan lesen kann. Der erste Buchstabe besteht aus der ziemlich grossen und langen, dreimal auf und ablaufenden Wellenlinie des sinaitischen m, an dessen oberen und unteren Spitzen je und je Querstriche angebracht sind. Darauf folgt ein d mit wagrechtem Oberstrich und schief nach links gehendem Unterstrich, ferner ein mit zwei Häkchen beginnendes sinaitisches j, dessen Fuss zunächst nach rechts läuft, dann aufwärts biegt und unter dem Anfang des m von Midjan endigt, sowie endlich ein strichartiges n, das unter den Häkchen des Jod beginnt und von da aus schräg nach links läuft.

Was auf der nächsten Zeile unter dem Namen Midjan steht, ist mehr oder weniger unsicher. In der Mitte unter diesem Namen findet sich ein r und links daneben ein Zeichen, das aus zwei gebogenen, schräg abwärts laufenden Linien besteht. Die eine befindet sich unmittelbar links vom r, die andere beginnt oben rechts vom folgenden Buchstaben. Da sie oben weiter auseinander laufen als unten, wird das Zeichen ein z sein. Man könnte darum lesen rz = raš (von ruš), er läuft. Doch scheint vor diesen beiden Buchstaben, dicht bei der Stirne des Pferdes und unter dem Anfange des m von Midjan, noch ein senkrecht-leiterartiges Cheth zu stehen, so dass chrz = chrs, also wohl charuš, er ist gelb (von gelber Farbe) zu lesen sein wird (vgl. das arabische chrs, gelb sein).

Den nächsten Buchstaben könnte man auf den ersten Blick für ein kreuzartiges Teth halten, was aber sicher nicht richtig ist. Von dem beinahe senkrechten Strich in diesem Zeichen geht unten in rechtem Winkel ein Strich nach rechts, so dass man es vielmehr mit einem g zu tun haben wird, durch das und unter dem in schräg abwärts gehender Richtung die beiden parallelen Striche eines p laufen. Man bekommt also gp = gaph, oder, da unten links, fast schon ganz unter der rechten Ecke des folgenden Buchstabens noch ein kleines, einem oben zusammengebundenen Sack ähnliches Wau steht, gpw = gappo, sein Körper.

Dahinter folgt dann ein stehendes sinaitisches Aleph, unten geschlossen durch ein d, d. h. einen wagrechten Strich, von dessen Mitte aus ein kleiner ziemlich senkrechter Strich links von dem genannten Wau nach unten geht. Durch die linke Ecke dieser Ligatur von Aleph und d ist aber noch ein, unter der Lupe deutlich wahrzunehmendes, r gelegt. Daß gibt zusammen 'dr = 'adar (vgl. das phönizische Wort) = er ist gewaltig, oder herrlich, mächtig, majestätisch.

Von Midjan, dem schnell laufenden oder gelben Pferd mit dem gewaltigen oder herrlichen oder majestätischen Körper werden nun verschiedene Untugenden, die aber nur sein Temperament und seine Stärke beweisen, aufgezählt.

Was zunächst noch hinten auf der begonnenen Zeile folgt, ist stark verwischt und sieht ganz verzweifelt aus. Es stehen da mehrere Buchstaben über- und nebeneinander, Aber welche sind das? Oben links von und unter den beiden Häkchen des j von Midjan meine ich ein r wahrzunehmen, das dann eingebogen durch das strichartige n am Schlusse von Midjan läuft und darunter mit einer kleinen Biegung nach rechts herauskommt. Links neben dem r findet sich ein h, dessen etwas verblasster rechter Arm unmittelbar vor dem r aufsteigt und dessen kurzer Fuss unten nach rechts gerundet erscheint. Direkt rechts von diesem Fuss aber steht ein kleines kreuzförmiges Teth. Das gibt zusammen rht = rahat, Wassertrog.

Unmittelbar rechts vom Teth sieht man sodann einen

schrägen Strich, der oben und unten je ein Seitenhäkchen nach rechts hat. Es ist wohl der Oberstrich eines d, von dessen Mitte aus ein gerader Strich mehr oder weniger schräg nach rechts gegangen sein muss. Da aber hier alles stark verwischt ist, lässt er sich nicht mehr mit Sicherheit erkennen.

Von den beiden Buchstaben unter dem d, besteht der erste aus einem senkrechten Strich mit aufwärts nach rechts gehendem Seitenstrich und ist also ein k. Der andere links ist wahrscheinlich ein sinaitisches Aleph, vielleicht aber auch ein in seinem oberen Teil wegen Platzmangel nur wenig entwickeltes h. Es steht also dk' = daka' oder dakah, d. h. er zerschlägt. Der ganze Satz besagt demnach: den Wassertrog zerschlägt er.

Was die folgenden Buchstaben betrifft, so beginnen hier die Buchstaben neben und auf der Schnauze des Pferdes, die dadurch, oberflächlich betrachtet, etwas breiter erscheint, als sie tatsächlich ist.

Rechts neben der Schnauze finden sich zwei kleine, oben weit auseinanderlaufende, unten sich mehr annähernde, schräge Striche, die offenbar ein z bilden. Mitten auf der Schnauze steht der senkrechte Strich eines rechtwinkeligen g, dessen unterer Strich über den Rand der Schnauze hinaus, nach rechts dem z zu, läuft. Wir bekommen damit das Wort zg = zag (von zgg oder zug), das Sieb.

Weiter nach links auf der Zeile sieht man zunächst zwei senkrechte, parallele Striche, die ein p darstellen. Der scheinbare dünne Verbindungsstrich dazwischen gehört zu einem auch links und rechts von dem Buchstaben wahrzunehmenden Kratz. Hinter dem p steht ein kreuzartiges, spitzwinkeliges Teth und ein breites kesselartiges Schin. Das Wort lautet also p'sch = patasch (vgl. pattisch, Schmiedehammer), er zerstampft.

Die ganze Zeile lautet demnach: das Sieb zerstampft er.

Die folgende Zeile beginnt unter dem Hals des Pferdes, wo wir oben ein g und darunter ein stumpfwinkeliges und ein spitzwinkeliges nordsemitisches l finden. Das gibt zusammen gl = galal, Kot, Mistfladen, Misthaufen.

Darauf folgen nach links fünf schräggehende Striche, die aber nicht als Zahlzeichen, wie Dr. Morlet meint, sondern als Buchstaben aufzufassen sind. Der erste davon ist ein strichartiges n, die beiden folgenden parallelen bilden ein p, während die zwei letzten, unten auseinanderlaufenden ganz ersichtlich ein z sind. Es steht demnach npz = nps, was wohl als Piel nippes zu lesen ist, er zerschlägt oder zerstreut oder zerstäubt.

Weiter nach links findet sich dann ein etwas breites, weniger hohes kreuzartiges Teth mit kleinen Seitenstrichen an den Endpunkten. Hinter diesem t aber ist ein r zu konstatieren, dessen oberer Bogen, etwas verwischt, unmittelbar unter der Schnauze des Tieres zu finden ist. Zusammen gibt das tr = tur, Zaun. Darauf folgt ein grosses g, mit einem kleinen senkrechten strichartigen n darunter. Und unmittelbar links vom n sieht man zwei ausgestreckte Arme mit einem dunkeln Köpfchen dazwischen und einem, wie es scheint nach rechtslaufenden Fusse am unteren Rande, also ein h. Das gibt, hinter dem als st. cstr. aufzufassenden tur, gnh = gannah, des Gartens.

Am Schlusse der Zeile aber stehen noch zwei Buchstaben, ein als Kreis mit Kreuz gezeichnetes Teth und ein liegendes Cheth, zusammen tch = tach (von tuch oder tachach), er beschmiert. Der Satz lautet demnach: den Zaun des Gartens beschmiert oder beschmutzt er.

Damit ist aber die Beschreibung der trefflichen Eigenschaften des Pferdes noch nicht zu Ende. Auch unter dem Bauche des Pferdes, ja selbst unten auf seinem Vorderfusse und noch vor demselben nach links finden sich Schriftzeichen, die freilich zu einem guten Teile kaum noch zu lesen sind. Ganz hinten unter dem Bauche könnte man vielleicht oben rechts ein g sehen, daneben etwas höher ein j mit zwei Häkchen und nach rechts abwärts laufendem Fusse, und weiter dahinter, vor der Mitte des Pferdefusses einen fast senkrechten kleinen Strich mit kurzem Seitenstrich in der Mitte, d. h. ein d. Das gäbe zusammen gjd = gid, Seil.

Unter dem g steht ein kesselartiges, fast späthebräisches Schin, daneben, wie es scheint, das auf den Kopf gestellte

Fischzeichen des Samekh, oben die noch gut wahrzunehmende Schwanzflosse, darunter der Leib, links davon die zwei Haken eines Ajin mit nach links laufendem Fuss. Es scheint also schs' = schasa' zu stehen = er zerreisst. Der Satz würde demnach lauten: das Seil zerreisst er.

Von den beiden folgenden Worten muss man das erste beinahe mehr raten als lesen. Der erste Buchstabe davon, unmittelbar hinter dem Ajin am Schlusse des vorhergehenden Wortes, besteht aus zwei kleinen, beinahe senkrechten Strichen nebeneinander, die aber unten weiter auseinanderlaufen. Es kann nur ein z sein. Sodann scheint vom hinteren Strich des Vorderfusses des Pferdes, ganz unten, die Wellenlinie eines m nach rechts, d. h. nach dem z, zu laufen. Aber durch das rechte Ende des m scheint noch ein senkrechter Strich zu gehen, der oben um seine Spitze eine längliche, aber schmale Schleife hat. Dieser Buchstabe könnte ein Koph sein. Wenn das richtig ist, dann wäre zkm = zikkim, Halsband, Fusskette oder Fessel, zu lesen.

Das letzte Wort scheint mit einem kleinen, bereits dem späteren hebräischen Zeichen entsprechenden Ajin ganz unten links im Pferdefuss zu beginnen. Unmittelbar links davor steht ein deutliches r und etwas davor wieder, direkt hinter dem untersten l von gll, findet sich ein kleiner senkrechter Strich mit einer länglichen, aber schmalen Schleife um die Spitze. Es ist ohne Zweifel ein Koph. Wir haben also rḵ = 'arak, er zernagt, zu lesen, so dass der letzte Satz lautet: die Fessel zernagt er.

Wir haben hiermit die Inschrift, so gut es geht, zu entziffern gesucht. Wahrscheinlich steht auf dem Stein kurz zusammengefasst das Folgende: « Zum Erzählen. Midjan läuft oder ist gelb (von gelber Farbe). Sein Körper ist gewaltig. Den Wassertrog zerschlägt er, das Sieb zerstampft er, den Misthaufen schlägt er auseinander, den Zaun des Gartens beschmiert er, das Seil zerreisst er, die Fessel zernagt er ».

Besonders bemerkenswert ist, dass auch auf diesem Steine über dem eigentlichen Texte die Ueberschrift « Zum Erzählen » wiederkehrt, und dass das Pferd Midjan heisst. Das letztere

hängt wohl in erster Linie damit zusammen, dass die Midianiter der schnellen Bewegung wegen, womit sie ihre Reise- oder auch Beute-Züge ausführten, bekannt waren. Braucht man auch aus dem Namen des Pferdes noch nicht zu schliessen, dass auch sein Eigentümer ein Midjaniter war, so muss dieser doch die Midjaniter jedenfalls gekannt haben. Darin aber liegt wieder ein starker Beweis für die Richtigkeit unserer Annahme, dass die Semiten zu Glozel jedenfalls ihrem Kern nach aus dem Sinai-Gebiete herstammten. Denn die Midianiter bewohnten die östliche Seite des älanitischen Meerbusens, aber auch einen Teil der Sinaihalbinsel, wie aus der Erzählung von Moses Flucht nach Midjan, d. h. nach dem Sinai, bekannt ist.

Eine Parallele zu der Pferdezeichnung und dem Text auf dem Steine von Chez-Guerrier bildet ein platter, auf beiden Seiten beschriebener Stein aus Puyravel, auf dem vorne auch noch ein voraus gestreckter Pferdekopf abgebildet ist (vgl. Dr. Morlet, Puyravel et Chez-Guerrier, S. 23, Fig. 12, 13 und die Abbildungen Nr. 20 und 21).

Auf diesem Stein steht, und zwar zunächst um den Pferdekopf herum, das Folgende zu lesen. Teli, t|j = telî, (Pfeil, offenbar der Name des Pferdes; die Buchstaben sind ein kreuzförmiges Teth, ein l mit einem Haken unten nach rechts und ein unter dem Teth liegendes j mit zwei Häkchen) läuft schnell (dr = dar von drr, vgl. das arabische Wort), er zerstampft (hlm = halam, h mit Kopf und zwei ausgestreckten Armen und nach rechts aufwärts gerundetem Fuss, daneben ein verblasstes, unten stark nach rechts eingebogenes l mit links aufwärts gerundetem Fuss; darauf folgt noch ein sehr verwischtes Zeichen, in dessen Grundzügen ich nur die einem grossen lateinischen M mehr oder weniger ähnliche Wellenlinie eines m zu erkennen vermag).

Am Anfang der zweiten Zeile findet sich dann durcheinander gelegt ein g und ein n, über dem Ende des g ein in seinem oberen Teil noch deutliches Tau und dahinter ein verblasstes, sinaitisches h. Das Wort lautet also gnth = ginnethah, den Garten. Darauf heisst es weiter: er beschmiert

(tach von tuch oder tachach) den Zaun (tr = tur mit kreuzartigem Teth und etwas schief liegendem und eckigem, nach rechts gekehrtem r) des (sinaitisches gebogenes l) Gartens (gnth = ginn^ethah, das g ganz rechts; möglich, aber nicht sicher ist, dass unter dem g noch ein j mit nach rechts abwärts laufenden Fuss steht; darauf folgt ein etwas höher stehendes, als lange, stark gewundene Schlange gezeichnetes n, ein etwas schief stehendes rechtwinkeliges Tau und ein h, das ähnlich den beiden h auf der dritten Zeile der Grabschrift, scheinbar nur einen aufwärts gestreckten Arm vor dem Köpfchen hat, während es ohne Zweifel zwei parallel ausgestreckte Arme sind), er wälzt (grl = garal) den Leib (gp = gaph), er läuft umher (rd = rad von rud), er zertrümmert (ntch = Piel nittach; der erste Buchstabe ist kein kreuzartiges Teth, sondern die Ligatur eines strichartigen n und eines Tau) den Wasserzuber¹⁾ ('gn = 'aggan, stehendes sinaitisches Aleph, Ligatur von g und n), er stösst (man könnte dch = dach von dachach lesen, aber es steht wohl dachah, da durch den untern Querstrich des mit defektiven Seiten gezeichneten Cheth ein kleiner senkrechter Strich mit einem Köpfchen geht, so dass man es nicht bloss mit einem Cheth, sondern mit der Ligatur von Cheth und h zu tun hat) die Erwachsenen (mt = mat (met), Männer und Frauen; sinaitisches Wellenzeichen des m, volles als Kreis mit Kreuz gezeichnetes Teth), er ist der Liebling (dd = dod) der kleinen Kinder (tp = taph), er greift an (gr = gar von gur II; am Ende der sechsten Zeile steht ein g und dahinter ein noch wohl zu erkennendes r) den jungen Stier (*egäl; der erste Buchstabe von Zeile 7 ist stark verwischt, aber bei näherem Zusehen erkennt man ein rundes Ajin mit einem Punkte darin, daneben ein g, das zunächst senkrecht dem Ajin entlang läuft und dann unter demselben nach rechts einbiegt und endlich noch ein sinaitisches gebogenes l), er stösst (d mit stehendem Türpfosten und kleinem, etwas schief stehendem Tür-

¹⁾ Vgl. das Koptische aḡan.

flügelstrich, daneben ein Cheth mit e i n e m Verbindungsstrich, also dch = dach von dachach ; vielleicht steht aber auch hier dachah, da hinter dem Cheth noch ein h sich findet, dessen Fuss unten durch das Cheth abwärts läuft), er springt (dz = daz = daş von duş mit Şade, vgl. das syrische und arabische Wort) auf (‘l = ‘al, das Ajin unter dem z von daz, das gebogene oder geschwungene l dem Rand der unteren linken Ecke des Steines entlang) den Stier (‘egäl); das Wort steht auf der untersten Linie, zuerst rechts ein nach links abwärts laufender gebogener Strich, der aber oben einen kleinen Seitenstrich nach links hat, also ein gabelförmiges Ajin ist, dahinter ein rechtwinkeliges g mit kurzem senkrechtem und längerem nach links gerichtetem wagrechtem Strich und endlich ein liegendes, gebogenes oder geschwungenes l.

Zusammengefasst lautet also die Inschrift: « Teli (Pfeil) läuft schnell, er zerstampft den Garten, er beschmiert den Zaun des Gartens, er wälzt den Leib, er geht umher, er zertrümmert den Wasserzuber, er stösst die Erwachsenen, ist der Liebling der Kinder, er greift an den jungen Stier, er stösst, er springt auf den Stier ».

Im Zusammenhang damit sei noch auf zwei andere Steine aus der Grotte von Puyravel hingewiesen, auf denen sich Pferdedarstellungen mit kurzen Beischriften finden. Auf einem kleinen, schmalen Stein (a. a. O. S. 16, Fig. 8) ist ein liegendes Pferd dargestellt, das müde den Kopf hängen lässt. Vom Text auf der Vorderseite kann man noch einiges lesen, wenigstens auf der etwas grösseren Abbildung in der Illustration vom 4 Februar 1928 (vgl. die Abbildung Nr. 22).

Vermutlich stand in der oberen Ecke rechts der Name des Pferdes, der aber zu stark verwischt ist (j^edidah, Liebling?). Dann folgt jldh = jal^edah, sie hat geboren. Das j steht innerhalb der Zeichnung der Brust des Tieres entlang. Ein l sieht man auf der Wange des Pferdes und etwas links darüber bei den Ohren ein d, während vor und auf der Stirne das Köpfchen und die erhobenen Arme eines h wahrzunehmen sind, dessen Fuss einwärts läuft und das Auge des Pferdes streift.

Das folgende Wort ist jgh = jage^e ah = sie ist müde.. Vor der Nase des Pferdes stehen die zwei Häkchen eines j, dessen Fuss ebenfalls in die Zeichnung einbiegt. Links davon findet sich ein g, dahinter, weiter nach links, ein Ajin mit zwei Gabeln und ziemlich langem, senkrechtem Fuss und daneben ein deutliches h mit unten nach links einbiegendem Fuss.

Schwieriger ist das nächste Wort festzustellen, aber es lautet wahrscheinlich rb'h = rabe^e ah (von rb') = sie liegt. In der Mitte zwischen dem Ajin und h des vorhergehenden Wortes, unter dem rechten Arm des h, sieht man ein grösseres, nach rechts gekehrtes, oben stark gebogenes r. Und darauf folgt tiefer, links vor dem Fuss des h, das etwas verblasste thamudische Hauszeichen des b (zwei senkrechte Striche mit einem etwas gewölbten Dach), rechts daneben ein Ajin und ferner ein h unter dem r. Die drei Verba, oder jedenfalls die beiden ersten könnten auch Participia sein: geboren habend, müde seiend liegt sie usw.

Deutlicher ist das letzte Wort ltchnh = l^ethach^anah, am Boden. Unter der Schnauze des Tieres findet sich ein gebogenes sinaitisches l mit einem Haken oben links. Darauf ein kreuzförmiges Teth, ferner in der Einbuchtung zwischen dem Kopf und Hals des Tieres oben ein Cheth mit Querstrichen, darunter das längere, aber nur schwach gewundene Schlangenzeichen eines n mit dem Kopf nach rechts und dahinter ein verblasstes h. Auf der Rückseite des Steines sollen noch drei Zeichen stehen.

Auch auf dem anderen Steine aus Puyravel (a. a. O. S. 24, Fig. 14, vgl. die Abbildung Nr. 23) sind neben dem Pferdekopf noch einige Worte zu lesen.

Es steht hier: `Adi (dj = ^eadi, Schmuck, ist der Name des Pferdes; man sieht hier oben rechts, ganz am Rand, ein schmales Ajin mit nach links abwärts gehendem Fuss, dicht daneben ein d mit wagerechtem, zum Teil noch über das Ajin hinlaufendem Oberstrich und fast senkrechtem Unterstrich sowie ein deutliches j mit zwei Häkchen und einem durch den unteren Buchstaben nach rechts laufenden Fuss) ist widerspenstig oder

zornig (mrth = mar^ethah, 3 pers. fem. perf. Qal von marah ; am Schlusse der oberen Zeile findet sich die verkürzte Wellenlinie eines m in der Gestalt eines breitgezogenen grossen lateinischen N oder M ; darauf folgt auf der zweiten Zeile ein deutliches r und Teth und dahinter über der Schnauze des Pferdes noch ein verwischtes sinaitisches h, dessen Fuss in einem kleinen Bogen vor der Schnauze herabkommt ; dieses mrth = mar^ethah zeigt, dass das Pferd eine Stute ist). Das folgende Wort unter dem soeben genannten ist kaum mit Sicherheit zu lesen. Man sieht zunächst einen langen wagrechten Strich, also wohl ein strichartiges n, durch das rechts ein h gezeichnet zu sein scheint. Unter dem wagrechten Strich steht sodann ein rechtwinkeliges g und unmittelbar darunter wieder ein etwas verwischtes h. Das gibt zusammen nhgh = nah^agah = sie keucht. Weiter sieht man dann noch ein Teth und eine Anzahl stark verwischter Buchstaben, die nicht mehr zu lesen sind. Wir müssen uns also begnügen mit dem Anfang der Aufschrift : « Adi ist zornig, sie keucht ».

Aber nicht bloss von Pferden, sondern auch von anderen Tieren handeln die Aufschriften auf den Steinen, sei's mit sei's ohne beigefügte Zeichnung. So finden sich auf einem grösseren steinernen Anhänger aus Puyravel (a. a. O. S. 34, Fig. 34, 35) die aneinander geschmiegtten Köpfe von zwei Tieren gezeichnet. Zwei cervides, wie Dr. Morlet meint, sind es freilich nicht. Eher sind es Köpfe von Pferden oder wahrscheinlicher von jungen Rindern und Stieren (vgl. die Abbildungen Nr. 24^a und 24^b),

Der Text beginnt neben der Zeichnung und setzt sich auf der anderen Seite des Steines fort. Was darauf steht ist das Folgende : Weiche aus oder fliehe (nod, Imp. von ndd, kleines liegendes strichartiges n und dahinter ein d, bestehend in einem senkrechten Strich mit kurzem Seitenstrich nach links) angesichts (nägäd, Ligatur von n und g und dahinter ein deutliches d') einem jungen Stier (egal, ovales Ajin, ein etwas verblasstes rechtwinkeliges g, das teils senkrecht durch das obere Ende des Ajin läuft, teils unter dem Ajin

nach rechts sich wendet, endlich ein l mit einem grossen Haken oben nach links).

Auf der Hinterseite des Steines folgt die Fortsetzung ; Aufgeschreckt (kurzes, schlangenantiges n, kreuzartiges Teth, kleines, rundes thamudisches Wau und noch ein Teth, also n₁wt = na ut, Part. pass. von na'tat = nut, aufschrecken) fürchtet er sich (dachal, spätaramäisch und syrisch für zachal, schiefstehendes d mit Seitenhäkchen am Oberstrich, Cheth mit e i n e m Querstrich, gebogenes sinaitisches l) und (ovales südarabisches oder lihjanisches Wau mit einem Strich dadurch) wendet sich (lz = laz von luz, vgl. das arabische Wort, sinaitisches l und z), um zu stossen lngch = lingo^och, Infin. von nagach mit vorgesetztem l ; das Wort steht auf der dritten Halbzeile links ; die Buchstaben sind ein fast einem g gleichendes l mit Haken oben nach links, eine Ligatur von n und g und ein leiterartiges Cheth) ; er ist gewalttätig (schd = schad von schadad, ein dem griechischen grossen Sigma ähnliches südarabisches und lihjanisches oder auch thamudisches Schin und vereinfachtes sinaitisches d, mit ziemlich kurzem, etwas schieferm Türflügelstrich ; das Wort steht etwas tiefer als die vorhergehende dritte Halbzeile und eröffnet die vierte Zeile) bis zum Unglück (lpd = lepíd, das l mit grösserem, oben nach rechts durch das d gebogenem Haken steht neben dem Schin und unter dem d von schad ; darauf folgt ein wagerechtes p und ein liegendes vereinfachtes d).

Was nun auf der letzten Zeile noch folgt, ist kaum mehr sicher zu lesen. Für wahrscheinlich halte ich das Folgende. Das erste Zeichen auf der Zeile ist kein schlecht gezeichnetes h, sondern ein Tau, und das zweite, etwas verblasste Zeichen ist kein g, sondern ein mit e i n e m Querstrich versehenes Cheth, da vom Querstrich des Tau aus ein verblasster Strich fast senkrecht abwärts, parallel mit dem anderen läuft. Darauf folgen noch zwei etwas verschieden gezeichnete l und zwar an der beschädigten Stelle, wie es scheint, ein gebogenes l, und dahinter ein l mit einem Haken oben nach rechts. So würde man tchll = t^echullal bekommen = du wirst durchbohrt werden (2. Pers.

Imperf. Pual von chalal II). Das würde auch vortrefflich in den Zusammenhang passen.

Wir lesen also auf dem Anhänger: « Weiche aus vor einem jungen Stier. Aufgeschreckt fürchtet er sich und wendet sich, um zu stossen. Er ist gewalttätig bis zum Unglück: du wirst durchbohrt werden ».

Ein anderer kurzer beschreibender Text, ohne begleitende Zeichnung, handelt vom Maulwurf. Der Text steht auf der Seite eines gerundeten und wurstartig gebogenen Gerätes, das auch in der Höhle von Puyravel gefunden worden ist (vgl. a. a. O. S. 25, Fig. 15). Einem ähnlich geformten Stein aus Glozel werden wir später begegnen. Die Buchstaben auf dem Stein sind meist klein, und die Zeilen stehen speziell im Anfang zu dicht auf einander und sind auch sonst nicht ganz regelmässig gebildet. Aber lesen kann man darum die Inschrift doch noch (vgl. die Abbildung Nr. 25).

Oben rechts hat man zuerst ein kleines sinaitisches h. Darauf folgt ein liegendes Cheth, ferner ein l, dessen senkrechter Strich noch durch den Oberstrich des Cheth läuft und dessen Fuss unten einen scharfen Haken nach rechts aufwärts bildet. Dahinter steht ein deutliches d mit einem wagerechten Strich unten und einem von dessen Mitte ausgehendem etwas schräg nach rechts laufendem Strich oben. Und daran schliesst sich noch ein deutliches sinaitisches h. Das gibt zusammen hchldh = hachol^edah (weibliche Form des hebräischen choled, vgl. den Namen Chul^edah), der Maulwurf.

Das zweite Wort beginnt mit einem in seinem Oberstück (Köpfchen mit zwei Armen) noch wohl erkennbaren h, an das sich, wenn man von dem von der zweiten Zeile heraufragenden Häkchen absieht, ein g mit nach rechts geöffnetem rechtem Winkel unten anschliesst. Darauf folgt noch ein d mit dem wagerechten Strich unten, dem kleinen senkrechten oben, sowie ein liegendes sinaitisches l und h nebeneinander. Es steht also hgdh = hagg^edolah, der (die) grosse oder ausgewachsene.

Die zweite Zeile beginnt sodann rechts mit einem stehenden

Cheth (zwei senkrechte parallele Striche mit einem Querstrich.) Es folgt ein kleines schräg nach links liegendes sinaitisches l, ferner ein d (wie oben) und ein sinaitisches h, was zusammen = chal^edah, er (sie) gräbt, zu lesen sein wird.

Das nächste Wort auf der zweiten Zeile besteht aus einem liegenden Cheth, einem grossen, bis in die obere Zeile hineinragenden, stark gebogenen r und einem ebenfalls ziemlich grossen und mit seinem Köpfchen in die erste Zeile eindringenden sinaitischen h. Es lautet also chrh = chorah, sein (ihr) Loch.

Das dritte Wort auf der zweiten Zeile beginnt mit einem etwas schiefstehenden Tau, worauf ein noch als ganzes Auge gezeichnetes Ajin, wieder ein Tau und ein etwas verwischtes, schiefstehendes sinaitisches h folgt. Das gibt zusammen ta^athah = (von ta'ah), er (sie) irrt umher. Vor diesem Wort scheint noch ein etwas verblasstes ovales Wau zu stehen, so dass man zu übersetzen hätte: und irrt umher.

Die dritte Zeile beginnt mit einem liegenden Cheth. Darunter steht ein stumpfwinkeliges, nordsemitisches l mit dem Winkel nach links, und daneben ein einigermassen verblasstes, aber doch noch wohl erkennbares sinaitisches h. Es wird also zu lesen sein chlh = challah (dritte Person fem. Qal von chll I), es (sie) lockert.

Das nächste Wort auf der dritten Zeile besteht aus einem d (wie oben), einem etwas höher stehenden Cheth und einem verblassten, aber unter der Lupe noch recht deutlichen sinaitischen h darunter. Es steht demnach dchh = dochah (Infin. constr. Qal von dachach mit femininem Suffix der dritten Person), sein (ihr) Stossen.

Das letzte Wort besteht aus einem g und einem kurzen, aber stark gewundenen, den Kopf nach links erhebenden Schlangenzeichen des n. Es lautet also gn = gan, vielleicht auch, da ein verschwommenes h etwas tiefer noch zu folgen scheint, gannah, den Garten.

Wir lesen demnach auf dem Steine: « Der grosse (ausgewachsene) Maulwurf gräbt sein Loch und irrt umher. Es lockert sein Stossen den Garten ».

Zum Schlusse dieses Abschnittes sei noch auf eine Inschrift

hingewiesen, die ohne beigefügte Zeichnung aus einer Anzahl von Warnungen besteht. Der im vierten Faszikel, S. 15, Fig. 8 abgebildete Stein, auf dem die Inschrift sich findet, wird von Dr. Morlet für ein Beil erklärt.

Die Lesung der Inschrift (vgl. die Abbildung Nr. 25) ist freilich fast hoffnungslos. Auf der ersten, jedenfalls der ersten lesbaren Zeile, begegnen wir zweimal dem Wort *nägäd*, gegenüber, angesichts von. Es ist auch beide Male in derselben Weise geschrieben, nämlich mit der dreieckigen Ligatur eines strichartigen *n* und eines *g*, hinter welcher ein *d* steht. Vor dem ersten *nägäd* steht ein etwas verdorbenes Wort. Ganz vorne rechts, vor der schwarzen Kerbe im Stein, steht ein *g*. In der Kerbe selbst könnte man ein kleines ovales *Wau* finden, während dahinter durch den zweiten schwarzen Riss sich ein *r* zu ziehen scheint. Vermutlich steht also *gur* (Imper. von *gur* III), fürchte dich.

Hinter dem nun folgenden ersten *nägäd* scheint ein *Cheth* zu stehen. Man sieht da zwei senkrechte Striche nebeneinander, von denen der linke etwas eingebogen ist. Zwischen den beiden Strichen sind, jedenfalls in der oberen Hälfte Querstriche wahrzunehmen. Sodann läuft ein schräger Strich vom *Cheth* unten nach der Spitze des folgenden Buchstabens. Das wird ein strichartiges *n* sein. Unmittelbar darüber liegt ein ovales *Wau*. Und darauf folgt noch ein Buchstabe, der aus zwei senkrechten parallelen Strichen ohne Querlinien in der Mitte besteht. Es ist demnach ein *p*. Diese vier Buchstaben ergeben zusammen *chwnp* = *choneph*. Es steht also vermutlich im ersten Satz: «Fürchte dich, angesichts eines Gottlosen oder Ruchlosen».

Das folgende Wort scheint mit dem Wort *kw̄t* (Imper. von *ku*‘, Ekel empfinden) zu beginnen. Es ist geschrieben mit einem *Koph*, dessen besonders langer senkrechter Strich in seinem unteren Teil auch für die linke Hälfte der vorhergehenden *p* Dienste tun muss. In die ziemlich grosse Schleife des *Koph* scheint ein ovales *Wau* gelegt zu sein (vgl. die Scharte im Stein). Hinter dem *Koph* aber steht ein *Teth* (Kreis mit Kreuz). Es ist also zu lesen *kw̄t*; empfinde Ekel. Darauf folgt das zweite

nägäd = angesichts, während das dazu gehörige Wort darunter steht. Der erste Buchstabe davon ist ein Zeichen mit zwei Häkchen und einem gebogenen, schräg nach rechts laufenden Fuss, also ein j. Der zweite besteht aus einem nach links offenen spitzen Winkel und ist ein nordsemitisches l. Darauf folgen die beiden parallelen Striche eines p, während man dahinter noch die Spur eines Tau oder Teth finden könnte. Man wird also zu lesen haben jlpt oder jlpt = jalläpäth, Hautausschlag (Flechte, Lupus). Der zweite Satz würde demnach lauten: «empfinde Ekel angesichts eines Hautausschlags».

Auf der folgenden Zeile ist das erste Wort kaum mehr festzustellen. Vielleicht besteht es zunächst aus einem auf den Kopf gestellten, grösseren Zajin (zwei in die unten befindliche Spitze schräg zusammenlaufende Striche mit einem Querstrich oben), in dessen rechte Seite zum Teil noch ein h hineingezeichnet ist. Darauf scheint ein h und ein r zu folgen. Dieser letztere Buchstabe ist kein l, wie es zunächst scheinen könnte. Es geht ganz ersichtlich oben mit einem Bogen um die Spitze des linken Armes vom h herum. So bekäme man hzhr = hizzaher (Imper. Niphal von zahar), sei vorsichtig.

Die Fortsetzung dazu müsste man dann suchen in den Zeichen, die unmittelbar darunter stehen. Direkt unter dem r sieht man wieder die dreieckige Ligatur eines strichartigen n und eines g und dahinter ein liegendes d. Zusammen gibt das wieder ngd = nägäd, angesichts, gegenüber von. Auch wenn ein wagerechtes, strichartiges n, ein g und ein d stände, wäre das nicht anders. Darauf wäre dann oben weiterzulesen. Da findet sich ein senkrechttes p, ein deutliches t und ein senkrechttes, strichartiges n. Es steht also ptn = päthän, Otter, oder da vom t aus über das n hin und noch etwas weiter nach links die Wellenlinie eines m zu laufen scheint, p^ethanim, Ottern.

Der Satz würde demnach vermutlich lauten: «Sei vorsichtig gegenüber einer Otter oder gegenüber Ottern». Weiter nach links ist die Schrift ganz verdorben.

In diesem Stile geht es weiter. Auf der nächstfolgenden Zeile, direkt unter dem soeben gelesenen Text, findet sich vorne

ein Cheth. Dahinter stehen drei Buchstaben übereinander. Oben hat man ein gebogenes sinaitisches I über einem :ade, d. h. einem aufwärts gerichteten Strich über zwei Füßen, die unten innerhalb eines dreieckigen Zeichens stehen. Es steht also zunächst chls = ch^aloš (Imperativ Qal von chls II). Das dreieckige Zeichen unten aber ist offenbar wieder eine Ligatur von n und g, so dass man, da ein liegendes d darauf folgt, auch hier ngd = nägäd bekommt. Beide Worte zusammen besagen: «Ziehe dich zurück angesichts». Was weiter folgt, vermag ich nicht zu lesen.

So unsicher auch die Lesung dieser stark verdorbenen Inschrift ist, so scheint es sich doch darauf zu handeln um eine Anzahl einfacher, fast selbstverständlicher Warnungen vor sittlichen und leiblichen Gefahren.

5. Religiöses aus Glozel.

Der Frage nach der Religion der Semiten zu Glozel hat uns schon jene Inschrift nahe gebracht, auf der wir zur Bezeichnung eines Pferdes den Namen Har Schadaj (Schadaj) = Berg von Schaddaj gebraucht gefunden haben. Da nun Schaddaj nichts anderes ist als die hebraisierte Form für den ägyptischen Gottesnamen Sopdu oder Sapdu, d. h. für den Namen Gottes, der von Alters her in Gosen und am Sinai oder überhaupt im Wüstengebiet im Osten Aegyptens verehrt wurde, so wäre es fast verwunderlich, wenn wir auf den Inschriften der Fundstücke von Glozel nicht auch dem Namen Jahu begegnen würden, der ja nur der von den Kenitern am Sinai gebrauchte und von den Israeliten daselbst übernommene semitische Ersatzname für Sopdu oder Sapdu ist. Wie es sich damit verhält, sollen einige weitere Inschriften zeigen.

Im vierten Faszikel von Dr. Morlet und E. Fradin, S. 17 (Fig. 12), findet sich einer der in Glozel gefundenen Ringe aus Schiefer abgebildet, auf dem eine leider nur noch teilweise lesbare Aufschrift steht. Links und unten ist die Schrift so

stark verwischt oder abgerieben, dass sie hier grösstenteils nicht mehr zu entziffern ist (vgl. die Abbildung Nr. 27).

Beginnen wir mit der Lesung auf der rechten Seite unten, so findet sich da zuerst ein leiterartiges Cheth, dann ein ovales südarabisches oder lihjanisches Wau mit Strich darin. Darauf folgt ein Buchstabe, der etwas verblasst ist, aber sich doch noch recht wohl erkennen lässt. Es ist ein Teth, das entweder als blosses schräges Kreuz oder als Kreis mit einem Kreuz darin gezeichnet ist. Wir bekommen so das Wort chwt = chut, Faden, Messschnur.

Was das nächste Wort aufwärts betrifft, so beginnt es mit einem fast senkrechten Strich, von dem aus eine Anzahl kleiner Striche nach rechts zu gehen scheinen. Es ist offenbar ein moabitisches, althebräisches, phönizisches und altaramäisches h. Nehmen wir damit zusammen das zweifellose t darüber, so ergibt sich das Wort ht = hath (von huth), er bedroht, er hasst.

Das Subjekt dazu bringt das nächste, gerade oben in der Mitte stehende Wort, das ich nur Jahu lesen kann. Wir finden da zunächst ein verkürztes sinaitisches Jod, d. h. einen kleinen etwas schief nach rechts abwärts gerichteten Strich mit einem kleinen Seitenstrich nach rechts, der sich am Ende aufwärts biegt. In dieser Form kommt das sinaitische j mit den zwei Häkchen oft genug auf den Inschriften von Glozel vor. Man vergleiche z. B. das j auf der aus « La Tribune de Geneve » entlehnten Inschrift im Wort chajil auf der ersten Zeile und im Wort pj=^ophi am Anfang der siebenten Zeile, oder das j im Wort 'ajil auf der zweiten Zeile der Inschrift im zweiten Faszikel von Dr. M. und E. F. S. 14 (Fig. 13). Links über diesem j sodann steht ein noch recht deutliches sinaitisches h und unten links vom j ein zweifelloses ovales Wau, in das der abgestufte Fuss des h hineinläuft. Zusammen kann man diese Buchstaben nur = Jahu lesen.

Der ganze Satz bedarf freilich einer Ergänzung. Denn was Jahu hasst oder bedroht, kann natürlich nicht die Messschnur als solche sein, sondern nur die falsche Anwendung

derselben oder der Betrug, der damit geübt wird. Etwas darauf Bezügliches muss darum ursprünglich vor *chut* = Messschnur gestanden haben.

Dass in der ganzen Inschrift vom Messen die Rede ist, zeigt die Fortsetzung. Denn wenn wir lesen, was hinter dem Namen *Jahu* nach links abwärts folgt, so werden hier verschiedene Masse von Flüssigkeiten und trockenen Stoffen hintereinander genannt. Zunächst finden wir da das Wort *lg* = *log*, d. h. die Bezeichnung für ein kleines Mass von Flüssigkeiten. Darauf folgt das Wort *'mr* = *'omär*, das die Bezeichnung für ein Getreidemass ist. Allerdings ist nur noch das fast ganz sinaitisch als längliches Auge gezeichnete *Ajin* vollkommen deutlich. Aber darunter lässt sich, wenn auch etwas verblasst, doch noch ein wellenförmiges *m* in der Gestalt eines grossen lateinischen *N* und darunter wieder ein *r* erkennen, dessen Bogen rechts den inneren Rand des Ringes berührt. Und auch weiter nach unten meine ich ein freilich ebenfalls verblasstes drittes Wort noch lesen zu können, ein Wort, das aus einem südarabischen, lihjanischen oder thamudischen *b* und einem *t* besteht. Es ist das Wort *bath*, das ein grosses Mass für Flüssigkeiten andeutet. Denn das *bath* entspricht einem *Epha* und enthält nicht weniger als 72 *Log*.

Alles Weitere bis zu dem Wort *chut* = Messschnur ist leider nicht mehr zu lesen. In diesem völlig verwischten oder abgeriebenen Zwischenraum muss gesagt gewesen sein, dass das betrügerische Messen mit diesen Massen und die falsche Anwendung der Messschnur es ist, was *Jahu* hasst oder bedroht.

Was auf diesem Ring aus Schiefer steht, könnte ebensogut in der Bibel stehen.

Ich lasse dieser Inschrift eine zweite folgen, die im ersten Faszikel von Dr. M. und E. Fradin, S. 17 (Fig. 11) abgebildet ist. Sie steht auf einer schlecht gebrannten, wie geschwollen aussehenden Tontafel, die eine Höhe von 8,5 cm, eine Breite von 6 cm und eine Dicke von 1 cm hat und in der Nähe des von E. Fradin entdeckten Grabes gefunden worden ist (vgl. die Abbildung Nr. 28).

Die Entzifferung der Schrift auf dieser Tafel ist nicht gerade leicht. Oben findet sich, wie mir scheint, eine Garbe gezeichnet, die hinten (links) zusammengebunden ist, während vorne (rechts) die Aehren heraushängen. Was den darunter stehenden Text betrifft, so ist der erste Buchstabe ein nicht zu verkenndendes, oben etwas abgeriebenes, vereinfachtes sinaitisches r. Darauf folgt ein strichartiges n und ein sinaitisches h. Das Wort lautet also rnh = ranah, es tönt.

Das zweite Wort beginnt mit einem moabitischen, alt-hebräischen, phönizischen und altaramäischen kammartigen h. Darauf folgt ein langes stehendes, noch in die nächste Zeile herunterragendes, bogenartiges sinaitisches Schin, hinter dem noch am Schlusse der ersten Zeile ein etwas verblasstes, aber doch noch sehr gut zu erkennendes j sich befindet. Nimmt man dazu noch das r am Anfange der zweiten Zeile, so bekommt man das Wort haschschr, der Gesang oder das Lied.

Des Weiteren steht noch auf der zweiten Zeile ein sinaitisches l mit dem Haken unten. Was dahinter noch auf dieser Zeile sich findet, ist der Fuss des oberen h und der untere Teil des oberen Schin. Die Fortsetzung zu dem genannten l haben wir also auf der dritten Zeile zu suchen. Leider ist diese Zeile sehr verdorben. Der erste Buchstabe scheint, wenn ich recht sehe, aus zwei senkrechten parallelen Strichen zu bestehen, die in der Mitte allem nach durch einen Querstrich verbunden sind. Der Buchstabe scheint also ein Cheth zu sein. Unter demselben befindet sich aber noch ersichtlich die verkürzte Wellenlinie eines m. Weiter nach links sodann folgt gerade unter dem l der vorhergehenden Zeile ein schleifenartiges Zeichen, das etwas rätselhaft erscheint. Bei näherem Zusehen erweist sich die obere und rechte Seite dieser Schleife als ein r, neben und unter dem, unmittelbar vorne, ein j mit zwei Häkchen und nach rechts ablaufendem Fusse steht. Dahinter kommt dann ein Buchstabe, dessen Linien zweimal schräg aufwärts und schräg abwärts gehen. Sind die ersteren dünn, so erscheinen die letzteren um so dicker. Ohne Zweifel ist der Buchstabe ein m in der Form

eines grossen lateinischen $\wedge\wedge$. Das ganze Wort scheint man also lesen zu müssen $lchmrjm = lechom^rim$. Und da das l am Anfang die nota Genetivi ist, so wird man zu übersetzen haben «der Aufhäufenden», vom jüdisch-aramäischen und neuhebräischen *chamar*, aufhäufen.

Was das letzte Wort auf der dritten Zeile betrifft, so sieht man zunächst durch den ersten schräg aufwärts nach rechts gehenden Strich des vorhergehenden m hindurch einen etwas verwischten Strich schräg aufwärts nach links gehen. Es scheint ein strichartiges n zu sein. Darauf folgt ein deutliches sinaitisches j mit den zwei Häkchen oben und dem Fuss abwärts nach rechts. Aber auch hinter dem j steht noch ein Buchstabe. Man sieht da ganz dicht beim linken Häkchen des j zwei parallele, senkrechte, nur wenig gebogene Striche, die oben durch einen Strich verbunden zu sein scheinen. Man hat hier aller Wahrscheinlichkeit nach das thamudische Hauszeichen des b mit etwas gewölbtem Dach vor sich, so dass man das letzte Wort wohl zu lesen haben wird $njb = n\bar{ib}$, Frucht. Das passt denn auch gut in den Zusammenhang. Denn es ist dann die Rede von dem Gesang oder Lied der die Frucht aufhäufenden Erntearbeiter oder Schnitter. Das von ihnen gesungene Lied wird denn auch auf der vierten und fünften Zeile mitgeteilt. Der erste Buchstabe auf der vierten Zeile ist ein moabitisches, althebräisches, phönizisches und altaramäisches kammartiges h. Darauf folgen zwei unmittelbar aneinander gereihte, mit dem Rücken gegeneinander gekehrte r, deren Füsse noch in den unteren Buchstaben hineinzuragen scheinen. So bekommen wir $hrr = horer$, hoherhaben ist (vgl. *har*, Berg, von *hrr*). Das Subjekt dazu bringt das folgende Wort. Es besteht aus einem thamudischen b mit etwas gewölbtem Dach, einem Ajin, das dem späteren hebräischen Zeichen ähnlich ist und einem vorne auf der fünften Zeile, unmittelbar unter dem h am Anfange der vierten Zeile stehenden schrägen, leicht gebogenen l. Diese drei Buchstaben zusammen ergeben das Wort $b'l = ba'al$, der Herr. Schwieriger ist das nächste Wort. Der erste Buchstabe davor ist ohne Zweifel wieder ein kammartiges h. Darauf

folgt ein k. Denn direkt links von der Spitze des h steht deutlich die Schleife oder der Kopf eines Koph und von dieser Schleife aus geht denn auch vorne noch ein dünner, aber wohl zu erkennender Strich beinahe senkrecht nach unten. Zwischen diesem Strich und dem vorhergehenden h, neben der unteren Hälfte des letzteren, findet sich aber noch ein deutliches sinaitisches Jod mit zwei Häkchen und einem unter dem h nach rechts abwärts laufenden Fuss. Und links daneben, ganz unten, in der Mitte der letzten Zeile der Tafel, sieht man zwei kleine, schräg nach rechts laufende, etwas gebogene, unten mehr auseinandergehende Striche, die nur ein sinaitisches z sein können. Man wird also das Wort hkjz = hakkajis, der Ernte zu lesen haben.

Das Lied gilt demnach dem Baal oder dem Herrn der Ernte. Wer dies ist, sagt das letzte Wort der fünften Zeile. Wir finden da zunächst die zwei grossen Häkchen eines sinaitischen Jods, dessen Fuss nach rechts abwärts läuft. Darauf folgt ein sinaitisches h, mit zwei etwas verwischten ausgesteckten oder erhobenen Armen und einem Köpfchen dazwischen, langem Leib und unten sich nach rechts ein- und abbiegendem Fuss. Aber vorne, d. h. rechts am Fusse dieses h findet sich noch ein rundes thamudisches Wau mit einem Punkte darin. Man könnte darum das letzte Wort zunächst = Joh lesen, da das Wau zwischen dem Jod und dem h steht. Aber tatsächlich steht es doch am Ende des h, so dass man Jahu zu lesen haben wird.

Unter der Zeichnung einer Garbe steht also auf der Tafel geschrieben: « Es tönt das Lied der die Frucht Aufhäufenden: Hoherhaben ist der Baal oder Herr der Ernte, Jahu. »

Haben wir aus der Inschrift des vorher besprochenen Ringes Jahu als den Gott des sittlichen Willens kennen gelernt, so erscheint er auf der Inschrift dieser Tafel als der Herr der Natur und Spender ihrer Gaben.

Durch beide Inschriften wird uns Jahu als der eigentliche Name des Gottes der Semiten zu Glozel verbürgt.

Mit der soeben besprochenen Schrifttafel gehört nach

Form und Inhalt unmittelbar zusammen eine andere, grössere, die im ersten Faszikel von Dr. M. und E. F. S. 19 (Fig. 10) abgebildet ist. Es ist eine Tafel von 11 cm Breite, 15 cm Höhe und 2,5 cm Dicke. Sie sieht ebenso geschwollen aus wie jene, hat dieselben dicken, offenbar in den noch weichen Lehm eingegrabenen Schriftzeichen und scheint sich auch auf die Ernte zu beziehen (vgl. die Abbildung Nr. 29).

Der Versuch, diese Schrifttafel zu lesen, mag freilich als ein Wagnis erscheinen. Aber vielleicht lohnt sich die Mühe. Die Inschrift beginnt mit einem stehenden leiterartigen Cheth, das ursprünglich wohl noch etwas länger war, als es jetzt sich darstellt. Darauf folgt ein langes, schief liegendes g mit aufwärts gerichtetem Winkel unten rechts. Das gibt zusammen chg = chag, das Fest. Der nächste Buchstabe scheint ein kammartiges moabitische, althebräische, phönizische und altaramäische h zu sein mit den Seitenstrichen nach links. Daran schliesst sich ein nur wenig schräg aufwärts gehender Strich mit einem oben etwas gerundeten, fast dreieckigen Hütchen darüber. Es ist ein moabitische oder phönizische oder auch althebräische Koph. Darauf folgt ein sinaitische j mit zwei Haken oben und einem nach rechts abwärts sich abstufoenden Fuss. Was auf der ersten Zeile noch dahinter steht, das sind im Grunde nichts anderes als zwei ziemlich senkrechte Striche, von denen der eine dicker, der andere dünner erscheint, und die nach unten zu mehr und mehr auseinander laufen. Vermutlich bilden sie ein stehendes sinaitische z. Das zweite Wort lautet also wahrscheinlich hkjz = haḳkajiz und bedeutet als Genetiv: der Ernte.

Es ist demnach vom Erntefest die Rede, und dass dem so ist, zeigt sich auch noch daran, dass am Anfang der zweiten Zeile ebenso wie auf der vorhergehenden Schrifttafel eine Garbe gezeichnet ist, die hinten zusammengebunden ist und vorne die Aehren heraushängen lässt.

Die auf diese Zeichnung zunächst folgenden Buchstaben der zweiten Zeile sind nicht mehr mit Sicherheit zu lesen. Man könnte zunächst unter dem h der oberen Zeile ein Ajin

finden und links davor ein Schin oder Sin. Denn der kurze, dicke, schiefe Strich unter dem Fuss des j der oberen Zeile ging ursprünglich, wie es scheint, tiefer abwärts nach rechts, während vom Endpunkte desselben ein anderer gebogener Strich aufwärts ging. Diese noch mehr oder weniger sichtbaren Umrisse des Buchstabens erinnern an die spätere Form des hebräischen Schin oder Sin. Hinter diesem Zeichen folgt dann noch ein allerdings verblasstes, aber noch leicht zu erkennendes sinaitisches h. Man könnte also diese drei Buchstaben zusammen lesen 'sh = asah (mit Sin), macht.

Es folgen dann noch drei Buchstaben am Ende der zweiten Zeile, zunächst wieder ein sinaitisches h und dahinter ein r und ein kleines thamudisches, rundes Wau. Es steht also hrw = har we, Berg und. Was dazu gehört, sagt das Wort am Anfange der dritten Zeile, das aus einem g und einem etwas schief stehenden strichartigen n besteht. Das letztere hat hier zur Basis einen kleinen Unterstrich. Beide Buchstaben zusammen ergeben das Wort gn = gan, Garten. Dahinter kommen dann zuerst zwei gebogene sinaitische l mit dem Rücken gegeneinander, ferner ein schiefstehendes, langgezogenes, bogenartiges sinaitisches Schin und endlich ein schief nach rechts stehendes k neben oder über einem schief nach links gerichteten sinaitischen h. Diese Buchstaben sind also wohl zu lesen llshkh = l^elischkah, zum Wohngemach. Es steht demnach bis jetzt auf der Inschrift: Das Fest der Ernte macht Berg und Garten zum Wohngemach. Die ganze vierte Zeile ist denn auch durch eine Guirlande oder zwei nebeneinander gelegte Zweige mit Blättern in Beschlag genommen. Es soll damit offenbar angedeutet werden, dass man während der Ernte draussen unter Zweighütten hauste.

Auf der fünften Zeile ist dann zunächst gegen den Rand ein stehendes bogenartiges sinaitisches Schin oder Sin wahrzunehmen. Darauf scheint ein dem späteren hebräischen Buchstaben ähnliches, allerdings verblasstes Ajin zu folgen. Seine zwei dicht bei der Einbuchtung des Sin beginnenden, etwas nach links gewendeten Haken sowie sein nach links

abwärts gebogener Fuss lassen sich unter der Lupe noch in feinen Linien erkennen. Dahinter aber sieht man noch ein r über einem kammartigen h. Diese vier Buchstaben s^rrh bilden das Wort s^e'orah (mit Sin), Gerste. Weiter steht auf der fünften Zeile nichts. Die Fortsetzung bringt erst die sechste Zeile.

Da findet sich zunächst am Anfang ein deutliches rundes thamudisches Wau mit einem Punkte darin, also w^e = und. Darauf folgt ein r und ein sinaitisches j mit zwei Häkchen und einem nach rechts abwärts laufendem Fuss und dahinter das wagrechte sinaitische Lippenzeichen des p. In das letztere ist aber noch am Ende ein sinaitisches h hineingezeichnet. Zwischen den beiden parallelen Strichen des p sieht man noch deutlich den charakteristischen Fuss dieses h und darüber links das etwas verblasste Köpfchen und die beiden Arme desselben. Wir bekommen mit diesen vier Buchstaben das Wort rjph = riphah = Korn (vgl. im biblischen Hebräisch riphoth, Getreidekörner).

Am Ende des p sodann findet sich, noch ein wenig durch den oberen Strich desselben hindurchgezeichnet, ein bereits dem späteren Nun gleichendes n. Unmittelbar dahinter steht etwas schief ein Buchstabe, der ohne Zweifel ein d ist. Es ist freilich durch Schwellungen, die beim Brennen der Tontafel entstanden sind, etwas verdorben. Von dem einigermaßen schief von links nach rechts laufenden Oberstrich geht in der Mitte ein Strich schräg abwärts von rechts nach links. Diese beiden für das vereinfachte d charakteristischen Linien sind die Grundzüge des Buchstabens. Am Schlusse der Zeile folgt dann noch ein g, ein r und ein etwas verwischtes h. Nimmt man diese fünf Buchstaben zusammen, so bekommt man ndgrh = nidg^erah (3. pers. fem. Perf. Niph'al von dagar), sie wird aufgehäuft oder gesammelt oder eingeheimst.

Auf der siebenten Zeile endlich steht vorne zunächst wieder ein kleines, rundes thamudisches Wau mit einem Punkt darin, also w^e = und. Dahinter findet sich ein als Kreis mit Kreuz gezeichnetes Teth, das ein kurzes strichartiges n vertikal über

sich hat, und darauf folgt noch ein deutliches sinaitisches z, sowie ein kammartiges moabitisches oder althebräisches, oder phönizisches oder altaramäisches h. Man hat also zu lesen: n'zh = nitt'sah (3. pers. fem. Perf. Niphal von ntz = ntš), sie wird ausgeschlagen, d. h. gedroschen.

Was weiter noch folgt, ist zunächst stark verwischt. Ich meine aber in diesem schwarzweissen Knäuel zwei Buchstaben unterscheiden zu können, rechts ein Ajin und links daneben, etwas oben, ein stark gebogenes l mit dem Haken unten nach links. Das gibt zusammen l = 'al = auf. Der folgende Buchstabe dann ist jedenfalls ein g. Das letzte Zeichen könnte man für ein Koph halten. Es sind aber tatsächlich zwei Buchstaben, ein r und ein senkrecht, strichartiges n, das wegen Mangels an Raum noch unter das r oder in dasselbe hinein geschoben ist. Man wird also zu lesen haben: grn = gorän, der Dreschtenne.

Im Ganzen steht demnach auf der Tafel das Folgende: «Das Fest der Ernte (illustriert durch die Zeichnung einer Garbe) macht Berg und Garten zum Wohngemach (illustriert durch die eine ganze Zeile in Beschlag nehmende Zeichnung einer Guirlande oder zweier belaubter Zweige). Gerste und Korn wird gesammelt oder eingeheimst und ausgeschlagen auf Dreschtenne ».

Für die Semiten zu Glozel war hienach die Zeit der sommerlichen Ernte eine mit Dank gegen Jahu als dem Herrn der Ernte gefeierte Festzeit, während welcher man, wie es das Einheimsen und Dreschen von Gerste und Korn und wohl auch die Wärme mit sich brachte, draussen unter Zweighütten gehaust zu haben scheint. Wir haben hier also eine noch primitive Parallele zu dem Laubhüttenfest der Israeliten.

Was andere religiöse Gebräuche betrifft, so haben wir schon auf einer früheren Tafel den Gedanken ausgedrückt gefunden, dass Kupfer, angebracht auf dem Türpfosten, beschütze. Man wird dadurch, wie wir schon oben sagten, einigermassen erinnert an die Gewohnheit der Israeliten, in der Passahnacht die Türpfosten des Hauses mit Blut zu bestreichen zum Schutze

gegen den umhergehenden Verderber, sowie überhaupt an die nach Epiphanius bei den Aegyptern bestehende Sitte, zur Zeit der Frühlings- Tag- und Nachtgleiche, ihre Bäume, Schafe und dgl. mit roter Farbe zu bestreichen aus Furcht vor drohendem Unheil.

Ueberdies sei noch darauf hingewiesen, dass auf einem später noch zu besprechenden Steinmesserchen auch die Beschneidung erwähnt wird. Ich meine das Steinmesser, das im ersten Faszikel, S. 22, Fig. 17 abgebildet ist. Das alles lässt die Semiten von Glazel den Hebräern vom Sinai, aus denen Israel erwachsen ist, auch hinsichtlich der Religion nahe verwandt erscheinen. Aber dass sie mit ihnen identisch sind, möchte ich doch nicht behaupten. Die Semiten zu Glazel haben auch religiöse Gebräuche und Vorstellungen gehabt, von denen uns bei den Israeliten nichts bekannt ist.

Unter den Funden von Glazel befinden sich mehrere Stücke, die einen aus Lehm geformten und leicht gebrannten vollständigen Phallus darstellen. Einmal ist darauf auch noch das weibliche Geschlechtsorgan angedeutet (vgl. erstes Faszikel, S. 49, Fig. 52 und viertes Faszikel, S. 39, 40, Fig. 39, 40). Der Phallus ist stets mit Augen und Nase ausgestattet und scheint demnach die personifizierte Lebens- und Zeugungskraft darzustellen, man könnte fast sagen, das animalische Lebensprinzip. Ein solches ursprünglich wohl als zauberkräftig gedachtes Symbol wurde dem Toten mit ins Grab gegeben als ein Amulet oder eine Art Fetisch, der ihm das Fortleben nach dem Tode garantieren sollte. Zur Erklärung davon möchte ich an den als Mumie mit aufgerichtetem Phallus dargestellten Osiris erinnern, dessen Zeugungskraft auch im Tode nicht aufhört. Auch auf das Begräbnis des Phallus von Osiris durch die Isis sei hingewiesen. Dass die Phallussymbole mit der Osiris-Religion und ihrem Unsterblichkeitsglauben zusammenhängen, erscheint mir so gut wie sicher. Auf diesen Phallus-Stücken scheinen sich auch Schriftzeichen zu befinden. Sie sind freilich zumeist so verwischt, dass sie nicht mehr zu lesen sind. Doch lässt es sich auf dem Phallus im vierten Faszikel, S. 40, Fig. 40, (vgl. die

Abbildung Nr. 30) vielleicht noch mit einiger Aussicht versuchen.

Hier findet sich über der oberen rechten Ecke des rechts stehenden Auges, ganz am Rand, ein etwas schräg stehendes, als ganzes Auge gezeichnetes Ajin mit einem Punkte in der Mitte. Daneben nach links meine ich am ehesten noch zwei vereinfachte d mit wagerechtem Oberstrich und senkrechtem oder auch etwas schieferm Unterstrich zu erkennen. Ist das richtig, so muss man 'dd = 'oded lesen, er erhält, oder richtet wieder auf oder stellt wieder her. Darauf folgt, wie mir scheint, der mit ziemlich grossen Buchstaben geschriebene Name Jahu. Zuerst kommt ein noch recht deutliches sinaitisches Jod, dessen zwei Häkchen oben noch gut zu erkennen sind, und dessen Fuss abwärts nach rechts verläuft und unter dem zweiten d endigt. Darauf folgt in einigem Abstand ein ziemlich grosses und breites sinaitisches h mit dem Fuss nach links. Und daneben steht ein grosses ovales Wau, das in seinem mit einer kleinen Spitze versehenen oberen Teile noch besonders deutlich ist. Dicht neben dem Wau sieht man noch ein gebogenes sinaitisches l, während das, was noch folgte, vielleicht ein Name, nicht mehr zu lesen ist. Es scheint also oben zu stehen: es erhält oder stellt wieder her Jahu dem (...).

Was die Fortsetzung betrifft, so sieht man unter dem rechtsstehenden Auge des Phallus ein deutliches sinaitisches h. Darunter folgen, rechts von dem in der Mitte gezeichneten weiblichen Organ, zwei Buchstaben, nämlich ein längeres leiterartiges Cheth ganz am rechten Rand und links daneben ein deutliches sinaitisches Jod mit zwei Häkchen und abwärts nach rechts verlaufendem Fuss. Und dazu kommt dann auf der andern Seite jenes Organes noch ein deutliches sinaitisches h, dessen Fuss schräg abwärts nach links läuft und unten sich noch einmal nach rechts abstuft. Das gibt zusammen hchjh = hachajjah, das Leben.

Ist diese Analyse der Schriftzeichen richtig, so steht auf dem Phallus: «Es erhält oder stellt wieder her (richtet wieder auf) Jahu dem. . . . das Leben.» Jahu erscheint hier in einer

Rolle, die ganz derjenigen des Osiris bei den Aegyptern entspricht¹⁾.

Eine andere Frage ist, wie die in den Gräbern gefundenen merkwürdigen, an Totenköpfe erinnernden Gesichtsvasen zu erklären sind (vgl. viertes Faszikel, S. 26, 27, 28, Fig. 25, 26, 27). Sie zeigen runde Augen, kurze Nasen, aber keinen Mund. Oben haben sie eine kleine Oeffnung, seis mit, seis ohne Deckel. Was die Grösse dieser Köpfe oder Töpfe betrifft, so hat der auf Figur 25 dargestellte eine Höhe von 12 cm, einen Umfang von 48 cm und einen Oeffnungsdurchmesser von nur 4 cm. Bei den beiden anderen, auf Figur 26 und 27 sind die entsprechenden Zahlen 24, 50, 3 und 18, 55, 5. Man vergleiche die Abbildungen 31, 32, 33.

Zu wirklichem Gebrauch sind diese wenig solid gebrannten Töpfe nicht bestimmt. Sie werden auch zum Begräbnisritus gehört haben, d. h. sie werden den Toten mit ins Grab gegeben worden sein. Spuren von Schriftzeichen sind auf diesen Töpfen oder Köpfen auch vorhanden. Aber sie sind im allgemeinen zu stark verwischt, um noch gelesen werden zu können. Auf dem zuletzt abgebildeten Kopf könnte man direkt unter dem rechten Auge bis unter die Nase ein schräglaufendes leiterartiges Cheth finden, links von der Nasenspitze die zwei Häkchen eines Jod, dessen Fuss abwärts nach rechts geht. Und dahinter, etwas tiefer, lässt sich ein freilich verschwommenes h wahrnehmen, dessen Fuss unten nach links einbiegt. Zusammen würde das chjh = chajah, er lebt, geben. Aber die Sache ist zu wenig sicher.

Da die Vasenköpfe oder Vasengesichter zum Teil ein mehr oder weniger individuelles Gepräge haben, liesse sich annehmen, dass sie den Kopf oder das Angesicht des Toten, wenn auch in groben Zügen, darstellen sollen. Bei einem so charakteristisch

¹⁾ Dass auch die Tafeln mit den Handabdrücken zum Begräbnisritus gehören, glaube ich kaum. Die Handabdrücke werden eher dazu gedient haben, den in der Eile hergestellten Platten schnell eine gewisse Form zu geben.

ausgeprägten Kopf wie dem bei Vayson S. 23 dargestellten ist diese Annahme fast unumgänglich (vgl. die Abbildung Nr. 34).

Aber auch an die ägyptischen Uschebti's, d. h. an die Figuren, die dem Toten mit ins Grab gegeben wurden, damit sie ihm im Jenseits bei der Arbeit helfen sollten, könnte man gelegentlich erinnert werden. Auf eine solche Vorstellung führt auch die spasshafte Gesichtsmaske mit der langen, wurstartig herabhängenden Nase und dem zum Lachen verzogenen, breiten, grinsenden Mund, die Abbildung auf der Nr. 35 aus der englischen Zeitschrift «The Sphere» unten rechts vorkommt. Es könnte eine Figur sein, die dem Toten zur Unterhaltung oder Aufheiterung mit ins Grab gegeben wurde.

Da nun aber die Gesichtsvasen im Grunde doch Töpfe sind, die oben eine kleine Oeffnung haben, so müssen sie auch etwas enthalten, d. h. dazu gedient haben, dem Toten etwas für die Reise ins Jenseits mitzugeben.

Dafür möchte ich mich auf zwei solcher Gesichtsvasen berufen, die u. a. im *Mercure de France* vom 15. Juli 1927, leider nicht nach einer Photographie, sondern nach einer Zeichnung, abgebildet sind. Die eine davon findet sich S. 355, Fig. 5 (vgl. die Abbildung Nr. 36).

Oben sieht man eine kleine Oeffnung mit dem Deckel darunter. Unter den Augen und der Nase scheint aufsprissendes Grün gezeichnet zu sein. Darauf folgt eine Aufschrift. Das erste Wort davon besteht aus einem kreuzartigen Teth, einem schiefstehenden vereinfachten d und einem Sade. Das ergibt $\text{td}\text{š} = \text{tadu}\text{š} = \text{tadus}$ (Imperf. 2. pers. masc. von $\text{du}\text{š}$, vgl. das syrische Wort) = du wirst aufspringen. Darunter steht auf der zweiten Zeile ein rundes Ajin und eine Ligatur von l und Sade. Das l ist durch den Haken oben am senkrechten Strich des Sade angedeutet. Man wird darum wohl zu lesen haben $\text{'l}\text{š} = \text{'ole}\text{š} = \text{'olez}$, frohlockend oder triumphierend.

Unter diesem Wort beginnt die dritte Zeile mit einem wagrechten strichartigen n und einem durch zwei schief auseinanderlaufende Striche angedeuteten z. Man bekommt also $\text{nz} = \text{nez} = \text{ne}\text{š}$, ein Falke oder als ein Falke.

Auf diesen ersten Satz folgt ein zweiter. Das erste Wort davon besteht aus einem d und der Ligatur von g und n und lautet also dgn = dagan, Getreide oder das Getreide. Dahinter steht ein p, ein spitzwinkeliges, nordsemitisches l (vgl. das syrische Lâmadh) und ein Cheth, also plch = palach, es bricht hervor, es spriesst auf.

Auf der dritten Zeile steht vorn unter dem d von dagan ein kleiner gebogener Strich, also wohl ein l. In gleicher Höhe findet sich ganz links ein Zeichen, das man für ein d halten könnte. Aber da der senkrechte Strich nicht in der Mitte des Unterstriches steht, muss es wohl ein stehendes strichartiges n mit kleinem Unterstrich sein. Etwas tiefer folgt dann noch ein schiefstehendes p, also lnp = lⁿoph, in die Höhe.

Es steht demnach wohl auf der Vase: « Du wirst aufspringen frohlockend oder triumphierend als ein Falke. Das Getreide bricht hervor oder spriesst auf in die Höhe. » Das Bild vom auffliegenden Falken im ersten Satz erinnert an den Seelenvogel im volkstümlichen Glauben der Aegypter, und was das Getreide im zweiten Satz betrifft, so ist auch im Osiriskultus aufspriessendes Getreide das Bild für das Wiederaufleben nach dem Tode. Die Zeichnung in der Mitte wird denn auch aufspriessendes Getreide darstellen und wir dürfen daraus wohl schliessen, dass der Topf Getreidekörner enthalten hat, deren Aufspriessen hier zugleich zu einem Gleichnis der Auferstehung verwertet wird.

Von der zweiten, kleineren und schmaleren Gesichtsvase findet sich eine Abbildung a. a. O. S. 357, Fig. VII (vgl. die Abbildung Nr. 37).

Diese Vase hat auch oben eine Oeffnung und unter den Augen und der Nase eine Aufschrift auf zwei Zeilen. Es steht darauf: şach, blendend weiss ist (Sade, Cheth, von şchch) gez, die Wolle (Ligatur von g und z) l^egaph, für den Körper (l, g und am Anfange der zweiten Zeile ein nachlässig mit zwei etwas auseinanderlaufenden Strichen gezeichnetes p, so dass man es fast für ein z halten könnte) tnp = şanaph oder şoneph, des Schmutzigen (kreuzartiges Teth und ein strichartiges

n, schief angelehnt an den ersten Strich eines p). In dieser Vase hat man ohne Zweifel dem Toten Wolle mit ins Grab gegeben, und in gegensätzlicher Bezugnahme auf seinen Namen wird das blendend weisse Aussehen der Wolle hervorgehoben¹⁾.

Diese Begräbnisgebräuche, die deutlich den Glauben an ein Fortleben oder Wiederaufleben nach dem Tode dokumentieren, sind für die Semiten von Glozel besonders bezeichnend. Bei den gleichzeitigen palästinensischen Hebräern, den Israeliten, ist so etwas, wenigstens nach der biblischen Ueberlieferung, nicht zu konstatieren. Die Semiten zu Glozel können also, jedenfalls ihrem Kern nach, keine palästinensischen Israeliten gewesen sein. Sie müssen vielmehr aus Aegypten oder vom Sinai gekommen sein, wo sie sich während eines langen Verweilens diese Gebräuche und die ihnen zu Grunde liegenden, der Osirisreligion entstammenden religiösen Vorstellungen angeeignet haben.

Schliesslich verdient nun aber auch noch Beachtung ein kleines, dünnes Ziegelfragment, eigentlich nur ein Splitter, auf welchen von einem der Semiten von Glozel ein kurzer Vermerk geschrieben ist. (vgl. erstes Faszikel, S. 20, Fig. 14 und die Abbildung Nr. 38).

Die Lesung und Deutung der Aufschrift ist freilich nicht leicht. In der Mitte sieht man ein grosses, weisses, kreuzartiges Zeichen und unmittelbar rechts vor dem unteren Teil desselben noch einen anderen grossen Buchstaben. Wenn man den letzteren, der durch den darüber hinlaufenden schwarzen Bogen etwas verdeckt ist, mit dem blossen Auge oder mit der Lupe genauer betrachtet, so besteht er aus zwei grossen langen Haken und einem kurzen nach links abwärts gehenden und sich dann nach

¹⁾ Auf einem anderen, ganz glatten, zylinderförmigen, oben ein wenig schmaler werdenden Gefäss von 18,5 cm Höhe, 9 cm Breite und mit einer Oeffnung von 3,5 cm im Durchmesser, das Dr. Morlet in einem Grabe gefunden hat, lese ich die Worte: chp lg = chaph log, d. h. rein (im moralischen Sinne, also ohne Fälschung des Masses) ist das log (kleines Mass für Flüssigkeiten). Vgl. *Mercure de France* 15. Juli 1927, S. 351, 352.

links wieder aufkrümmenden Fuss. Es ist also ein Ajin. Das Kreuz dahinter ist eine Ligatur von n und t, wie sie auf den Inschriften öfter vorkommt. Der lange, schräg abwärts laufende Strich ist ein strichartiges n, während durch den Querstrich, der oben dadurch gezogen ist, zugleich ein Tau entsteht.

Das Wort ist also zu lesen 'nt = 'anath. Als männlicher Personennamen kommt 'Anath vor Ri. 3, 31 5, 6. In den aramäischen Papyri aus der jüdischen Militärkolonie in Elephantine (VI. und V. Jahrhundert vor Chr.) ist 'Anath der Name einer Göttin, die als die Genossin von Jahu verehrt wurde (vgl. den Ausdruck 'Anath Jahu). Da der Name gross mitten auf dem Steine steht, werden wir wohl auch hier an diese Göttin 'Anath zu denken und anzunehmen haben, dass auch die Semiten oder Hebräer zu Glozel dieselbe neben Jahu verehrt haben. Ich möchte denn auch vermuten, dass 'Anath nur ein anderer, semitischer Name für die Hathor ist, die auch am Sinai, im Tempel auf Serabit el Khadem, als die Genossin von Sapdu oder Jahu erscheint. Für diese Gleichstellung möchte ich mich auf die Ausdrücke 'anath bethel und beth 'anath berufen, die vielleicht damit zusammenhängen, dass Hathor eigentlich « Haus des Horus » bedeutet und dass Sapdu-Jahu als Horus des Ostens neben der Hathor am Sinai verehrt wurde (vgl. den Namen Har-Sopd).

Haben einst die Keniter am Sinai und nach ihrem Vorbilde auch die dahin aus Gosen verpflanzten Hebräer unter Menassae und Bastah-Mose die Hathor Ma'na genannt, so scheint später für sie der Name 'Anath in Aufnahme gekommen zu sein.

Auf dem Steine scheint nun aber doch noch etwas mehr gestanden zu haben. Doch wird sich das leider mit keiner Sicherheit mehr feststellen lassen. Vor dem Ajin, ziemlich unten und nicht weit vom rechten Rande könnte man noch die Spur eines l finden, nämlich einen aufgerichteten flachen Bogen mit einem oben nach links eingeschlagenen Haken. Man könnte fast vermuten, dass der über das Ajin hin gezogene schwarze Bogen ein Ersatz für das verflaute ursprüngliche l ist. Dann wäre zu lesen la'anath = für 'Anath. Aber es finden sich auch noch

einige kleinere Schriftzeichen oben unter dem rechten Arm des Kreuzes, das in der Mitte des Steines steht. Der erste Buchstabe davon scheint ein Ajin zu sein, bestehend aus zwei Haken mit einem nach links abwärts gehenden Fuss. Der zweite ist ein deutliches d mit Seitenhäkchen am Oberstrich. Zusammen könnte man das lesen ḏ = ḏed, Beweis, Zeugnis.

Weiter nach links wird die Sache sehr unsicher. Unter dem linken Teile des Oberstriches vom d könnte man ein kleines h entdecken, daneben ein Ajin mit nach links gebogenem Fuss, sodann vielleicht ein m in der Gestalt eines grossen lateinischen N und schliesslich in der Ecke ein ziemlich deutliches l. Das gäbe ml oder ha'amal, Arbeit. Zusammen könnte man also lesen: «Beweis oder Zeugnis der (verrichteten) Arbeit für ḏAnat». Der Stein wäre hienach ein Attest für jemand, der für ḏAnat (etwa an ihrem kleinen Heiligtum) Arbeit verrichtet hatte und auf Grund davon eine Vergütung beanspruchen konnte. Aber abgesehen von dem Namen ḏAnath ist doch alles sehr unsicher.

III. Chronologische und historische Feststellungen auf Grund des Alphabets und der allgemeinen Verhältnisse.

Mit den vorhergehenden Ausführungen meine ich den semitischen, als althebräisch zu bezeichnenden Charakter der Schrift und der Sprache der Inschriften von Glozel und damit auch ihre Echtheit erwiesen zu haben. Ein moderner Fälscher, auch wenn er der grösste Semitist gewesen wäre, hätte so etwas nicht zu Stande bringen können, weder was die eigenartige Schrift und Sprache, noch was den merkwürdigen Inhalt der Inschriften betrifft. Sie sind auch offenbar von verschiedenen Händen mit verschiedenen Schreibgewohnheiten geschrieben und können alle nur von wirklichen alten Semiten herrühren, die in Glozel und Umgebung eingewandert waren und sich da niedergelassen hatten.

Um die Schrift von Glozel zu verstehen und zu erklären, auch zeitlich annähernd zu bestimmen, geht man am besten aus von der sogenannten sinaitischen Schrift, d. h. von der Schrift, die wir auf den kleinen, althebräischen Denkmalen und Steintafeln am Sinai aus der Zeit der Pharaonin Hatschepsut und des Pharaos Thutmoses III, 1501-1447, finden. Mit dieser Schrift zeigt sich die von Glozel noch stark verwandt. Von dem sinaitischen Alphabet hat das glozelianische noch besonders

viel bewahrt. Doch ist das Alphabet von Glozel durchaus nicht mehr rein sinaitisch. Neben den sinaitischen Zeichen in ihrer ursprünglichen Form werden auf den Steinen, Beinen und Tontafeln von Glozel auch zahlreiche andere Zeichen verwendet. Dabei handelt es sich teils um mehr oder weniger starke Vereinfachungen der sinaitischen Zeichen, teils aber auch um ganz neue, aus andern Alphabeten entlehnte Buchstaben, die entweder an die Stelle von ausgeschiedenen sinaitischen treten, oder neben den ursprünglichen oder vereinfachten sinaitischen Zeichen frei verwendet werden. Auf diese Weise, besonders auch noch durch die Variationen in der Zeichnung mancher Buchstaben sowie durch die häufigen eigentümlichen Buchstaben-Ligaturen bekommt das Alphabet von Glozel einen grossen Reichtum von Zeichen. Zieht man aber die Variationen, Dubletten und Tribletten sowie die Ligaturen ab, so bleibt ein Alphabet von 22 Buchstaben.

Das Aleph (von 'äläph, Rind) ist gewöhnlich das sinaitische Rindskopfzeichen. Es wird freilich nicht mehr so ausführlich, wie es oft noch am Sinai geschieht, gezeichnet, sondern es wird die einfachste Form des sinaitischen Zeichens zum Vorbild genommen. Das Zeichen besteht dann einfach aus einem rechten oder auch etwas spitzen Winkel, dessen einer Schenkel einigermassen gebogen ist. Geht am Sinai oft noch ein Querstrich durch das vereinfachte Rindskopfzeichen, so ist das in Glozel nur noch ganz selten der Fall. Neben dem wesentlich sinaitischen Aleph, das in Glozel teils liegend, teils stehend gebraucht wird, findet sich aber auf den glozelianischen Inschriften einige Male auch ein dem südarabischen, lihjanischen und thamudischen Aleph ähnliches Zeichen verwendet. Besteht das Aleph der letztgenannten Alphabete aus einem unten offenen Viereck mit einem kleinen Horn oder zwei kleinen Hörnern darüber, also aus einem der leichten Zeichnung wegen mit lauter geraden Linien ausgeführten Rindskopf, so ist für das entsprechende glozelianische Zeichen charakteristisch, dass hier ein von oben kommender senkrechter Strich durch das Viereck geht. Dieser Strich erinnert noch an den hier und da schräg

durch den Rindskopf gehenden Strich im sinaitischen Aleph, noch mehr aber an den senkrechten oder auch etwas schiefen Strich, der im moabitischen, althebräischen, phönizischen, besonders aber im altaramäischen Alphabet durch das auch hier noch mehr oder weniger deutlich einen Rindskopf vorstellende Aleph läuft.

Für das Beth (von bajith, Haus) dient in Glozel nicht das viereckige sinaitische, sondern das südarabische, lihjanische oder thamudische Hauszeichen, das aus zwei senkrechten geraden oder auch sich etwas einwärts kehrenden Pfosten oder Pfeilern und einem flachen oder gewölbten Dach darüber besteht. Den anderen semitischen Alphabeten, dem moabitischen, althebräischen, phönizischen und altaramäischen, ist dieses Beth unbekannt.

Das Gimel (von gamal, vollkommen sein, nämlich des Masses wegen) ist stets wie am Sinai das Winkelzeichen mit oben oder unten befindlichem, nach rechts oder links geöffnetem rechtem oder spitzem Winkel.

Das Daleth (von däläth, Türflügel) wird am Sinai wie auch im südarabischen, lihjanischen und thamudischen Alphabet als ein mitten am Türpfosten hängender Türflügel gezeichnet. Auch in der Schrift von Glozel kommt es so vor. Aber während der Türflügel am Sinai gewöhnlich die Form eines Höckers, im südarabischen und lihjanischen Alphabet die eines kleinen Dreiecks und im thamudischen die eines kleinen Oblongums hat, wird in Glozel der Türflügel oft gezeichnet als ein von der Mitte des Türpfostens aus aufwärts gehender Strich, der bald nach links umbiegt, so dass ein Zeichen entsteht, das mehr oder weniger dem späteren hebräischen Beth gleicht. Auch am Sinai findet sich einmal diese Form, nämlich auf der Inschrift Nr. 353 in ba^adath, dem vorletzten Wort der mittleren Kolumne. Zumeist aber wird in den Inschriften von Glozel aus dem höckerartigen sinaitischen Türflügel der Einfachheit und des leichteren Schreibens wegen ein von der Mitte des Türpfostens ausgehender längerer oder kürzerer, manchmal ganz kurzer, aufwärts oder abwärts oder seitwärts gerichteter Strich, wäh-

rend der Türpfosten, wohl zur Unterscheidung von andern Buchstaben (k), oft links und rechts noch zwei kleine Seitenhäkchen bekommt. In diesen stark vereinfachten Formen kommt das d in Glozel am häufigsten vor. Im moabitischen und phönizischen Alphabet wird das d nur noch als Türflügel in der Form eines kleinen Dreiecks gezeichnet, während im althebräischen und altaramäischen durch eine ganz kleine Verlängerung der Hinterseite des Dreiecks auch noch etwas vom Türpfosten angedeutet wird.

Das He hat in Glozel gelegentlich noch die streng sinaitische, dem ägyptischen Vorbild entsprechende Gestalt eines vor freudiger oder schmerzlicher Ueberraschung He! rufenden, die Arme erhebenden oder ausstreckenden und einen Fuss aufwärts ziehenden Männchens. Von den drei kleinen Täfelchen auf Abbildung Nr. 7 bietet das oberste links, auf der dritten Zeile, noch dieses h. Doch wird es meist etwas freier und einfacher gezeichnet. Aber charakteristisch für das He ist stets das Köpfchen mit den erhobenen oder ausgestreckten Armen und dem nach links oder rechts abwärts laufenden, abgestuften oder mehr oder weniger gebogenen Fuss. Einige Male gleicht das He in Glozel auch dem einfachen gabelförmigen südarabischen oder auch thamudischen Zeichen, aber mit dem Unterschied, dass scheinbar nur der rechte Arm hoch ausgestreckt wird, während es tatsächlich beide Arme in paralleler Haltung sind. Ueberdies wird in Glozel des öfteren auch noch das kammartige, moabitische, althebräische, phönizische und altaramäische h verwendet.

Das Wau, eigentlich ein Nagelkopf, erinnert in der glozelianischen Schrift noch stark an das sinaitische Zeichen, hat aber gewöhnlich die südarabische oder lihjanische Gestalt eines Ovals mit einem Strich dadurch oder die thamudische eines kleinen Kreises mit einem Punkt darin. Doch wird es mehrfach auch als blosses Oval oder blosser Kreis oder gleich einem oben zusammengebundenen Säckchen, kleiner oder grösser, gezeichnet. Daneben kommt es aber auch einige Male vor in der moabitischen, althebräischen oder altaramäischen


Form eines kurzen senkrechten Strichs mit kleinem Halbkreis oder offenem Oval darüber oder mit oben offenem Viereck neben der Spitze.

Das Zajin (z), wovon das Urbild die ägyptische Erdhacke ist, wird in Glozel wie am Sinai stets durch zwei mehr oder weniger schief auseinander oder gegeneinander laufende Striche in verschiedener Länge und Stellung angedeutet. Der ursprünglich dazu gehörige Verbindungsstrich fehlt gewöhnlich. Doch kommt er auf einem der drei Täfelchen von Abbildung Nr. 7 (oben rechts, dritte Zeile) noch vor. Das Zajin in den andern semitischen Alphabeten steht dem sinaitischen Zeichen schon etwas ferner. Dagegen sei bemerkt, dass das am Sinai noch nicht vorkommende stehende z im süd-arabischen und lihjanischen Alphabet sich findet.

Die sinaitischen Zeichen für Cheth und Teth (Lotusblume und regulierter Sumpf mit Wasserablauf und Schleuse) werden in Glozel wohl der umständlichen Zeichnung wegen nicht mehr verwendet. Dafür bekommen diese Buchstaben die Form der entsprechenden moabitischen, althebräischen, phönizischen und altaramäischen Zeichen.

Das Cheth gleicht einer stehenden oder liegenden, längeren oder kürzeren, mit mehr oder weniger Sprossen versehenen Leiter, hat aber oft auch nur einen Verbindungsstrich zwischen den beiden Seitenstrichen. Und auch diese letzteren erscheinen hier und da teils oben teils unten fast bis zur Hälfte verkürzt. Parallelen zu dieser defectiven Schreibweise des Cheth finden sich auch auf althebräischen Münzen und Gemmen (vgl. die Schrifttafel bei Gesenius). Das Urbild dieses Cheth ist vielleicht das ähnliche ägyptische, schlittenartige Silbenzeichen tm.

Das Teth hat, vielleicht nach dem Vorbild des ägyptischen

Deutzeichens  , die Form eines Kreises mit einem schiefstehenden Kreuz darin. Doch wird es der Einfachheit wegen oft bloss als schräges Kreuz ohne Kreis geschrieben, d. h. wie ein grosses, hohes, oder auch wie ein kleineres, niedrigeres

und etwas in die Breite gezogenes, dem lateinischen X ähnliches Kreuz: X oder X̄. Manchmal erscheinen an den Endpunkten des letzteren Zeichens noch kleine Seitenstriche, die an den eigentlich dazugehörigen Kreis noch erinnern. Wo dieses erst später in das Alphabet hereingekommene kreuzförmige Teth als kleines, nicht spitzwinkeliges, sondern rechtwinkeliges schräges Kreuz, ohne Seitenstriche an den Spitzen geschrieben wird, ist es öfter von einem schief liegenden rechtwinkelligen Tau kaum zu unterscheiden.

Das Jod kommt am Sinai in zwei Hauptformen vor. Meist wird es dargestellt durch die mit der Zeichnung der beiden Ohren (Häkchen) beginnende, von links nach rechts abwärts laufende, gebogene Rückenlinie des Tieres von Seth, an deren Ende noch der erhobene Schwanz und die Sitzfläche angedeutet ist. In dieser Ausführlichkeit wird es schon am Sinai nicht immer gezeichnet. Es erscheint da oft genug als ein Zeichen, das mit zwei Häkchen links beginnt und dann einfach in einer gebogenen Linie sich fortsetzt abwärts nach rechts. In dieser vereinfachten oder verkürzten Form findet sich das Jod gewöhnlich auf den Inschriften von Glozel, ja es wird da oft noch mehr verkürzt, sodass die beiden Häkchen als das Hauptcharakteristikum erscheinen und von der Fortsetzung abwärts nur wenig mehr übrig bleibt. Viel stärker als dieses glozelianische Jod entfernt sich das Jod in den andern semitischen Alphabeten von dem altsinaitischen Zeichen, wenn auch das moabitische, althebräische, phönizische und altaramäische Jod noch einige Verwandtschaft damit verrät.

Die andere Hauptform des sinaitischen Jod besteht aus den drei über einem kurzen senkrechten Strich erhobenen Fingern einer Hand, während durch einen kleinen Unterstrich oder Seitenstrich am unteren Ende des senkrechten Strichs noch etwas vom Arm angedeutet wird. Auch in dieser Gestalt kommt das j in Glozel einige Male vor, mit oder ohne Unterstrich. Die andern semitischen Alphabete haben dazu überhaupt keine Parallele.

Das Kaph, das nach Grímme eigentlich die Wappenpflanze

des Südens, d. h. von Oberägypten darstellt, hat am Sinai ebenfalls zwei Hauptformen. Nach der einen Form besteht es aus einem mehr oder weniger schrägen, aufwärts gehenden Strich, an dem oben zur Seite zwei Zacken teils aufwärts teils abwärts gehen. Einmal geht auch von dem oberen Teil des k nur ein Seitenarm aus, der dann aber in zwei an ihrem Ende durch kleine Querstriche abgeschlossenen Aeste sich teilt. Das k von Glozel hat zumeist nur einen schief aufwärts, meist nach rechts, gehenden Seitenstrich, der aber hier und da noch durch einen kleinen senkrechten Strich abgeschlossen oder geschnitten wird. Mehrfach erscheint aber das k von Glozel auch mit zwei teils aufwärts, teils abwärts gerichteten Zacken oder mit zwei aufwärts nach rechts oder links gerichteten Zacken unter der Spitze. Zu dieser ersten etwas variierenden Form des sinaitischen k hat kein anderes semitisches Alphabet so viele enge Parallelen als das glozelianische.

Die andere Form des sinaitischen k ist ein senkrechter, unten stark gebogener Strich, der oben eine Art Hütchen hat, bestehend in einem von der Spitze schräg abwärts nach rechts gehenden kleinen Strich, von dessen Ende wieder ein kleiner Strich nach dem Stamme oder durch den Stamm des Buchstabens läuft. Auch diese Form des k fehlt in Glozel nicht, wohl aber in den anderen semitischen Alphabeten.

Was das Lamed (l) betrifft, so ist das sinaitische gebogene oder teils oben teils unten mit einem Haken versehene Horizontzeichen des Lawe auch in Glozel vielfach im Gebrauch. Es erscheint hier wie am Sinai noch in reicher Abwechslung, während die anderen semitischen Alphabete sich entweder auf den gebogenen Strich mit dem Haken oben oder unten beschränken. Daneben wird aber auf verschiedenen Inschriften unter dem Einflusse des nordsemitischen Lamed das l auch als kleiner spitzer oder auch stumpfer, meist nach links, hier und da auch nach rechts geöffneter Winkel gezeichnet (vgl. das syrische Lâmadh).

Das Mem (m, von majim, Wasser) wird in Glozel wie am Sinai öfter noch als lange, teils wagrechte teils gebogene

Wellen- oder Zackenlinie gezeichnet. Zumeist kommt es aber in Glozel vor als stark gekürzte und stilisierte Wellenlinie in der Form eines geschriebenen kleinen deutschen m, aber in grösserer Ausführung, oder in einer Gestalt, die mehr oder weniger bereits einem grossen lateinischen N (auch \mathcal{N}) oder M gleicht.

Das Nun (n) erscheint in Glozel vorwiegend als Nachasch (Schlange), und zwar in erster Linie in der Form einer oft ziemlich langen, in spitzen Zacken stark sich windenden Schlange mit einem nach rechts oder nach links erhobenen Kopf. Aus der ägyptischen Wellen- oder Zackenlinie des n ist hier einfach durch Vorsetzung eines schräg aufsteigenden Striches ein nachasch gemacht. Am Sinai hat das stark gewundene Schlangenzeichen des n mehr runde als spitzige Windungen. Auch ist es hier nie so lang wie es oft noch in Glozel ist. Doch wird auch in Glozel dieses Zeichen häufig mehr oder weniger stark verkürzt.

Das gewöhnliche sinaitische Schlangenzeichen des n dagegen, das aus einem nur leicht gebogenen, meist schräg stehenden Strich mit einem Köpfchen besteht, ist in Glozel bereits zu einem einfachen, sei's aufrechten, sei's wagrechten, sei's schief stehenden Strich geworden, wie dies nach der Schrifttafel bei Gesenius auch im Neupunischen und Aramäisch-Aegyptischen der Fall ist. In der aufrecht stehenden Form hat dieses strichartige n öfter noch einen kleinen Unterstrich oder einen kleinen Seitenstrich nach links oder rechts. Daneben wird das n in Glozel oft aber auch als nordsemitisches Nun (Fisch) gezeichnet, d. h. in der Gestalt eines in halbkreisförmiger Rundung daliegenden Fisches, einem Zeichen, das mehr und mehr die Form des späteren hebräischen Nun annimmt. Gelegentlich findet sich das n auf den Täfelchen von Glozel in allen drei Formen unmittelbar nebeneinander.

Das Samekh (semitische Bezeichnung für Fisch) wird in Glozel, soweit nicht das Zajin oder Sin an seine Stelle tritt, stets wie am Sinai als ganzer Fisch gezeichnet. Von allen anderen semitischen Alphabeten hat dazu nur noch das südarabische

eine mehr entfernte, stilisierte, in geraden Linien verlaufende Parallele.

Das Ajin (Auge) wird am Sinai meist noch als ganzes Auge, gelegentlich auch als halbes Auge gezeichnet. Beides kommt auch in Glozel vor. Bei der Zeichnung des ganzen Auges wird aber in Glozel neben dem eigentlich sinaitischen Zeichen des länglichen und nach einer Wölbung in der Mitte an beiden Enden spitz auslaufenden Auges sehr oft auch das runde Auge verwendet, wie es im südarabischen, lihjanischen und thamudischen, aber auch im moabitischen, althebräischen, phönizischen und altaramäischen Alphabet sich findet. Das Ajin als halbes Auge aber wird in den Inschriften von Glozel vielfach angedeutet durch ein Zeichen, das entweder einfach aus einem auf den Kopf gestellten gleichschenkeligen mehr oder weniger spitzen Winkel besteht, oder durch ein Zeichen, in dem der rechte Arm des genannten Winkels sich fortsetzt in einem nach links abwärts laufenden Strich. Damit bekommt das Ajin bereits die spätere hebräische Form. Die beiden hier genannten Formen des glozelianischen Ajin als halben Auges finden sich nach der Schrifttafel bei Gesenius nebeneinander sonst nur in der aramäisch-ägyptischen Schrift vom 5.-1. Jahrhundert v. Chr., in der freilich daneben auch noch das runde Ajin vorkommt.

Das Pae (von päh, Mund) ist zwar in Glozel nicht mehr wie am Sinai der ganze als Oblongum gezeichnete Mund, aber er wird doch noch angedeutet durch das aus zwei parallelen, wagrechten oder senkrechten, geraden oder auch etwas gebogenen Strichen bestehende Lippenzeichen. Es ist also das sinaitische Oblongum ohne die beiden kleinen Seitenstriche. Im moabitischen, althebräischen, phönizischen und altaramäischen Alphabet kommt diese Form des p nicht mehr vor. Nur das südarabische und lihjanische Zeichen (weniger das thamudische) erinnert noch an den Mund.

Das Sade, das am Sinai nach meiner Meinung in groben Umrissen die Seitenansicht einer menschlichen Figur ohne die im Kleid verborgenen Füße darstellt, kommt in Glozel

verhältnismässig wenig vor, weil dafür oft das Zajin oder auch Sin gebraucht wird. Seiner Form nach besteht es in Glozel aus einem aufrechten oder auch etwas schrägen Strich über zwei Füßen. Es entspricht also hier nicht mehr dem sinaitischen Zeichen, sondern am meisten dem thamudischen Šade, nur dass der kleine Kreis (Kopf), den dieses Zeichen über dem Strich auf den zwei Füßen noch hat, in der Schrift von Glozel der Einfachheit wegen weggelassen ist, so dass hier der Strich über den zwei Füßen zur Andeutung von Leib und Kopf zugleich dienen muss. Dieses Šade, das immer noch wenigstens einen sachlichen Zusammenhang mit dem sinaitischen Zeichen verrät, ist dem moabitischen, althebräischen, phönizischen und altaramäischen Alphabet durchaus fremd.

Das Koph, dessen ägyptisches Vorbild nach Grimme ein sexuelles Organ am Tierleib darstellt, besteht in der sinaitischen Schrift aus einem Strich mit einem Oval dahinter, einem Zeichen, das wohl die Bauchhöhle mit dem Rückgrat andeuten soll. In der Schrift von Glozel kommt es nicht allzuhäufig vor, weil dafür öfter das k gebraucht wird. Wo es vorkommt, besteht es aus einem senkrechten Strich, mit einem Dreieck oder einem durch einen Unterstrich abgeschlossenen kleinen Bogen darüber oder auch schon mit einer Schleife um die Spitze herum, wie man es auch in der moabitischen, althebräischen, phönizischen und altaramäischen Schrift findet (vgl. dazu neben der Schrifttafel von Grimme auch die bei Gesenius).

Das Resch (von rôsch, Kopf) wird in Glozel einmal noch geradeso wie am Sinai in der Gestalt eines ganzen Menschenkopfes gezeichnet (vgl. das r auf dem untersten der drei Täfelchen, Zeile 2, von Abbildung Nr. 7, in dem Wort gîr, = Kalk). Gewöhnlich wird es aber vereinfacht bloss durch die nach links oder auch nach rechts gerichtete Bogenlinie des Schädels und Hinterkopfes bis zum Hals oder Nacken zu angedeutet, so dass es oft schon dem späteren hebräischen r durchaus ähnlich sieht. Hier und da aber wird die gebogene Linie von Schädel und Hinterkopf unten nach links bis zum Kinn durchgezogen. Noch stärker vereinfacht ist das r im

südarabischen, lihjanischen und thamudischen Alphabet. Das letztere kennt neben dem stehenden r auch ein liegendes, das nur die Schädelwölbung darstellt. Auch diese Form des thamudischen r findet sich gelegentlich in der Schrift von Glozel. Das moabitische, althebräische, phönizische und altaramäische r unterscheidet sich charakteristisch von allen diesen Formen. Es besteht in einem Köpfchen in der Form eines kleinen Dreieckes, dessen Rückenlinie senkrecht nach unten verlängert ist. Doch wird in der Schrifttafel bei Gesenius unter den Formen des aramäisch-ägyptischen r auch ein Zeichen angeführt, das wie das gewöhnliche glozelianische r die gebogene Schädel- und Hinterkopf-Linie darzustellen scheint.

Das Schin oder Sin deutet eigentlich den Urin an (vgl. schin, im Aethiopischen und Syrischen = pissen, sowie das hebräische schjn, d. h. schajin oder schen = Urin). Es wird darum ursprünglich mit einem Zeichen geschrieben, das eine sich ringelnde, an den Ausfluss von Urin erinnernde Gestalt hat. Im Sinaitischen hat es die Form eines wagrecht oder etwas schief liegenden, in der Mitte sich etwas aufwärts wölbenden Bogens. Im Südarabischen, Lihjanischen und Thamudischen ist es ein stehendes Zeichen, das den sich ringelnden Ausfluss von Urin noch besser zum Ausdruck bringt. Auf den Inschriften von Glozel kommt das Schin in beiden genannten Formen vor und wird auch das sinaitische Zeichen oft stehend dargestellt. Das wagrechte sinaitische Schin wird aber in Glozel auch öfter zusammengezogen in ein dem späteren hebräischen Schin bereits sich annäherndes kesselartiges Zeichen in verschiedenen Formen, doch noch ohne Mittenstrich, während durch Stilisierung des südarabischen und lihjanischen Schin hier und da schliesslich ein dem grossen griechischen Sigma mehr oder weniger ähnliches Zeichen als Verkürzung einer zunächst etwas längeren, stehenden Zackenlinie entsteht.

Das Tau endlich, das eigentlich ein Malzeichen ist, hat wie am Sinai so auch in Glozel die Gestalt eines rechtwinkligen Kreuzes, das entweder aufrecht steht oder auch eine etwas schiefe Stellung hat.

Aus dieser Uebersicht über das Alphabet von Glozel ergibt sich mit aller Deutlichkeit, dass darin, weit mehr als in irgend einem anderen altsemitischen Alphabet noch die sinaitischen Formen der Schriftzeichen mehr oder weniger genau bewahrt sind. Man denke dabei vornehmlich an das d, h, z, j, m, n, an das Samekh und Ajin, an das p und r, das Schin und das Tau. Aber auch auf das Aleph, das g, k und l kann man sich dafür berufen. Freilich sind diese altsinaitischen Formen nicht durchweg streng festgehalten, sie werden des leichteren Schreibens wegen vielfach mit Freiheit angewendet und stark vereinfacht (vgl. vor allem gewisse Formen des d, z, j, m, n, des Ajin, r und auch des Schin).

Besonders bemerkenswert ist aber, dass einige weniger deutliche oder umständlicher zu zeichnende altsinaitische Buchstaben aus dem Alphabet von Glozel völlig ausgeschieden und durch einfachere Zeichen aus anderen Alphabeten ersetzt sind. An die Stelle des viereckigen sinaitischen b tritt regelmässig das südarabische oder lihjanische oder thamudische Hauszeichen, an die Stelle des puppenartigen sinaitischen Sade tritt ebenso regelmässig das selbst noch etwas vereinfachte thamudische Sade. Auch für das Wau wird zumeist das Zeichen der genannten Alphabete verwendet.

Andererseits wird das sinaitische Cheth und Teth regelmässig ersetzt durch die moabitischen, althebräischen, phönizischen oder altaramäischen Zeichen, wobei das Teth oft genug noch unter Weglassung des eigentlich dazu gehörigen Kreises zu einem blossen schrägen Kreuz vereinfacht wird. Auch das glozelianische Koph hat die Form oder die Formen des moabitischen, althebräischen, phönizischen und altaramäischen Koph.

Aus den genannten Alphabeten wie aus dem nordsemitischen werden nun aber auch Zeichen übernommen, die den gewöhnlich angewendeten echten sinaitischen oder vereinfachten sinaitischen als Dubletten oder Tribletten zur Seite treten. So finden sich für das Aleph und das h wiederholt Zeichen, die denen des südarabischen (lihjanischen) und thamudischen

Alphabetes ähnlich sind. Auch für das r wird gelegentlich das thamudische Zeichen verwendet. Aus dem moabitischen, alt-hebräischen, phönizischen und altaramäischen Alphabet kommt oft noch das kammartige h zur Anwendung. Auch begegnet man da oder dort einem k, wie es in den letztgenannten Alphabeten sich findet (vgl. die Schrifttafel bei Gesenius).

Ob das öfter angewendete runde Ajin ebenfalls aus diesen Alphabeten oder aus den vorher genannten arabischen stammt, ist nicht auszumachen. Endlich aber sind auch noch aus dem nordsemitischen Alphabet einige Zeichen in das von Glozel eingedrungen, nämlich das stumpf- oder spitzwinkelige Lamed und das halbkreisförmige, aber auch schon mehr oder weniger dem späteren hebräischen Zeichen gleichende Nun.

Das Alphabet von Glozel ist demnach ein merkwürdiges Konglomerat, das Altes und Junges, Eigenes und Fremdes in seltsamer Mischung nebeneinander enthält. Man kann es nur als ein unnatürlich überladenes und verwildertes Alphabet bezeichnen.

Dem verwilderten Charakter des Alphabetes entspricht auch die etwas verwilderte Schreibweise der Wörter. Dabei fällt besonders auf die Vorliebe für das Zajin (z), das auch für Wörter gebraucht wird, die nach dem biblischen Hebräisch mit dem ade oder Samekh oder Sin zu schreiben sind. Aber auch die umgekehrte Verwechslung kommt hier und da vor. Ebenso wird das Teth oft für das Tau gebraucht, was ebenfalls gelegentlich umgekehrt geschieht. Einigemal vertritt auch das k die Stelle des Koph. Parallel mit der seltsamen Mischung der Schriftzeichen aber ist auch eine gewisse Mischung im Wortschatz wahrzunehmen, der oft singular ist, oft aber auch stark ans Arabische, Aramäische, Syrische, gelegentlich auch wohl ans Phönizische erinnert. Man vergleiche Ausdrücke wie ganuz, begraben, dalnag, schlecht, gering, nagal = maggal, Sichel, zag Sieb, nab, Bohrer, rjph = rîphâh, Korn, țahar, noch in der ursprünglichen Bedeutung von glänzen, nagal, durchschneiden, pațasch, zerstampfen, 'alaph, sich anfügen, sich verbinden,

'alaph = bedecken, nzch = nšch, besprengen, benetzen, safar = sathar (mit Sin), schneiden, spalten, zerstören, zerbrechen, nsr mit Sin, absägen, gaza', durchschneiden, harar, hoch erhaben sein, darar, ununterbrochen oder schnell laufen, run, bezwingen, 'ud, niederbeugen, bedrücken, luz, sich wenden, drehen, duz = duş, tanzen, schul, schlaff herabhängen, hinfällig sein, zu^{ac} treiben, bewegen, g^{es}chem, Leib, gäräm, Körper, ntl = natan, geben, dachal = zachal II, sich fürchten, scha^{ac}, glätten, polieren, chamar, aufhäufen, nusç, krank sein, gnp = g^{en}naph, umhüllen, nigga' von jg' mit Aleph statt mit h, wegtreiben, wegschaffen, wegnehmen), ginn^ethah, neben gan und gannah, Garten, 'adar, gewaltig, herrlich, majestätisch sein (vgl. das phönizische Wort).

Aehnliches wird uns auch noch in den später zu besprechenden Inschriften begegnen (z. B. drz = drsch, abreiben, zlg, stechen, dagasch, durchstechen, 'asch, Dunkelheit, 'olah, Altar, 'tn = 'atın, Eingeweide, Wanst).

Wenn wir nun die Zeit der Schrift von Glozel näher zu bestimmen suchen, so gibt uns dafür die sinaitische, aus der Regierungszeit der Pharaonin Hatschepsut und des Pharao Thutmoses III, also aus den Jahren 1501-1447 vor Chr. stammende Schrift einen gewissen Anhaltspunkt. Dass das glozelianische Alphabet sich noch so deutlich und stark an das sinaitische anlehnt und noch so viel davon bewahrt hat, ist jedenfalls ein Beweis dafür, dass es nicht ganz spät zu datieren ist. Aber aus der so vielfach zu beobachtenden Abwandlung und Vereinfachung der sinaitischen Zeichen, aus der Ersetzung einer ganzen Anzahl derselben durch andere Zeichen teils aus dem südarabischen, lihjanischen und thamudischen, teils aus dem moabitischen, althebräischen und altaramäischen Alphabet, sowie aus dem freien Gebrauch von anderen Buchstaben aus den genannten Alphabeten oder auch aus dem nordsemitischen als Dubletten oder Tribletten neben echt sinaitischen oder vereinfachten sinaitischen Zeichen ergibt sich andererseits, dass das Alphabet von Glozel doch auch nicht sehr frühe angesetzt werden darf. Zwischen der sinaitischen Schrift und der von

Glozel muss ein grosser zeitlicher Zwischenraum liegen. Das wird denn auch bestätigt durch die in der Schrift von Glozel so häufig angewendete scriptio plena, die namentlich gegenüber der Schrift des dem 9. Jahrhundert vor Chr. angehörigen Mesasteines stark ins Auge fällt. Ich meine darum die Schrift von Glozel nicht früher als zwischen 800 und 700, und zwar mehr in der Nähe der letzten als der ersten Jahreszahl, ansetzen zu dürfen.

Man könnte nun freilich die Frage aufwerfen, ob die mit so vielen verschiedenen Zeichen geschriebenen Inschriften von Glozel und Umgebung nicht verschiedenen Zeiten angehören, je nach den verschiedenen Zeichen, die sie enthalten. Ich glaube das nicht. Die Inschriften sind zwar durch verschiedene Personen mit verschiedenen Schreibgewohnheiten geschrieben, stammen aber ohne Zweifel alle wesentlich aus derselben Zeit. Ihren Schreibern sind all die verschiedenen Zeichen nebeneinander mehr oder weniger geläufig gewesen. Es hing von ihrem Belieben und ihrer Gewohnheit ab, welche Zeichen sie anwenden wollten.

Auf dem im zweiten Faszikel von Dr. Morlet und E. Fradin S. 13, Fig. 12, abgebildeten Täfelchen (vgl. die Abbildung Nr. 5) kommt das n gleich auf der ersten Zeile in drei verschiedenen Formen (stark gewunden, halbkreisförmig, strichartig) nebeneinander vor, ebenso Z. 4 das l und Z. 3 und 6 das Cheth in zwei verschiedenen Formen. Auch auf dem Täfelchen im zweiten Faszikel, S. 14, Fig. 13 (vgl. Abbildung Nr. 9) finden sich zwei oder gar drei verschiedene n zum Teil nebeneinander Z. 1, 2, 4, 5, zwei etwas verschiedene Cheth Z. 3, 4, 7, zwei verschiedene d, das einem grossen lateinischen T gleichende und das noch fast sinaitische als Türflügel am Türpfosten gezeichnete Z. 4, 5, zwei verschiedene Schin, das stehende sinaitische und das kesselartige Z. 5, 6, auch zwei etwas verschiedene k Z. 6, 7. Ähnliches bietet das Täfelchen im zweiten Faszikel, S. 16, Fig. 15 (vgl. Abbildung Nr. 10) zwei verschiedene n Z. 1, 3, 7, zwei verschiedene l, Z. 5, 6, zwei verschiedene r Z. 3, 5, zwei verschiedene z (stehend und liegend) Z. 2, 4, zwei verschiedene d Z. 2, 4, 6.

Das Täfelchen S. 15, Fig. 14 (vgl. Abbildung Nr. 4), das sonst dieselben Schriftzeichen wie die vorhergehenden hat, namentlich auch dieselbe Ligatur (gtt) wie das zuletzt genannte Täfelchen, verwendet im Gegensatz zu dem als halbes Auge mit oder ohne den abwärts nach links gehenden Strich gezeichneten Ajin der vorher genannten Täfelchen das runde Ajin.

Ebenso wird auf den kleinen aus « The Sphere » entlehnten Täfelchen (vgl. Abbildung Nr. 7) das runde Ajin, oft mit einer Zuspitzung oben, bevorzugt. Dagegen kommt auf dem untersten dieser Täfelchen das durchaus sinaitische, noch als ganzer Menschenkopf gezeichnete r neben dem bloss die Schädeldecke zeichnenden thamudischen r vor. Auch wird auf diesem Täfelchen mehrfach das sinaitische Aleph angewendet, während auf dem oberen Täfelchen links ein fast dem südarabischen, lihjanischen und thamudischen gleichendes Aleph sich findet. Ferner zeigt das untere Täfelchen und das obere links ein sinaitisches h, das obere Täfelchen rechts dagegen ein moabitisches, althebräisches, phönizisches und altaramäisches. Dem noch ganz sinaitischen z auf dem oberen Täfelchen rechts stehen auf den beiden anderen Täfelchen mehrere nur noch durch zwei kurze schräg gegeneinander laufende Striche angedeutete, stehende oder schiefliegende z gegenüber. Statt der zwei sinaitischen Jod mit den zwei Häkchen auf dem oberen Täfelchen links findet sich auf den beiden anderen das zweite, nach dem Vorbild der Hand mit den drei Fingern gezeichnete Jod. Und statt des schiefliegenden leiterartigen Cheth auf dem oberen Täfelchen links bietet das untere Täfelchen ein stehendes Cheth mit defektivem linkem Seitenstrich.

Aehnlich verhält es sich mit dem von uns aus « La Tribune de Genève » übernommenen Täfelchen (vgl. die Abbildung Nr. 8). Auch da finden wir, abgesehen von derselben Ligatur (gtt) wie auf zwei der obengenannten Täfelchen, das dreifach verschiedene n, das hakenartige oder gebogene sinaitische l neben dem spitzwinkeligen nordsemitischen Lamed, das verkürzte sinaitische Jod (mit den zwei Häkchen) neben dem längeren, das gewöhnliche sinaitische Aleph neben dem stehenden, das

z und Cheth in verschiedenen Stellungen und Formen, das gewöhnliche glozelianische r neben dem thamudischen, das kesselartige Schin neben dem gewöhnlichen, das aber hier wie in der moabitischen, althebräischen, phönizischen und altaramäischen Schrift mit geraden Linien gezeichnet wird. Besonders wichtig aber ist, dass wir hier das volle als Kreis mit Kreuz gezeichnete Teth neben dem bloss kreuzartigen sei's mit sei's ohne Seitenstriche an den Endpunkten antreffen und dass hier ebenso das Ajin sowohl als halbes Auge mit oder ohne nach links abwärts gehenden Strich als auch als rundes Auge dargestellt wird.

Auch auf dem aus « The Paris Times » entlehnten Täfelchen (vgl. Abbildung Nr. 6) findet sich neben dem vollständigen Teth mit Kreis und Kreuz auch das vereinfachte, bloss kreuzartige Teth, neben dem als halbes Auge gezeichneten Ajin in liegender Haltung mit kurzem Hinterstrich auch das runde Ajin und neben dem gebogenen oder hakenartigen sinaitischen l, auch das winkelartige nordsemitische.

Um noch ein Beispiel ausserhalb Glozels zu nennen, so findet es sich auf den beiden Seiten des Steins mit dem Pferdekopf aus Puyravel (vgl. Dr. Morlet, Puyravel et Chez-Guerrier, S. 23, Fig. 12, 13 und Abbildung Nr. 20 und 21), abgesehen von der auf den Inschriften so oft wiederkehrenden dreieckigen Ligatur von g und n, sowohl das sinaitische h als das mehr dem süd-arabischen und thamudischen Zeichen gleichende, das aber hier wie auf der Grabinschrift scheinbar nur einen ausgestreckten Arm vor dem Köpfchen hat, ferner sowohl das runde Ajin als das als halbes Auge gezeichnete, gabelartige, sowohl das volle Teth mit Kreis und Kreuz als das bloss kreuzartige, sowohl das volle leiterartige Cheth als das defektive mit verkürzten Seitenstrichen.

So verhält es sich auch auf den andern Inschriften. Eine Klassifikation derselben nach dem Gebrauch von verschiedenen Schriftzeichen ist bei diesem Sachverhalt nicht durchzuführen und darum besteht auch keine Möglichkeit, auf Grund solcher Scheidung die Inschriften verschiedenen Zeiten zuzuweisen.

Ein solcher Versuch wäre ja auch darum bedenklich, weil die Inschriften meist klein sind und ihr Text wenig umfangreich ist, so dass man nie wissen kann, ob der Schreiber, wenn er mehr geschrieben hätte, nicht noch andere Zeichen gebraucht haben würde.

Der eigenartige, zusammengesetzte, überladene und verwilderte Charakter des Alphabetes von Glozel lässt sich nach meiner Meinung nur daraus erklären, dass die Semiten von Glozel früher in einem Milieu gelebt haben, in dem sie mit zahlreichen anderen Semiten arabischer, aramäischer, syrischer und auch wohl phönizischer Herkunft in stete Berührung gekommen und dadurch mehr oder weniger in ihrer Schrift und bis zu einem gewissen Grade auch in ihrer Sprache beeinflusst worden sind. Ein solches Milieu aber war schon am Sinai vorhanden, auf den wir als ursprüngliche Heimat der Semiten von Glozel, oder jedenfalls des Kernes derselben, mit aller Sicherheit durch das Alphabet der Inschriften von Glozel wie auch durch ihren Inhalt geführt werden.

Für die Arbeit in den Kupfer- und Türkisminen am Sinai, für die Herstellung und Verarbeitung dieser Produkte wie für ihren Transport nach Aegypten oder an die Küste werden die Aegypter auch nach der Abwanderung der Hebräer vom Sinai unter Mose immer wieder Semiten verwendet haben. Vermutlich sind gar nicht alle Hebräer, die am Sinai waren, mit Mose von da weggezogen, sondern ist ein Teil davon — die Hathor-Anhänger — in den alten Verhältnissen zurückgeblieben. Eine Spur davon haben wir vielleicht noch in der Erzählung vom goldenen Kalb (Ex. 32), das, wie auch Grimme annimmt, am Sinai ursprünglich eher eine Hathor-Kuh gewesen sein dürfte. Erst später wird, aus durchsichtigen Gründen, daraus ein Kalb, d. h. ein Stier, gemacht worden sein. Durch die Veränderung des vielleicht gar nicht mehr verstandenen Kuh-Bildes in ein Stierbild wollte man ein Zeugnis gewinnen, wonach der später im israelitischen Nördreich geübte Stierkultus schon am Sinai von Gott und Mose verurteilt worden sein soll.

Möglich dass die am Sinai zurückgebliebenen Hebräer

durch andere Hebräer aus Aegypten oder auch durch syrische Kriegsgefangene verstärkt worden sind. Araber aber gabs auf der Sinai-Halbinsel selbst, wie in der unmittelbaren Nachbarschaft, genug. Uebrigens werden auch allerlei semitische Händler, schon aus geschäftlichem Interesse, den Sinai immer wieder besucht haben.

Wie es freilich in der Zeit zwischen 800 und 700 vor Chr. am Sinai ausgesehen hat, wissen wir nicht. Der letzte, ältere Pharaos, der am Sinai erwähnt wird, ist Ramses VI (1161–1156). Erst um 654 hören wir dann wieder aus ägyptischen Quellen etwas vom Sinai¹⁾. Da wird unter den Tempeln, die aus Anlass der Adoption der Nitokris durch den Pharaos Psammetich I, den Anfänger der 26. Dynastie, eine Schenkung gemacht haben, neben denen von Sais und Buto auch das Haus (der Tempel), der Hathor Mafkat (Hathor der Türkisen) auf Serabit sowie Per-Sopd, d. h. das Heiligtum von Sopd in Gosen, genannt. Das lange Schweigen in der Mitte zwischen den genannten Daten ist begreiflich. Denn die Zeit der 21.–25. Dynastie, von 1100–663 vor Chr. war eine Zeit des Zerfalls, der Schwäche, der Fremd- und Teilherrschaften in Aegypten. Während dieser Periode voll Unruhe und Unsicherheit, voll innerer und äusserer Verwicklungen werden bis zur Wiederherstellung eines selbständigen und geeinten Aegyptens unter Psammetich I (663, 26. Dyn.) die ägyptischen Beziehungen zum Sinai nicht bloss gelockert, sondern zeitweise geradezu gelöst gewesen sein. Da werden die Semiten am Sinai sich dann selbst überlassen gewesen sein und den Bergbau daselbst auf eigene Hand betrieben haben. Aber beim Aufhören des ägyptischen Schutzes werden sie auch der Gefahr ausgesetzt gewesen sein, von raubgierigen fremden Horden überfallen zu werden. Wenn es sich nun fragt, wie die Semiten oder Hebräer vom Sinai zwischen 800 und 700 vor Chr. nach Frankreich gekommen sind, so kann darauf kaum eine andere Antwort gegeben werden als die, dass sie zu Schiff über die See dahin gelangt sind. Die Erinnerung an eine See-

¹⁾ Breasted, Rec. IV, 956.

reise enthält auch eines der von mir aus « The Sphere » entlehnten Täfelchen, auf dem geschrieben steht : « Wachs macht ein Schiff tüchtig für die See ». Die Schiffe aber können in dieser Zeit nur phönizische Schiffe gewesen sein. Zwischen 1100 und 700 vor Chr. stand der besonders auch nach dem Westen gerichtete Seehandel der Phönizier in höchster Blüte¹⁾. In der Nachfolge der Kreter, deren Reich zwischen 2000 und 1800 und noch einmal zwischen 1650 und 1400 vor Chr. seine Höhepunkte hatte, sind die Phönizier weit nach Westen vorgedrungen, haben die fünf östlichen grossen Kanaren sowie Madeiras und Porto Santos aufgefunden, besonders aber Gades an der atlantischen Küste Spaniens als ihre westlichste Kolonie gegründet, von wo aus sie mit dem benachbarten Tartessus, das im 8. Jahrhundert selbst in einer gewissen Abhängigkeit von Tyrus stand, einen lebhaften und einträglichen Handel trieben. Dieses an der Guadalquivir-Mündung gelegene Tartessus, dessen Name vielleicht kretischen Ursprungs ist, spielte wie schon früher unter den Iberern so auch unter den Kretern und später den Phöniziern eine grosse Rolle für die Einfuhr von Zinn aus den alten nord-westeuropäischen Zinnländern Irland und Cornwall. Das daher geholte Zinn diente hauptsächlich zur Herstellung der Bronze, die schon um 2500 vor Chr. in dem besonders metallreichen und darum schon frühe von den Seefahrern aufgesuchten Südwest-Spanien erfunden und etwas später auch auf den damals wohl noch nicht von Kelten, sondern von Iberern bewohnten britischen Inseln bereitet wurde. Wie schon der von der ostfriesischen und jütischen Küste über Elbe, Inn und Brenner kommende und dann an der Po-Mündung von kretischen, später von phönizischen Schiffen in Empfang genommene nordische Bernstein (freilich noch nicht der vom Samland) schon in altägyptischen Gräbern um 1700 vor Chr. gefunden worden ist, so ist auch,

¹⁾ Vgl. hierzu und zum folgenden den interessanten Artikel von R. Hennig, Die Anfänge des kulturellen und Handelsverkehrs in der Mittelmeer-Welt (Hist. Zeitschrift, 139, 1, 1928).

nachweisbar seit dem Anfang des mittleren Reiches, die spanische Bronze durch kretische, später wohl durch phönizische Vermittlung nach Aegypten gelangt. Und mit dem Zinn selbst wird das Gleiche geschehen sein. Ist es doch bezeichnend, dass nach Sethe die altkoptische Bezeichnung für Zinn pitran offenbar mit dem Namen Britannien (ursprünglich pretanische Inseln) zusammenhängt und pitran demnach nichts anderes bedeutet als britannisches Metall.

Umgekehrt spielten unter den Gegenwerten, mit denen die Kreter wie später die Phönizier ihren Tauschhandel im Westen betrieben, orientalische Schmucksachen aus Elfenbein, aus Türkis vom Sinai und aus Amethyst eine Rolle, wie Funde in dem noch wenig untersuchten spanischen Boden bewiesen haben.

Die Frage ist nun, wie die Semiten oder Hebräer vom Sinai mit den Phöniziern nach dem Westen gekommen sind. Dass die Phönizier auch den Sinai besucht oder heimgesucht haben, wird nicht zu bezweifeln sein. Sie haben ja nicht bloss das mittelländische, sondern auch das Rote Meer befahren und sind bis in den Indischen Ozean vorgedrungen. An der Südwest-Küste der Sinaihalbinsel haben sie vielleicht sogar in Tur eine Kolonie gehabt. Der Sinai selbst aber mit seinem Kupfer und Türkis musste auf die phönizischen Händler die grösste Anziehungskraft üben. Dass nun die Semiten vom Sinai sich auf eigenes Verlangen von den Phöniziern nach dem Westen hätten bringen lassen oder dass sie sich von den Phöniziern durch die ihnen eröffnete Aussicht auf eine bessere Existenz hätten überreden lassen, dahin zu gehen, ist nicht anzunehmen. Diese habsüchtigen und gewalttätigen phönizischen Handelsleute hatten andere Methoden. Schon der Prophet Amos (1, 9) klagt um 770 über den von den Phöniziern verübten Menschenraub und Sklavenhandel. Nach diesem Rezept werden sie auch gegen die Hebräer vom Sinai verfahren sein. Die Phönizier werden dieselben bei guter Gelegenheit überfallen, ausgeplündert und als Sklaven weggeführt haben, vermutlich um damit ihre Kolonien an den Küsten des mittelländischen Meeres

zu bevölkern. In diesem Falle wird es sich speziell um eine sei's schon bestehende, sei's neu zu gründende Kolonie an der Rhone-Mündung gehandelt haben, in deren Nähe später (um 600 vor Chr.) auch die Phokäer die Stadt Massilia angelegt haben. Nach der phönizischen Kolonie an der Rhône-Mündung verschleppt, werden die Hebräer vom Sinai einige Zeit dort zugebracht haben im Zusammenleben nicht bloss mit Phöniziern, sondern wohl auch mit anderen dahin gebrachten Semiten, worunter sich vielleicht neben geraubten Hebräern oder Israeliten speziell auch Aramäer und Syrer befanden. Und aus diesen Verhältnissen ergibt sich eine weitere Erklärung des fremden Einflusses, der sich in ihrer Schrift und Sprache bemerkbar macht.

Wie lange die Hebräer vom Sinai da geblieben sind, wissen wir nicht. Aber früher oder später schlug die Stunde ihrer Befreiung. Wenn man an die zahlreichen Orte im heutigen französischen Departement Allier denkt, an denen Gegenstände mit semitischen, speziell althebräischen Aufschriften gefunden wurden, so lässt sich eine so starke semitische Einwanderung daselbst meines Erachtens nur begreifen, wenn man annimmt, dass nicht bloss einzelne Semiten aus der phönizischen Kolonie an der Rhone-Mündung gelegentlich weggelaufen sind, sondern dass diese ganze Kolonie auf einmal sich aufgelöst hat. Dies lässt sich aber wieder nur verstehen und erklären im Zusammenhange mit der Eroberung und Zerstörung von Tyrus durch die Assyrer im Jahre 701 vor Chr. Wie mit diesem Falle von Tyrus das alte Tartessus wieder seine Unabhängigkeit erlangt hat (vgl. Jes. 23, 1-15), so wird derselbe auch den semitischen, speziell hebräischen Sklaven in der phönizischen Kolonie an der Rhône-Mündung ihre Freiheit gebracht haben. Diese Semiten oder Hebräer haben nun die Kolonie verlassen, wohl unter Mitnahme des vorhandenen Metallvorrats, und sind aufwärts der Rhone entlang gezogen, etwa bis Lyon, um von hier aus nach links einzubiegen und im Inland eine neue Heimat sich zu gründen.

Nach den letzten Sätzen des oben S. 61-63 besprochenen

Täfelchens (vgl. Abb. II) scheinen die Semiten, ehe sie nach Glozel kamen, an einem in Frankreich gelegenen Orte namens Sen gewohnt zu haben. Dieser Ort mit dem semitischen Namen wird die phönizische Kolonie an der Rhône-Mündung gewesen sein. Dass der Ort verbrannt oder zerstört worden ist, wird daraus zu erklären sein, dass nach dem Falle von Tyrus entweder die semitischen Sklaven der Kolonie selbst diese in Brand gesteckt haben oder dass die Einheimischen dies getan haben, denen die fremde, wohl nur mit Gewalt erlangte und behauptete Niederlassung auf ihrem Boden vielleicht schon lange ein Dorn im Auge war, und die darum gerne die Gelegenheit benützten, um sie zu zerstören. Die Unterkunft aber, welche die aus Sen geflüchteten Semiten in Glozel und Umgebung gefunden haben, verdanken sie nach jenem Schrifttäfelchen dem Fürsten des Landes, der sie in seinen Schutz nahm. Er wird dieses tüchtige und brauchbare Bevölkerungselement gerne aufgenommen und in seinem Lande angesiedelt haben. Dieses Kommen der Semiten nach Glozel aber wird nach der vorhergehenden Darlegung um 700 vor Chr. anzusetzen sein.

Auch die Kultur- und Lebensverhältnisse jener Semiten wie die der einheimischen Bevölkerung, soweit wir sie aus den Inschriften kennen lernen, passen am besten zu einem Datum, das so spät wie möglich ist.

In dem Lande, in das die Semiten offenbar in grösserer Zahl eingewandert sind, und worin sie an verschiedenen Orten des heutigen Departements Allier, speziell auch in Glozel sich niedergelassen haben, herrschen geordnete Zustände. Bezeichnend dafür ist schon, dass es Herbergen im Lande gibt, in denen der Umherziehende ein schützendes Obdach findet. Im gesellschaftlichen Leben treten bereits starke soziale Unterschiede zwischen Hohen und Niedrigen, Schwachen oder Armen und Reichen oder Gewalttätigen zu Tage. Wichtiger noch ist, was über die staatlichen Verhältnisse angedeutet wird. Die Semiten in Glozel leben unter dem sicheren Schutz eines Fürsten. Dieser Fürst hat einen Statthalter, von dem gesagt wird, dass die Niedrigen (die Untertanen?) sich vor ihm beugen. • Der Tod

eines solchen Statthalters oder militärischen Befehlshabers ist ein Ereignis, dem von den Semiten eine Art Denkmünze gewidmet wird. Es ist der von S. Reinach im N. Rotterdamsche Courant abgebildete, aber unter Verkennung der Buchstaben auf den Kopf gestellte kleine runde Stein mit Aufschrift, dem auch Vayson (a. a. O. S. 65) eine verkehrte Stellung gegeben hat (vgl. Abbildung Nr. 39). Stellt man den Stein richtig, so ist darauf zu lesen: «Verunglückt oder gestorben ist» (muphad, sinaitische Wellenlinie des m, senkrecht p, d) «der Statthalter oder militärische Befehlshaber» (pachaṭ = pachath, st. cstr. von pāchah, gebogenes, liegendes Lippenzeichen des p, leiterartiges Cheth, kreuzförmiges Teth) «des Hügels» (tel, nach der Abbildung von Reinach muss man den letzten Buchstaben für ein stumpfwinkeliges l halten).

Auch Kriege sind nach den Schrifttäfelchen offenbar nicht unbekannt. Es wird als Regel betrachtet, dass der Sieger den Besiegten eine Kontribution auferlegt. Wer dagegen auch noch verwüstet, wird als ein ruchloser Frevler betrachtet.

Die äusseren Lebensverhältnisse der eingewanderten Semiten und die der eingeborenen Bevölkerung werden so ziemlich gleich gewesen sein. Man treibt Fischfang, gelegentlich auch etwas Jagd, aber die Hauptbeschäftigung ist, abgesehen vom Handwerk, Ackerbau und Viehzucht gewesen. Man bearbeitet das Land, erntet und drischt seine Hirse, seine Gerste und sein Korn, hat Pferde, Stiere, Kühe und Kälber, Schafe und Ziegen, wohnt in mit Lehm bestrichenen Häusern oder auch in den dazu brauchbaren, zum Teil stattlichen Grotten der Umgebung und hat neben der Wohnung auch einen Garten mit Brunnen, Schöpfrad und Schöpfeimer.

Für die äussere Kultur sind aber noch besonders bezeichnend die Gegenstände, welche die Semiten von Glozel für sich und die einheimische, wie es scheint, noch vielfach steinzeitlicher Geräte oder Werkzeuge sich bedienende Bevölkerung fabriziert oder auch repariert haben. Da werden neben allerlei Waffen aus Kupfer, Erz oder Bronze, wie Schwert, Dolchmesser, Lanze, Schleuder, auch eine ganze Anzahl anderer

nützlicher Werkzeuge und Geräte für Haus und Betrieb genannt: Messer, Bohrer, Krüge, Schalen, Schüsseln, Schöpfmeier, Kleiderhaken, aber auch die Sichel, das Sieb, das Getreidemass, die Handmühle, der Doppelhaken. Ebenso wurden Zithern (gittith), und zwar an der Oberfläche mit Kupfer ausgestattete Zithern, von den Semiten geliefert. Denn die Einheimischen scheinen ein frohes Völkchen gewesen zu sein, das gern beim Klange der Zither tanzte. Ueberdies wird noch ein anderes Saiteninstrument, men, genannt. Das Spielen von Spottliedern wird von den Semiten ausdrücklich als Verhöhnung verurteilt.

Töpferarbeiten scheinen die Semiten von Glozel, wie wir weiter unten genauer sehen werden, nur zu eigenem Gebrauch, nicht auch für die einheimische Bevölkerung, die selbst damit vertraut war, hergestellt zu haben.

Von den Einheimischen unterscheiden sich nun aber die Semiten, abgesehen von ihrer Rasse und Sprache, nicht bloss durch ihre Kunstfertigkeit, speziell in Kupfer- und Bronzearbeiten, sondern noch viel mehr durch ihre höhere geistige Kultur. Diese eingewanderten Semiten konnten schreiben und lesen und gaben sich auch alle Mühe, ihre Kinder, oder überhaupt die Jüngeren, in diesen Künsten gehörig zu unterrichten. Und was sie geschrieben haben, muss nicht bloss für diesen oder jenen gelegentlichen oder praktischen Zweck dienen, für eine Grabinschrift oder zur Erinnerung an ein denkwürdiges Ereignis oder für geschäftliche Dinge oder für den Unterricht, sie haben vielmehr bereits auch kleine, zum Teil von Darstellungen begleitete Erzählungen zur Unterhaltung, speziell für Kinder (Jagdgeschichten und Pferdegeschichten), verfasst und haben besonders auch ihren Lebenserfahrungen, ihren sittlichen Ueberzeugungen und ihren religiösen Gefühlen einen schönen Ausdruck zu geben gewusst. Diese ganze Kultur ist sicher nicht die der einheimischen Bevölkerung Frankreichs in der ältesten neolithischen Zeit. Es ist viel mehr die Kultur von in Frankreich eingewanderten Semiten in der späten Bronzezeit.

Das Alphabet in Glozel.

Aleph: L L L C A A H

BeAh: n n n

Gimel: r r r l l l l l

Daleth: u u u h d l t l t t t t t t

He: y y y y y y y y y y

Wau: o o o o o y y y

Zajin: < < > = = y y y

CheAh: H H H H H H H H H

Tesh: X x x x

Fod: v v v v v y y y

Kaph: Y Y Y Y Y Y Y Y Y

Lamed: () C O L J C S O O ~ S S > > < <

Mem: m m m m m m m m

Nun: n n n n n n n n n n n n

Sameh: o o o

Ajin: o o v y y o o o

Pae: = || =

Sade: l l

Koph: p p p p

Resch: r r r r r r r r

Sin und Schin: s s s s s s s s s s s s

Tau: + x



I. Anhang.

Verwandte, zum Teil schon früher ausserhalb Glozels gefundene Schriftproben.

In einem Anhang zu diesem Abschnitt möchte ich noch auf einige öfter genannte, mit Aufschriften versehene Gegenstände zu reden kommen, die von ganz anderen Personen und zum Teil schon früher ausserhalb Glozels gefunden worden sind, so in erster Linie auf drei Stücke, die der Sammler von Altertümern M. F. Perot in Moulins (Hauptstadt von Allier) schon in den Jahren 1917 und 1918 veröffentlicht hat.

Darunter steht voran die angeblich zu einem Bracelet gehörige runde Scheibe aus Schiefer, die aus Montcombroux oder eigentlich Peublanc (Allier) stammt (vgl. die Abbildung 40). Darauf ist links ein Pfeil gezeichnet, während rechts davor drei Buchstaben stehen.

Diese Buchstaben entsprechen durchaus denen von Glozel. Ganz rechts, am Anfange, steht ein kreuzförmiges Teth, das wenigstens unten rechts noch einen Seitenstrich hat, daneben ein d mit Seitenhäkchen am Oberstrich und dahinter ein Zeichen, das man mit Unrecht für ein lateinisches S erklärt hat. Seiner ganzen Form nach kann es nur ein Ajin sein. Durch den schief von links oben kommenden Strich, von dem man auf der Abbildung bei Vayson de Pradenne, *L'affaire de Glozel*, S. 76, noch einen Teil wahrnehmen kann, wird dies ganz zweifellos. Die drei Buchstaben sind also zu lesen td' = teda' (3^e pers. fem. Imperf. Qal von jd'), so dass die ganze Aufschrift zusammen mit dem gezeichneten Pfeil besagt: «sie wird merken oder spüren oder zu fühlen bekommen den Pfeil». Die Scheibe ist also wohl ein amoureuses Amulet.

Das zweite von Perot im Jahre 1917 veröffentlichte Stück ist die sogenannte «hache de Sanssat» Allier (vgl. die Abbildung Nr. 40. 41).

Dass der Gegenstand ein Beil oder eine Axt vorstellt, ist mir nicht sicher. Es kann ebensogut ein Werkzeug zum Graben sein. Was die Aufschrift betrifft, so betrachte ich den obersten, am Anfang etwas gebogenen Strich als zur Zeichnung der, wie es scheint, abgebrochenen Spitze des Steines gehörig. Darauf folgt ein etwas gebogenes l, sodann ein kleiner Buchstabe, der ein g zu sein scheint, und ferner ein langes strichartiges n, durch das oben ein kürzerer, ein t andeutender Querstrich geht. Ich meine darum lesen zu sollen l^gnt = l^ginnath, für den Garten. Weiter nach unten finden sich dann zwei durch einen Punkt getrennte Buchstaben, ein z und ein p. Der Punkt soll vielleicht andeuten, wie man die vier Striche abzuteilen hat. Rechts am Rande steht dann noch ein kleineres strichartiges n. So könnte man z^ephon = s^ephon lesen (vgl. Num. 26, 15). Das wäre dann wohl der Name des Besitzers des Gartens. Die beiden ganz dünnen, kleinen, parallelen und senkrechten Striche unten, die sich von den anderen Buchstaben deutlich unterscheiden, sind wohl keine Schriftzeichen, sondern eine Zahl. Hiernach stünde auf dem steinernen Gerät: «für den Garten von Z^e phon = S^ephon, Nr. 2.“ Garantieren kann ich die Lesung freilich nicht.

Ein drittes aus Schiefer gebildetes Stück aus Montmarault hat M. Perot schon im Jahre 1918 veröffentlicht und als einen neolithischen Talisman bezeichnet (vgl. die Abbildung Nr. 42).

Die Form des Steines ist rätselhaft. Auf der runden Scheibe vorn, die oben einen wie zur Beobachtung des Himmels dienenden Einschnitt hat, stehen offenbar drei einsilbige, je aus zwei Buchstaben bestehende Worte, die alle mit einem d zu endigen scheinen. Das erste Wort rechts besteht aus einem breiten kreuzartigen Teth und einem d darunter, ist also td = tad oder tod oder tud zu lesen. Ebenso kann das zweite Wort oben links gelesen werden, da es aus einer Ligatur von Teth und d zu bestehen scheint. Beim dritten Wort links unten

läuft in den oberen Winkel des schief liegenden d ein strichartiges n herein. Es wird also wohl nd = nad oder wahrscheinlicher als Imperativ = nud (von nud) oder = nod (von nadad) zu lesen sein. Der Sinn wäre dann: tad, tad, weiche. Aber das hilft, selbst wenn die Lesung richtig ist, nur wenig, solange man nicht weiss, was td bedeutet. Ist's ein böser Geist oder ein Unheil bringender Stern oder sonst etwas? Gibt man die Voraussetzung, dass alle drei Worte, nicht bloss das erste, sondern auch das zweite und dritte mit dem d endigen, preis, so öffnet man die Türe zu allerlei Kombinationen, die nur noch unsicherer sind. Die Schriftzeichen aber sind jedenfalls auch hier dieselben wie die in Glozel.

Eine andere merkwürdige Inschrift aus der Grotte von Montespain-Ganties hat M. Cazedessus im *Mercure de France* (1. Sept. 1927) veröffentlicht. Sie ist auch von Dr. Morlet (Puyravel et Chez-Guerrier, S. 1, Fig. 1) abgebildet worden (vgl. die Abbildung Nr. 43).

Dass die Inschrift ganz richtig und vollständig mitgeteilt ist, möchte ich fast bezweifeln. Einen vernünftigen Sinn kann ich nur herausbringen, wenn ich erstens im fünften Buchstaben von rechts ein südarabisches oder thamudisches h sehen darf, zu dem noch ein senkrechter Strich unter den zwei Armen gehört, und wenn ich zweitens am Schlusse der Inschrift noch das südarabische, lihjanische oder thamudische, aber auch glozelianische Hauszeichen des b ergänzen darf. Dann wäre zu lesen: «Die Presse oder Kelter (gt = gat) zerdrückt pth = pathath, 3^e pers. fem. Qal von patat) die Weintraube» ('nb = 'enab). Was wirklich dasteht, muss aufs Neue nachgeprüft werden. Diese zum Teil schon früher im Departement Allier gefundenen Inschriften sind die stärkste Bestätigung der Echtheit derer von Glozel.

Aber auch die Schrift von Alvao in Portugal zeigt die grösste Verwandtschaft mit der von Glozel. Es sei hier wenigstens das beschriebene Bruchstück einer grösseren Vase aus Ton erwähnt, das vor einigen Jahren von Bauern unter einer der Dolmen gefunden und von Prof. Mendes Correa veröffent-

licht worden ist (vgl. Dr. Morlet, Puyravel et Chez-Guerrier, S. 9, Fig. 2 und die Abbildung Nr. 44).

Das g, das d (in zwei Formen, erster Buchstabe des oben in der Mitte stehenden Wortes, sowie letzter Buchstabe des ganzen Fragmentes), vielleicht auch das z (erster Buchstabe ganz oben rechts), das Cheth, das Teth, das j, das n (stark gewundenes und strichartiges), das p, das r (Schädel-, Hinterkopf- und Halslinie, vorletzter Buchstabe), das Tau haben ganz oder wesentlich dieselbe Form wie in Glozel. Der Buchstabe mit den drei Zacken auf der zweiten oder dritten Zeile oben rechts, offenbar ein k (vgl. das moabitische und alt-hebräische k), findet sich fast geradeso auf einem Fragment aus Puyravel (vgl. a. a. O. S. 26, Fig. 19). Auch die Ligaturen von g und n sind dieselben. Aber gewisse Verkürzungen der Buchstaben und die zahlreich angewendeten Punkte in der Schrift machen die Lesung vorläufig unmöglich, so lange nicht mehr Material vorliegt.

IV. Erprobung des festgestellten chronologischen Resultats an anderen Fundstücken.

Von selbst erhebt sich nun die Frage, ob die Annahme, dass die Schrift der Semiten zu Glozel um 700 vor Chr. anzusetzen sei, sich in Einklang bringen lässt mit den zahlreichen anderen Fundstücken, denen man, zum Teil wenigstens, ein höheres Alter zuzuschreiben geneigt sein könnte.

Ich beginne zu dem Zwecke mit der Besprechung einer Reihe von Gegenständen verschiedener Art aus Stein oder Ton, sowie aus Bein oder Horn, um schliesslich zu den zahlreich in Glozel gefundenen Darstellungen von Tieren, speziell von Renntieren überzugehen.

1. Steinerner Geräte und Gegenstände verschiedener Art.

Im ersten Faszikel von Dr. Morlet und E. Fradin findet sich S. 21 (Fig. 15) ein länglicher, schmaler Wetz- oder Schleifstein abgebildet, der am einen Ende in der Form eines Auges eine offenbar zum Aufhängen bestimmte, freilich etwas beschädigte Oeffnung hat und im übrigen seiner ganzen Länge nach mit sechs Schriftzeichen beschrieben ist. Will man aber die Aufschrift lesen, so muss man die Abbildung umkehren,

so dass die Oeffnung im Stein nicht links wie in dem genannten Faszikel, sondern rechts zu stehen kommt. Tut man dies, so kann die Lesung nicht zweifelhaft sein (vgl. die Abbildung Nr. 45).

Vor der Oeffnung rechts steht ein sinaitisches z, bestehend aus zwei auseinanderlaufenden Strichen. Hinter der Oeffnung nach links folgt zunächst ein r mit wagrecht nach links eingeschlagenem Fuss und dann ein wagrechtes, langes strichartiges n, gekreuzt durch ein ebenso langes schief liegendes g mit dem stumpfen Winkel unten. Zwischen den Ausläufern des n und des g findet sich das gebogene oder hakenartige sinaitische Horizont-Zeichen des l und ganz am Ende des Steines ein zweifelloses k mit Seitenstrich oben schräg aufwärts nach links.

Die Aufschrift besteht aus zwei Worten. Das erste lautet $zr = \text{šor}$ und ist der Imperativ von $zrr = \text{šrr III}$, scharf sein oder wohl auch schärfen. Das zweite Wort lautet $nglk = n^{\text{e}}gal^{\text{e}}kha$ oder $n^{\text{e}}galakh$. Es ist das Substantiv $nagal = maggal$, Sichel, mit dem Suffix der zweiten Person. Auf den Inschriften von Glozel wird stets $nagal$ gesagt, was wohl begrifflich ist, da auch $maggal$ vom Verbum $nagal$ herkommt. Es steht also auf dem Steine: «Schärfe deine Sichel.»

Im gleichen Faszikel, S. 18 (Fig. 12) ist eine kleine runde Scheibe von gebranntem Ton abgebildet, die nach der Angabe von Dr. Morlet hinten zwei vom Gebrauche herrührende Kerben hat (vgl. die Abbildung Nr. 46).

Auf der Vorderseite stehen zwei Worte. Oben findet sich ein Ajin, ein r und ein schiefstehendes k (kein Teth!). Unten steht ein schief liegendes Cheth und schief aufwärts, unter dem k, ein schief liegendes d. Die Aufschrift bedeutet also: $rk\ chd = \text{'arakh chad} = \text{er rüstet zu (oder er macht) scharf}$. Vor dem Ajin des ersten Wortes steht aber wahrscheinlich noch ein l so dass man zu lesen haben wird $la^{\text{a}}rokh\ chad = \text{zum Schärfen, eigentlich «um zuzurüsten oder zu machen scharf»}^1$).

¹⁾ Auch Dr. Morlet schliesst aus den Kerben, dass der Stein zum Schärfen eines Instrumentes gebraucht wurde.

Im vierten Faszikel von Dr. Morlet und E. Fradin, S. 34 (Fig. 34) ist ferner ein Stein abgebildet, der die Form eines Eies hat und ohne Zweifel auch ein solches darstellen soll (vgl. die Abbildung Nr. 47).

Auch dieses steinerne Ei hat eine aus zwei Worten bestehende Aufschrift. Das obere Wort beginnt mit einem leiterartigen Cheth, d. h. zwei parallelen, beinahe vertikalen Strichen, die durch Querstriche in der Mitte verbunden sind. Darauf folgt ein nach rechts gekehrtes r , ferner ein kreuzförmiges Teth und endlich ein Jod, wovon die zwei Häkchen noch vollkommen deutlich sind, der Fuss verwischt ist. Das Wort lautet also $\text{chrtj} = \text{charti}$ (von chärät) = mein Griffel oder Meissel. Das untere Wort beginnt mit einem Jod, das aus zwei grösseren Häkchen und einem schräg nach rechts abwärts laufenden und schliesslich ganz nach rechts einbiegenden Fuss besteht. Darauf folgt ein l , das sich schräg von links nach rechts aufwärts an das linke Häkchen des j anlehnt und noch mit einem kleinen Bogen in das j hineinläuft. Hinter diesem l steht dann etwas tiefer und kleiner noch ein dritter Buchstabe, der nur ein d sein kann. Das zweite Wort ist also $\text{jld} = \text{jalad}$ zu lesen und bedeutet: er hat gelegt. Denn das Verbum jld wird im Hebräischen gerade auch vom Eierlegen gebraucht. Der Semit, der dieses steinerne Ei fabrizierte, meinte also wohl einen Witz zu machen, indem er darauf schrieb: « Mein Griffel oder Meissel hat gelegt ».

Derselbe Meissel hat aber auch hübschere Sachen produziert, wie die beiden kleinen, aus hartem Stein gefertigten Bildwerke beweisen, die im ersten Faszikel, S. 48, Fig. 50 und 51, abgebildet sind.

Das erste davon stellt offenbar einen über einem Ei brütenden Vogel, eine Taube oder wahrscheinlicher eine junge Henne dar (vgl. die Abbildung Nr. 48).

Leider ist die Inschrift auf der kleinen Skulptur kaum mehr zu lesen. Das erste quer über den Vorderleib geschriebene Wort, das die Bezeichnung des Tieres enthalten haben wird, ist nicht mit Sicherheit mehr festzustellen (hajjonah?). Eher lässt

sich vielleicht das zweite, schräg abwärts dem vorderen Rande entlang geschriebene Wort noch lesen. Da kann man am Halse oder auf der Brust des Tieres noch ein h sehen, darunter ein weissliches d, das aus einem wagrechten Oberstrich mit Seitenhäkchen und einem von der Mitte aus schräg abwärts gehenden Strich besteht. Rechts davon, ein wenig tiefer, sieht man ein rundes Wau, unter oder neben dem, seitwärts dem Rande zu, ein g sich erkennen lässt. Dahinter kann man noch deutlich ein r und ein h unterscheiden. Was sich sonst da noch an kleinem Gekritzel findet, wird von der Zeichnung des Bauches oder des Eies oder auch eines Fusses herrühren. Es steht also wahrscheinlich hdwgrh = haddog^erah, die brütende.

Die ganze Aufschrift scheint demnach zu lauten: Die brütende (Henne).

Das andere Bild, stellt einen kleinen Hund dar, dessen Hinterleib offenbar durch krampfhaften Druck stark aufgeschwollen ist (vgl. die Abbildung Nr. 49). Die Aufschrift darauf ist besser zu lesen.

Rechts unten, neben der Schnauze des Tieres, scheint ein blasses sinaitisches h zu stehen. Links darüber, unmittelbar hinter dem Auge des Hundes, findet sich ein kleiner schwarzer, senkrechter Strich, vor dem zwei kleinere Striche teils schräg abwärts teils schräg aufwärts gehen. Es scheint das Oberstück eines k zu sein, dessen Fuss weiter abwärts freilich stark verwischt ist. Links unter der Spitze des k sodann sieht man einen kurzen schrägen Strich, der hinten rechts ziemlich schroff abbiegt nach unten und da noch mit einem Haken in das hier befindliche viereckige Zeichen hineinläuft. Diese gebogene und in einem Haken endigende Linie ist ohne Zweifel ein l. Das viereckige Zeichen unten aber, das an der unteren Seite offen ist, kann nur das südarabische oder lihjanische Hauszeichen des b sein. Ist das richtig, so haben wir das erste Wort zu lesen hklb = hakkäläb = der Hund.

Gehen wir weiter nach links, so sehen wir unterhalb der Spitze des l links einen gebogenen Arm, mit dem rechts ein zweiter, unter dem b hinlaufender und in dasselbe sich noch

hineinschwingender Arm korrespondiert. Zwischen beiden Armen findet sich ein Köpfchen, von dem aus ein leicht gebogener Fuss dem Rand entlang schräg abwärts nach links läuft und sich dann noch etwas aufwärts biegt. Dieses Zeichen ist ein h. Das Zeichen aber, das etwas höher dahinter sich findet, ist kein einfaches, sondern ein doppeltes Zeichen. Das senkrechte davon ist ein leichtgebogenes l, gegen das sich vorne ein schiefstehendes j anlehnt. Dieses Jod hat oben zwei Häkchen läuft dann dem l zu, um sich unmittelbar vor demselben stark nach rechts umzubiegen. Hinter dem l findet sich dann noch ein ziemlich deutliches d mit zwei Seitenhäkchen am Oberstrich, während direkt unter dem l sich noch ein sinaitisches h erkennen lässt. Wir bekommen so das Wort hjldh = hajjol^edah, die gebärende.

Die Aufschrift auf dem Bild lautet also: hklb hjldh = hakkäläb hajjole^dah, d. h. der gebärende Hund¹⁾.

Zu diesen steinernen Kunstprodukten der Semiten zu Glozel gehören auch die in mehreren Exemplaren vorhandenen, aus Schiefer gefertigten und mit Aufschriften versehenen Ringe. Von zwei derselben, die ihrer Kleinheit wegen wohl als Anhänger aufzufassen sind, war schon oben die Rede (vgl. die Abbildungen Nr. 16. 17. 27). Das Fragment eines grösseren, wohl am Handgelenke getragenen Ringes, der aber weniger hübsch und sorgfältig gearbeitet ist und einen unfertigen Eindruck macht, ist im vierten Faszikel, S. 17, Fig. 13 abgebildet.

Merkwürdig sind sodann zwei kleine platte Kiesel, auf denen teils drei, teils fünf kleine Vertiefungen wahrzunehmen sind (vgl. 4. Faszikel, S. 11, Fig. 2 und die Abbildung Nr. 50). Die Vertiefungen sind ganz gleichmässig und glatt gebohrt, wie auf den «Steinen» unseres Dominospieles. Auch die Anordnung der Vertiefungen oder «Augen» ist genau dieselbe. Ob diese

¹⁾ Ein Tierkopf mit Hörnern aus Ton, der aber schon im weichen Lehm verdorben, d. h. zerdrückt worden zu sein scheint, findet sich im 1. Faszikel, S. 46, Fig. 47, abgebildet.

Steine Bestandteile eines Spieles sind, oder zum Unterricht im Rechnen gedient haben, lasse ich dahingestellt.

Wenn man diese Gegenstände übersieht, so machen sie schon durch ihre Form und Ausarbeitung den Eindruck verhältnismässig jungen Ursprungs zu sein. Man müsste eine starke Dosis Naivetät und Voreingenommenheit besitzen, wenn man sie der frühesten neolithischen Zeit zuschreiben wollte. Sie werden wohl überhaupt nicht mehr der eigentlichen neolithischen Zeit, sondern der Bronzezeit angehören. Die beiden Schleif- oder Wetzsteine können doch nur zum Schleifen metallener Geräte bestimmt gewesen sein. Der «Griffel» oder «Meissel», mit dem nach der Angabe des Verfertigers das Ei gebildet ist, kann nur als metallener Meissel gedacht werden. Auch die Harpune, die nach der Aufschrift eines Ringes den Körper eines Tieres getroffen und durchbohrt haben soll, kann man sich geradeso wie die auf dem Steine von Chez-Guerrier genannte Harpune nur als metallenen oder wenigstens mit metallener Spitze versehenen Schaft vorstellen. Dass Skulpturen wie die Henne und der Hund ohne Metallwerkzeuge lediglich mit dem Silex gemacht seien, ist ebenfalls unglaublich. Wenn schon das Ei nach ausdrücklicher Angabe mit einem ohne Zweifel metallenen Meissel gebildet ist, so ist das bei diesen Skulpturen noch viel mehr anzunehmen. Von den Ringen aus Schiefer gilt wesentlich dasselbe. Speziell sind die schönen feinen und doch sicheren Schriftzeichen auf den Ringen ohne einen Metallstift gar nicht denkbar.

Was aber die Bohrungen betrifft, so sind die ganz gleichmässig glatt ausgerundeten kleinen Vertiefungen auf den platten Kieselsteinchen wohl ebensowenig mit dem Silex ausgeführt als die ihnen entsprechenden Augen unserer Domino-Steine. Und bei den ganz durchbohrten Steinen (vgl. z. B. die Oeffnung in dem grossen Wetzstein) weist zumal der innere, mehr oder weniger zylinderförmige Teil des Loches auf den Gebrauch eines metallenen Instrumentes wenigstens neben dem Silex hin.

Wenn es sich fragt, aus was für einem Metall dann doch die Instrumente der Semiten zu Glozel bestanden haben, so

geben die Inschriften selbst die Antwort: aus *nēchoscheth*. Dieses Wort bedeutet Kupfer, aber auch gehärtetes Kupfer, d. h. Erz oder Bronze. Ohne Zweifel wird der Ausdruck in der Bibel auch für Bronze gebraucht, wofür man in der alten Zeit keinen besonderen Namen hatte. Im A. T. wird alles mögliche kupfern oder ehern genannt. So ist von allerlei ehernen Geräten in der Stiftshütte und im Tempel die Rede, von einem ehernen Altar, einer ehernen Türe, aber auch von ehernen Waffen und Schilden und bei Sirach (48, 17) selbst noch von einem ehernen Meissel. Dass was hier ehern genannt wird, zumeist tatsächlich aus Bronze hergestellt war, darf man als sicher annehmen. Geradeso werden auch die Semiten zu Glazel nicht bloss mit Kupfer gearbeitet, sondern gewiss auch viele Geräte wie Schwerter, Dolche, Messer, Bohrer, Haken etc. aus Bronze verfertigt und auch Werkzeuge aus Bronze, wie Meissel und dergleichen, besessen und gebraucht haben.

Man hat nun freilich aus der Tatsache, dass in Glazel zahlreiche durchbohrte, offenbar zu einem Collier gehörige Steine sowie kleine Anhänger aus Stein, Horn oder Bein oder auch aus Zähnen gefunden wurden, geschlossen, dass jenen alten Bewohnern von Glazel Metall noch ganz unbekannt gewesen sei (vgl. die Abbildungen Nr. 51. 52. 53). Allein dieser Beweis taugt nicht. Denn dieser primitive steinerne oder auch beinerne Schmuck war eben für Kinder und einfache Leute bestimmt. Bauern und Bauernknechte trugen schon einen besseren. Das beweist der von uns schon besprochene grössere Anhänger mit den zwei aneinander sich schmiegenden Rinds- oder Stierköpfen und der dazu gehörigen Aufschrift (vgl. Abb. Nr. 24). Von Metall ist freilich auch dieser nicht. Aber steinerner oder beinerne Schmuck war nun einmal immer noch die herkömmliche Mode. Das kostbare Metall (Kupfer, Bronze) gebrauchte man lieber für nützlichere Dinge. Falls etwa wohlhabendere Leute metallene Schmucksachen besessen, so werden diese eben verloren gegangen, d. h. des Metalls wegen von der Fundstätte schon in alter Zeit mitgenommen worden sein. Dass die Semiten von Glazel Kupfer- und Bronzeartikel

fabrizierten, daran kann jedenfalls nach ihren eigenen Angaben auf den Schrifttäfelchen gar nicht gezweifelt werden.

Aber nicht bloss Schmucksachen, sondern auch Werkzeuge aus Stein, werden diese Semiten für manche Zwecke noch gebraucht haben. Nicht verwundern kann uns das bei dem Stein, der im zweiten Faszikel, S. 5, Fig. 7 abgebildet ist (vgl. die Abbildung Nr. 54).

Dieser längliche, augenscheinlich aus dem Flussbett stammende Stein ist hinten dicker und höher, während er vorne eine schmalere und niedrigere, zylinderförmige Gestalt hat. Auch dieser Stein hat eine Aufschrift, die aus drei Worten zu bestehen scheint. Lassen wir das stark verwischte erste Wort zunächst zur Seite, so beginnt das zweite mit einem r. Darauf folgt ein kleiner wagrechter Strich, der aber kein n ist. Dafür ist er viel zu klein. Man sieht denn auch in der Mitte über dem Strich ein Köpfchen, während von seinen beiden Endpunkten aus zwei kleine Striche aufwärts gehen und je in einem Punkte neben den Spitzen des vorhergehenden und folgenden Buchstabens endigen. Ebenso geht unterhalb des kleinen Striches, von seiner Mitte aus, eine Linie zunächst senkrecht nach unten, um sich dann nach rechts zu kehren und von da aus wieder schräg abwärts zu laufen. Der Buchstabe ist also zweifellos ein h, während der folgende dritte ebenso zweifellos ein kreuzartiges Teth ist. Das Wort lautet also rhṯ = rahat, Wassertrog, Wasserbehälter.

Das letzte Wort beginnt mit einer Ligatur von d und g. Das d hat einen wagerechten Oberstrich mit Seitenhäkchen, während von seiner Mitte ein senkrechter Strich abwärts geht, Dieser letztere Strich ist aber zugleich zu einem g verwertet, indem von seinem unteren Ende aus ein wagrechter Strich nach rechts gezogen ist. Hinter diesem Doppelzeichen steht dann noch ein moabitisches, althebräisches, phönizisches und altaramäisches h. Zusammen geben diese drei Buchstaben das Wort dgh = dagah (kollektiv), Fisch. Es handelt sich also offenbar um einen Fischkasten, in dem gefangene Fische vorläufig noch im Wasser gehalten und bewahrt wurden.

Was der Stein mit dem Fischkasten zu tun hat, sagt das erste, leider stark verblasste, aber doch noch erkennbare Wort. Rechts vor dem r von rahat, steht noch ein r, davor wieder ein schon dem späteren hebräischen Buchstaben gleichendes Ajin und ferner, weiter nach rechts, ein verblasstes Koph mit einer grösseren Schleife. So bekommen wir das Wort k'r = ka'ar (vgl. das Arabische), das wahrscheinlich als Participium ko'er oder, da noch ein sinaitisches h vorherzugehen scheint, = haḳko'er zu lesen haben wird. Da ḳa'ar tief oder tieflegend sein oder auch wohl tief machen bedeutet, so wird die Aufschrift besagen: «der tief macht oder tief legt den Fischkasten». Der Stein ist also ein Beschwerer des Fischkastens.

Ohne Zweifel haben aber die Semiten von Glozel auch noch allerlei wirkliche Steinwerkzeuge im Gebrauch gehabt.

Zum Beweise dessen weise ich zunächst auf einen kleinen dreieckigen Stein hin, der unten schräg abgerieben ist (vgl. erstes Faszikel, S. 23, Fig. 18 und die Abbildung Nr. 55).

Die wenigen Schriftzeichen auf dem Steine sind nicht leicht zu lesen. Um die Aufschrift zu verstehen, wird man den Stein so zu kehren haben, dass die abgeriebene Spitze nach unten kommt. Liest man die Aufschrift in dieser Stellung, so kann man oben rechts ein kleines, leicht gebogenes sinaitisches l wahrnehmen. Der Bogen darunter ist nicht der eines h. Dafür ist er viel zu gross und zu tief. Er muss ein kesselartiges Schin darstellen; auf dem Steine mit dem Pferdekopf aus Chez-Guerrier findet sich ganz links auf der vorletzten Zeile genau dasselbe Schin. Der Buchstabe links daneben aber ist ein als halbes Auge gezeichnetes Ajin, dessen rechter Arm noch in das Schin hineinragt, während der Fuss ziemlich senkrecht abwärts geht, aber unten doch noch leicht nach links gebogen ist. Hiernach wäre zu lesen lsch = l^escho^a, Infin. vom aramäischen sch^{aa} mit vorgesetztem l. Das würde bedeuten «zum Glätten oder Polieren» und ist eine Angabe, welcher das Aussehen des Steines genau entspricht. Eventuell könnte man auch das kleine l

oben einfach als einen kleinen Strich auffassen, durch den das in einem bogenartigen Zug von links nach rechts geschriebene, aber rechts nicht zu seiner vollen Höhe aufgeführte kesselartige Schin noch weiter nach oben ergänzt werden sollte. Dann stände einfach schá auf dem Steine = er glättet oder er poliert. Doch ist das weniger wahrscheinlich. Die rechte Seite des Schin ist wohl nur darum nicht höher gezogen, weil sie in das schon vorher dastehende l hineinlief.

Einem ähnlichen Zweck hat wohl ein anderer kleiner, viereckiger, an den Ecken aber etwas gerundeter Stein gedient, der oben rechts schon ziemlich ausgerieben erscheint (vgl. 4. Fasz., S. 16, Fig. 10 und die Abbildung Nr. 56).

Der Stein trägt die deutliche Aufschrift drz. Dieses Wort entspricht dem arabischen drsch (mit Schin), das abreiben, aber auch verbrauchen bedeutet. Vermutlich ist das Wort als Partic. act. Qal dorez zu lesen = er reibt ab. Würde man es als Part. pass. = daruz lesen, so könnte man das Wort mit verbraucht übersetzen, was aber nicht wahrscheinlich ist. Dass der Stein zum Abreiben dient, sieht man noch deutlich an der Abbildung. Es könnte denn auch unten vor dem d noch ein l gestanden haben. Man findet da wenigstens noch die Spur eines senkrechten Striches mit einem gebogenen Haken nach rechts. Dann wäre ldrz = lidrosch = «zum abreiben» zu lesen.

Aber auch grössere Werkzeuge wie Hämmer, Beile, Aexte aus Stein werden die Semiten in Glozel noch gebraucht haben. Unter den von ihnen aus Kupfer oder Bronze hergestellten Gerätschaften werden diese Gegenstände nie genannt. Dagegen wurden solche steinerne Werkzeuge in Glozel und Umgebung zahlreich gefunden. Kleinere Hämmer in der Gestalt eines länglichen spitzen Dreieckes, aber mit abgerundeter Spitze und meist auch unterer Seite finden sich im vierten Faszikel, S. 13, Fig. 5 und S. 14, Fig. 7 (vgl. die Abbildungen Nr. 57 und 58) dargestellt. Sie haben die in Südfrankreich übliche Form, die sich bis an den Bodensee verbreitet hat. Erkennbare Aufschriften tragen sie nicht.

Eine ähnliche Form hat der grössere Hammer, der im zweiten Faszikel, S. 4, Fig. 2 (vgl. die Abbildung Nr. 59) dargestellt ist.

Es ist ein ziemlich langer, auch einigermaßen breiter, nach allen Seiten flach gerundeter, vorne etwas schmaler werdender Stein, auf dem sich auch einige Schriftzeichen befinden. Der erste Buchstabe rechts ist ein gewundenes l, das sich schräg an das folgende aufrecht stehende strichartige n anlehnt, oben es schneidet und sich dann noch einmal nach rechts durch dasselbe hindurchwindet. Auf das n folgt ein kreuzartiges Teth und dahinter ein deutliches, als halbes Auge gezeichnetes Ajin. Ob dasselbe auch noch einen nach links abwärts gehenden Fuss hat, ist nicht sicher. Eine Spur könnte es vermuten lassen. Es steht also auf dem Stein lnt^c = linto^{af} (Infin. von nta^c mit vorgesetztem l) = zum Einschlagen (eines Nagels, Pflockes oder Pfahles).

Ebenfalls wohl ein Hammer oder ein Schlägel, aber von etwas anderer Form, ist der lange, wenig breite, vorne schmal beginnende, nach hinten allmählig dicker werdende Stein, der im zweiten Faszikel, S. 3, Fig. 1 abgebildet ist (vgl. die Abbildung Nr. 60).

Vorne links ist ein Stück ausgebrochen, aber auch rechts ist etwas abgesplittert. Die wenigen Buchstaben, die darauf stehen, sind in sehr unschöner flüchtiger Weise eingekritzelt. Die Härte des Steines scheint den Schreiber an sicherer Linienführung gehindert zu haben, so dass er die Striche wiederholen musste. Doch kann man mit Sicherheit vier Buchstaben unterscheiden. In der Mitte stehen zwei aufrechte, aber etwas schräg gegeneinander geneigte Buchstaben, durch die zwei mehr oder weniger wagrechte Zeichen laufen. Der rechte von den beiden erstgenannten Buchstaben ist ein leichtgebogenes l mit einem kleinen Haken oben nach rechts. Der linke schräge Strich ist ganz gerade, aber darum doch kein strichartiges n. Sieht man genauer zu, so geht von diesem Strich, etwa von der Stelle an, wo er die beiden wagrechten Zeichen schneidet, ein etwas blasser Strich schräg aufwärts nach links, so dass man einen

Buchstaben mit zwei, je durch einen kleinen Querstrich oben abgeschlossenen Haken und einem nach links abwärts gehenden Fuss bekommt. Es ist also ein Ajin.

Was die beiden wagrechten Zeichen betrifft, so ist das obere zweifellos ein langes strichartiges n, das untere ein langes g, das links unten einen stumpfen Winkel bildet und mit dem kleinen Schenkel das n schneidet. Es steht also $lng^c = lingo^a$ (Infin. von $naga^c$ mit vorgesetztem l : zum Schlagen).

Ein ganz ähnliches, 14 cm langes Steinwerkzeug ist im ersten Faszikel, S. 27, Fig. 23 abgebildet. (vgl. die Abbildung Nr. 61). Es ist am vorderen Ende schmal und bequem mit der Hand anzufassen, während es nach hinten allmählig dicker wird. Die eine Seite davon ist flach, die andere etwas gewölbt und an einer der länglichen Seiten hat es nach Dr. Morlets Angabe eine Schneide.

Auf diesem Geräte finden sich in ziemlich grosser Schrift einige Buchstaben ausgemeisselt, die aber kaum noch zu lesen sind. Hält man den Stein in einigem Abstand vor sich, so sieht man rechts oben die verkürzte Wellenlinie eines m in der Gestalt eines grossen, etwas breitgezogenen lateinischen N. Links daneben stehen zwei Zeichen, durch welche der Anfangsstrich des m sich schräg aufwärts nach rechts zieht. Das hintere dieser beiden Zeichen ist entweder ein gebogenes sinaitisches l oder aber ein r. Das vordere Zeichen, das im Bauch dieses l oder r sich befindet und aus einem aufwärts gehenden Strich über zwei Füßen besteht, scheint ein $\$ade$ zu sein. Dahinter meint man noch ein etwas verdunkeltes Ajin mit zwei Haken oben und einem nach links abwärts laufenden Fusse wahrnehmen zu können. So liesse sich $m^c r^c = me\check{s}are^a$ lesen, was als Participium Piel von $\$r$ (vgl. das arabische Wort) einen Schlägel oder ein Beil bedeuten könnte. Liest man dagegen $msl^c = me\check{s}alle^a$, so wäre wohl zu vermuten, dass das $\$$ an der Stelle eines s (Samekh) steht und dass der Ausdruck ein Werkzeug zum Spalten (vgl. das arab. sl') andeutet. Dies ist das wahrscheinliche. In der Tatsache aber, dass die Schriftzeichen auf diesem Steinwerkzeug ganz ersichtlich ausgemeisselt sind, kann man

einen Beweis dafür sehen, dass die Semiten von Glozel bereits im Besitz metallener, d. h. bronzener Meissel gewesen sein müssen.

Ein schönes, unten scharf geschliffenes Steinbeil von besonderer Form, ohne erkennbare Schriftzeichen, ist sodann im vierten Faszikel, S. 15, Fig. 9 abgebildet. (vgl. die Abbildung Nr. 62).

Dazu kommt ein wahres Prachtexemplar einer Steinaxt aus den Funden in der Höhle von Puyravel (vgl. Dr. Morlet, Puyravel et Chez-Guerrier, S. 19, Fig. 10 und die Abbildung Nr. 63).

Die Axt hat in ihrem oberen Teile ungefähr die Form eines Oblongums. Dann folgt nach einer links und rechts wahrnehmbaren Einbuchtung der eigentliche zum Schlagen bestimmte Teil der Axt, der nach einer Wölbung allmählig flach abwärts geht und in eine schmale, scharfe Schneide ausläuft. Das oblonge Oberstück wurde offenbar in einen hölzernen Stiel gesteckt, der unterhalb seiner Spitze eine dafür bestimmte Oeffnung gehabt haben muss.

Die Axt hat auch eine kleine Aufschrift, die aber nicht mehr ganz sicher zu lesen ist. Oben sieht man deutlich einen schief aufwärts nach rechts laufenden Strich. Rechts davor sieht man in verblasster Form noch einen solchen Strich, der etwas schräg gegen den anderen läuft. Beide Striche zusammen bilden darum aber doch kein z, vielmehr ein Cheth, da sie durch Querstriche miteinander verbunden zu sein scheinen. Links neben diesem Cheth steht kein g, wie es zunächst scheinen könnte, sondern ein d. Denn der Oberstrich läuft offenbar durch bis zum linken Rande, so dass gerade von der Mitte des Oberstriches der senkrechte Strich abwärts geht. Auf der obersten Zeile steht also chd = chad, scharf.

Auf der zweiten Zeile stehen zwei h, das rechte etwas höher beim unteren Teile des ersten Striches des Cheth von chad, das linke etwas tiefer daneben. Das erste h wird noch zu chad gehören, so dass man chaddah zu lesen haben wird. Das zweite wird der Artikel sein zu einem folgenden Substantiv. Ein solches

scheint denn auch auf der dritten Zeile zu stehen. Ich finde da rechts ein m in der Gestalt eines grossen lateinischen M, dahinter ein etwas blasses g, ferner ein deutliches z, und am Schlusse ein r mit einem sinaitischen h darunter, dessen rechter Arm durch den unteren Teil des r hindurchzugehen scheint. So bekommt man das Wort mgzrh = magzerah, Axt. Beide Worte chaddah hammagzerah zusammen bedeuten: «scharf ist die Axt». Was weiter noch auf dem Steine gestanden haben könnte, ist nicht mehr zu lesen.

Auch zum Stossen scheinen sich die Semiten von Glozel noch kleinerer oder auch grösserer Werkzeuge aus Stein bedient zu haben.

Im ersten Faszikel von Dr. Morlet und E. Fradin, S. 24, Fig. 19, ist ein beinahe ovaler Stein abgebildet, der links breiter und dicker, vorne rechts schmaler und mehr gerundet und gebraucht erscheint (vgl. die Abbildung Nr. 64). Unten, fast in der Mitte, sieht man eine kleine Einbuchtung, die das Halten des Steines erleichtert. Die kurze Aufschrift ist nicht leicht zu lesen, da der Stein allerlei natürliche Schwellungen und Narben hat. Und dazu kommt, dass der sehr harte Stein schwer zu beschreiben war, so dass die Striche hier und da zweimal gezogen werden mussten.

In der Mitte des Steins steht ein deutliches Ajin, mit zwei Haken und einem langen abwärts gehenden und schliesslich nach links sich wendenden Fuss. Gerade unter den beiden Haken des Ajin läuft eine gebogene Linie, d. h. wohl ein l durch dasselbe und etwas tiefer sieht man hinter dem Ajin die zwei Häkchen eines sinaitischen Jod, dessen Fuss zunächst etwas schräg nach unten, dann durch das Ajin hindurch läuft, um vor ihm in einem abwärts gehenden Bogen zu endigen. Vor dem l oben scheint aber endlich auch noch ein den Artikel andeutendes sinaitisches h zu stehen. So bekommt man h lj = ha⁴li, d. h. der Mörserklöppel oder der Stössel. Dem entspricht denn auch durchaus die Form des Steins.

Ein anderer kleiner, beinahe dreieckiger, offenbar zum Stossen oder Zerstossen bestimmter Stein, dessen Spitze

vom Gebrauch stark abgeplattet ist, findet sich im vierten Faszikel, S. 34, Fig. 35 abgebildet (vgl. die Abbildung Nr. 65).

Die wenigen Schriftzeichen auf dem Steine sind freilich auch nicht leicht zu lesen. Gehen wir aus von dem, was man unmittelbar deutlich sieht, so hat man oben rechts ein d mit zwei Seitenhäkchen am wagrechten Oberstrich. Darauf folgt ein sinaitisches Aleph, bestehend in einem schrägen geraden Strich von oben rechts nach unten links und einem kleineren wagrechten Strich, der vom unteren Ende des ersteren nach rechts geht. Wenn vom längeren schrägen Strich des Aleph oben noch ein kleines Strichlein nach links läuft, so ist das entweder ein Kratz oder ein kleiner Anlauf, den der Schreiber zu dem grösseren schrägen Strich genommen hat. Dagegen ziehen sich durch den längeren Strich des Aleph noch zwei in schräger Richtung von links oben nach rechts unten laufende Striche, die in der Mitte durch einen Strichteil des Aleph miteinander verbunden werden und zusammen offenbar ein Cheth formen. Die drei Buchstaben ergeben also das Wort dch̄ (mit Aleph), was die aramäische Form ist für das hebräische dchh (mit He). Da nun aber vor dem d noch ein etwas verdunkeltes gebogenes l zu erkennen ist, so wird man lid^echo^ʿ zu lesen haben (Infin. von dacha^ʿ mit vorgesetztem l). Das bedeutet: zum Stossen oder Zerstoßen.

Das zweite Wort beginnt mit einem Buchstaben, der unten einen nach links gebogenen Fuss und oben bei näherem Zusehen ein Köpfchen und zwei erhobene Arme hat. Das Zeichen ist also ein h. Den nächsten nach links folgenden Buchstaben kann ich nur für ein b halten. Es ist das thamudische Hauszeichen mit etwas gerundetem Dach. Der schräge Strich darunter, der unten rechts aufwärts mit einem kleinen Haken noch in den Fuss des h hineinzulaufen scheint, ist wohl ein l. Darunter findet sich ein sinaitisches Jod mit zwei Häkchen, wovon das linke oben an die linke Seite des b anschliesst, das rechte, das etwas verwischt ist, nach dem unteren Teile des l zu läuft, während der Fuss nach rechts abwärts geht. Und zu diesen Buch-

staben gesellt sich dann noch ein nordsemitisches l in der Form eines kleinen spitzen, nach rechts geöffneten Winkels, genau wie das syrische Lâmadh. Das zweite Wort lautet also vermutlich hbljl = habbelil und die ganze Aufschrift würde demnach besagen: zum Stossen des frischen Korns.

Ein ähnliches kleines Küchengerät scheint der Stein zu sein, der im zweiten Faszikel S. 5 (Fig. 6) abgebildet ist (vgl. die Abbildung Nr. 66).

Ganz deutlich sieht man darauf zwei Worte geschrieben. Das erste davon beginnt mit einem d. Darauf scheint ein kreuzförmiges Teth zu folgen. Aber dieses scheinbare Teth ist tatsächlich aus zwei Buchstaben zusammengesetzt. Der Strich von links oben nach rechts unten ist in Wirklichkeit ein g, denn er setzt sich unten offenbar in einem wagrechten Strich nach rechts, d. h. nach dem d zu, fort. Der andere von rechts oben nach links unten laufende Strich ist ein strichartiges n. Wir bekommen so das Wort dgn = dagan, Getreide.

Das zweite Wort beginnt ebenfalls mit einem grossen, schiefstehenden d. Aber mit dem unteren Teil des linken, schiefen Striches dieses d läuft innerhalb desselben, rechts, ein kleinerer Strich parallel, während durch die beiden parallelen Striche ein anderer Strich schräg sich hindurchzieht, so dass ein Cheth entsteht. Und in dieses Cheth läuft überdies von unten schräg aufwärts noch ein weiterer kleiner Strich hinein, der nur ein strichartiges n sein kann. So ergibt sich das Wort dchn = dochan, Hirse.

Die beiden Worte dagan und dochan sind die einzigen, die man mit einiger Sicherheit auf dem Steine lesen kann. Aber wahrscheinlich hat mehr darauf gestanden. Ueber den beiden genannten Worten scheint noch eine Zeile zu laufen, die freilich fast ganz verwischt ist. An der rechten oberen Ecke des g von dagan vorbei geht ein Strich aufwärts, der sich oben in einen schönen Bogen nach rechts zu runden und ein r zu sein scheint. Durch dieses r geht gerade unterhalb des Bogens ein schiefer, unregelmässiger Strich nach dem rechten Rand. Das kann nur ein Kratz sein. Dagegen bemerkt man unter

der Lupe oben unmittelbar rechts von dem Bogen des r einen mit einem spitzwinkligen Haken versehenen Strich, der in einem Bogen abwärts dem Rande zu läuft. Das scheint ein l zu sein. Hinter dem r sodann folgen offenbar auf der Zeile noch zwei Buchstaben, nämlich zwei d. Das erste davon, gerade über dem scheinbaren Teth von dagan ist sehr verschwommen. Aber die Grundzüge eines d, d. h. ein breiter wagrechter Oberstrich mit Seitenhäkchen und ein von der Mitte aus senkrecht nach unten laufender Strich, sind gewiss vorhanden. Das Zeichen ist nur durch die Abreibung des Steines entstellt. Das zweite d, das dieselbe Gestalt hat, ist zwar auch verblasst, aber doch noch recht deutlich. Ist diese Analyse richtig, dann stände oben lrdd = lirdod, zum stampfen.

Etwas rechts unter dem ersten d scheint aber noch ein sinaitisches h zu stehen. Das könnte der Artikel sein zu dem folgenden dagan. Dementsprechend lässt sich auch zwischen dagan und dochan die Spur eines h entdecken und vielleicht darunter noch ein kleines rundes Wau.

Die ganze Aufschrift würde dann lauten: « Zum Stampfen des Getreides und der Hirse ». Mit dem Werkzeuge wurden also Getreide- und Hirsen-Körner gestampft oder zerdrückt. Auf der rechten Seite sind die Spuren des Gebrauches noch deutlich wahrzunehmen. Ich gebe indessen die Lesung mit allem Vorbehalt.

Bei einem anderen in Glozel gefundenen Stein (vgl. erstes Faszikel, S. 24, Fig. 19 bis und die Abbildung Nr. 67) kann man im Zweifel sein, ob es ein Werkzeug zum Stossen oder zum Schlagen ist. Es ist ein gerundeter, wurstartig gebogener Stein, von dem rechts ein Stück abgebrochen ist. Der Stein stellt ein Gerät dar, das offenbar in Glozel und Umgebung mehr im Gebrauche war. Denn aus der Höhle von Puyravel wurde ein Stein von ganz derselben Form zu Tage gefördert. Wir haben diesen letzteren Stein, der 12,5 cm lang und 4,5 cm breit und mit der Erzählung vom Maulwurf beschrieben ist, schon oben besprochen.

Auf der Oberfläche des Steines fallen drei Buchstaben ins

Auge ¹⁾). Der erste rechts ist kein d, denn dafür steht der Seitenstrich zu hoch. Es ist ein k, wenn auch der Seitenstrich, wie mehrmals vorkommt, etwas herunterhängt. In der Mitte steht ein kreuzartiges Teth und darauf folgt in einigem Abstand ein stumpfer, nach rechts offener Winkel. Man könnte dieses Zeichen für ein nordsemitisches, stumpfwinkeliges l halten und darum ltl = koʿel = kotel lesen. Dann wäre der Stein ein Totschläger.

Da nun aber von dem stumpfen Winkel am Schlusse unten und besonders oben Striche nach links zu gehen scheinen, so könnte man auch in dem Winkelzeichen die Rückseite eines nach links gekehrten, einem grossen griechischen Sigma ähnlichen Schin sehen. Dann könnte man ktsch = kotesch = kotesch lesen und den Stein für einen Stösser erklären. Denn im Hebräischen wie auch im ägyptisch- und jüdisch-Aramäischen bedeutet ktsch (im Mörser) stossen. Nur wenn man vom Syrischen ausgehen würde, wo das Wort die Bedeutung von schlagen hat, könnte man auch kotesch mit «der Schläger» übersetzen.

Auch bei einem andern, aus hartem schwarz-grünem Stein bestehenden Werkzeug, wovon leider die obere Hälfte abgebrochen ist (vgl. 1. Faszikel, S. 26, Fig. 21 und die Abbildung Nr. 68) ist schwer festzustellen, was es eigentlich ist. Man könnte es ebensogut für einen Stampfer als für eine Keule halten.

Dass auf diesem Steinwerkzeug Schriftzeichen gestanden haben, ist nicht zu verkennen. Ganz unten ist dies besonders deutlich. Aber die Zeichen sind so verblasst oder verwischt und verdorben, dass bei einem Entzifferungsversuch doch nichts Sicheres herauskommt. Um so wichtiger ist eine Zeichnung, die sich etwa in der Mitte des Steines findet. Sie stellt ohne jeden Zweifel ein Dolchmesser dar. Dasselbe ist so deutlich, sicher und gut gezeichnet, dass es durchaus unmöglich

¹⁾ Es sind die Buchstaben, von denen man gemeint hat, dass sie denen auf der Scheibe von Montcombroux nachgebildet seien.

ist, es für einen blossen Kratz zu erklären. Sieht man aber die Form dieses Dolchmessers genauer an, so kann wiederum kein Zweifel bestehen, dass die Zeichnung ein metallenes Dolchmesser, wahrscheinlich aus Bronze, darstellen will. Denn ein steinernes oder auch beinernes Dolchmesser von dieser Form ist ja ganz undenkbar. Ich weise darauf mit allem Nachdruck hin, weil diese Zeichnung eines metallenen Dolchmessers deutlich beweist, dass die Person, von der die Aufschrift und Zeichnung herrührt, bereits im Besitze von metallenen Werkzeugen aus Kupfer oder wahrscheinlicher Bronze gewesen ist. Damit haben wir aber überhaupt einen so gut wie sicheren Beweis dafür, dass all die vorher besprochenen steinernen Gegenstände, die von den Semiten zu Glozel verfertigt und in ihrem Gebrauche gewesen sind, der Bronzezeit angehören.

Etwas anders könnte nun aber die Sache vielleicht bei anderen Steinwerkzeugen stehen, speziell bei einer Anzahl von Steinmessern, die in Glozel gefunden wurden.

Im ersten Faszikel, S. 22, Fig. 16, 17, finden sich zwei kleine, flache, aber harte Steine mit scharfem Rande abgebildet. Es sind offenbar Steinmesser, wie auch mit einigen, zum Teil grossen, aber nicht gerade schönen Buchstaben darauf geschrieben ist (vgl. die Abbildungen Nr. 69, 70).

Auf beiden Steinen steht lntch = linto^ach (Infin. von natach mit vorgesetztem l), zum Zerschneiden oder Zerlegen. Das l (leichtgebogener Strich mit Haken unten) ist auf dem ersten Stein (rechts) noch ganz deutlich, aber auch auf dem zweiten Steine ist wenigstens der Haken eines l vorne in dem oberen rechten Winkel, den der senkrechte und der beinahe wagerechte Strich bilden, noch sehr gut zu erkennen. Darauf folgt auf beiden Steinen eine Ligatur von n und t, d. h. ein längeres strichartiges n, das von einem Querstrich durchschnitten wird, wodurch zugleich ein Tau entsteht. Dahinter steht beidemal ein Cheth, sei's in einigem Abstand, sei's dicht bei dem Querstrich des Tau.

Auf dem ersten Steine steht weiter nichts. Dagegen finden sich auf der ganzen linken Seite des zweiten Steines noch zahl-

reiche dickere oder dünnere Striche und Kritzeleien, die einen verwirrenden Eindruck machen. Oben in der Mitte zwischen dem n und dem Cheth sieht man ein schlecht gezeichnetes sinaitisches h, das kaum von derselben Hand stammt, die mit so forschen, sicheren Zügen das linto^ach eingraviert hat. Sodann nimmt man um das Cheth herum eine aus dünnen, feinen Strichen bestehende Zeichnung wahr, die hinterher wieder ausgestrichen zu sein scheint. Aber auch unter dem Cheth sind noch zahlreiche Striche zu erblicken, die mehr oder weniger Aehnlichkeit mit Schriftzeichen haben. Aber aus dem vielfachen Gekritzeln treten einige stärkere Linien heraus. So lässt sich links unter dem Cheth ein grosses Ajin erkennen mit zwei langen Haken und einem kurzen Fuss nach links. Daneben, rechts unten, steht ein r, davor, nach rechts, ein l und ferner ein verblasstes h. Hiernach stände auf der linken Seite des Steines noch h'rlh = ha'orlah, die Vorhaut, so dass die ganze Aufschrift lauten würde: zum Beschneiden der Vorhaut. Die genannte Zeichnung hat auch offenbar darauf Bezug. Aber ursprünglich ist das Wort ha'orlah auf dem Steine sicher nicht. Das sieht man schon daran, dass das h ganz oben über linto^ach steht und dass die zu ha'orlah gehörige Zeichnung über das Cheth von linto^ach hinläuft. Und dazu kommt, dass unten am Steine zuvor etwas ganz anderes gestanden zu haben scheint. Unter dem l von 'orlah sieht man die beiden parallelen senkrechten Striche eines p, unten am Fusse des r die Spur eines anderen niedrigeren r und links davon, etwas höher, dem Rande entlang, ein in den unteren Teile des grossen Ajin hineingezeichnetes kleines Ajin. Diese drei Buchstaben ergeben das Wort pära' oder zusammen mit dem rechts davor stehenden verblassten h happära'. das Haar. Das ha'orlah samt der Zeichnung wird erst nachträglich jemand, der das Messer einem Beschneidungsmesser ähnlich fand, hineingeschrieben haben. Aber auch happära' ist wohl schon spätere Zutat. Ursprünglich wird auf dem zweiten Steine wie auf dem ersten wohl nur linto^ach gestanden haben.

Ein anderer, fast oblonger flacher Stein, der an der

rechten Seite geschärft erscheint, ist im zweiten Faszikel, S. 5, Fig. 5, abgebildet (vgl. die Abbildung Nr. 71).

Der Stein hat in der Mitte ein Loch, durch das man einen Stiel stecken konnte. Um das Loch herum stehen einige Buchstaben. Hinter dem Loch steht ohne Zweifel ein Cheth, bestehend aus zwei gekrümmten parallelen Linien, die durch Querstriche miteinander verbunden sind. Vor dem Loch findet sich ein g mit einem oben nach rechts geöffnetem Winkel, während unten durch den senkrechten Strich des g ein l sich zieht in der Gestalt eines von rechts kommenden Bogens, der hinter dem g sich aufwärts biegt. Vor diesem g und l lässt sich noch ein von rechts schräg aufwärts nach links laufendes gebogenes l erkennen, dessen Haken oben nach dem Anfang des anderen l herabneigt. Die Aufschrift lautet also lglch = l^egallach (Infin. Piel von galach), zum Scheren.

Ein ganz ähnlicher, ebenfalls mit einem Loch versehener Stein findet sich im gleichen Faszikel, S. 4, Fig. 4 (vgl. die Abbildung Nr. 72) Es ist wohl auch ein Schermesser. Aber da der Stein an der rechten Seite Spuren von Absplitterung oder Abschilferung zeigt, ist einfach darauf geschrieben dalnag, schlecht. Dass der erste Buchstabe ein d, der letzte ein g ist, kann nicht bezweifelt werden. Das mittlere Zeichen aber ist kein Teth, sondern besteht aus zwei Buchstaben, wovon der erste, dem d zugekehrte, etwas gebogene Strich oben nach links einen kleinen Haken zeigt und also ein l ist, während der andere, dem g zugekehrte, ein gerades, strichartiges n darstellt.

Dass diese Steinmesser bei den Semiten zu Glozel selbst noch im Gebrauch gewesen seien, könnte man bezweifeln. Zum Schneiden und Scheren wie zum Mähen haben sie ja nach ihren eigenen Aussagen und Zeichnungen auf den Tontäfelchen, kupferne oder eherne und bronzene Messer und Sicheln gehabt, selbst fabriziert und zum Verkauf angeboten. Man könnte darum vermuten, dass die genannten steinernen Messer anderer Herkunft sind und von Leuten herrühren, deren Kultur noch eine wesentlich steinzeitliche gewesen ist, also etwa von der

einheimischen, ländlichen Bevölkerung von Glozel und Umgebung.

Dennoch sehe ich keinen zwingenden Grund, den Semiten von Glozel diese steinernen Messer abzusprechen. Kupfer und Bronze waren damals ein kostbarer Artikel, mit dem man sehr sparsam und haushälterisch umgegangen sein wird und den man lieber verkaufte, als selber gebrauchte. In die Hände von wenig Bemittelten wird er selten gekommen sein. Als arme Sklaven in der Kolonie an der Rhône-Mündung werden die Semiten kaum andere Messer als steinerne gehabt haben. Die habsüchtigen phönizischen Händler werden ihnen wohl nicht eherne oder bronzene zur Verfügung gestellt haben. Und auch in Glozel und Umgebung werden die Semiten nicht sofort und nicht durchweg zu solchem Wohlstand gelangt sein, dass sie sich allemal und für jeden Zweck den Luxus eherner oder bronzener Messer gestatten konnten. Es wird wohl noch längere Zeit gedauert haben, bis der Gebrauch von steinernen Messern bei jedermann und für alle Fälle ausser Uebung kam und man solche Gegenstände als eine Antiquität und Rarität betrachtete.

Auch diese mit hebräischen Aufschriften versehenen steinernen Messer zum Schneiden und Scheren werden also nicht älter sein als die Bronzezeit, und zwar die spätere Bronzezeit. Dass aber die Semiten von Glozel solche Aufschriften mit Vorliebe auf ihren Gebrauchsgegenständen und Erzeugnissen angebracht haben, zeugt nicht bloss für ihren grossen, fast pedantischen Ordnungssinn, sondern auch für die Befriedigung, ja das Vergnügen, das ihnen die Anwendung ihrer Schreibkunst gewährt hat.

2. Töpferarbeiten verschiedener Art.

Von dieser Untersuchung bleibt von vornherein als nicht in Betracht kommend alles ausgeschlossen, was von dem Glasofen herrührt, der in späterer Zeit auf dem Felde von Glozel sich befunden hat. Das gilt in erster Linie von den dicken und

harten, zum Teil noch Glasreste enthaltenden Scherben von Sandstein-Gefäßen oder Schmelztiiegeln (vgl. die Abbildungen im ersten Faszikel, S. 31 und 33, Fig. 27, 28) sowie von anderen dazu gehörigen, ebenfalls noch Glasspuren an sich tragenden Gegenständen (vgl. a. a. O. S. 41 und 42, Fig. 43 und 44). Selbst noch einige gebrannte Topfscherben (S. 32, Fig. 29 und S. 34, Fig. 30) kann man dazu rechnen, da sie dieselbe Einbiegung des Randes nach innen zeigen wie jene Schmelztiiegel.

Aber auch unter den übrigbleibenden Töpferarbeiten wird man wohl einen Unterschied zu machen haben. Manches davon macht auf mich den Eindruck, entweder von Kinderhänden spielender Weise gemacht oder von Aelteren als Spielzeug für Kinder flüchtig hergestellt zu sein.

Im ersten Faszikel, S. 36, Fig. 35 (vgl. die Abbildung Nr. 73) findet sich ein roh gearbeitetes, kleines rundes Gefäß aus gebranntem Ton abgebildet.

Es ist 4,5 cm hoch, hat an der Basis einen Durchmesser von 7 cm, während der Durchmesser der sehr oberflächlich und unregelmässig gestalteten Oeffnung oben 3 cm beträgt. Auf dem Boden finden sich von Verbrennung herrührende Reste. Dr. Morlet hat den Gegenstand für eine reliefartig verzierte Lampe erklärt. Nach meiner Meinung ist es ein Kohlenbecken, das zur Erwärmung dienen soll. Und was Dr. Morlet für Verzierung hält, das sind Buchstaben, von denen sich vielleicht auch noch einiges lesen lässt.

Fassen wir zunächst die linke Seite ins Auge, so findet sich oben links unter der Oeffnung ein aufrecht dastehendes sinaitisches h mit einem fast senkrecht nach unten gehenden und da noch ein wenig nach rechts ein- oder abbiegendem Fuss. Links vor diesem Fuss des h findet sich ein fast parallel damit abwärts laufender, etwas gebogener Strich, der dann unter dem Fuss des h sich einbiegt und fortsetzt nach rechts. Das Zeichen ist ersichtlich ein sinaitisches Aleph. Darunter aber steht etwas schräg abwärts nach rechts ein deutliches leiterartiges Cheth.

Man bekommt hiermit das Wort h'ch = ha'ach, das Kohlenbecken.

Dieses Wort steht so gut wie sicher auf dem Gerät. Ob darauf noch mehr zu lesen ist, ist eine andere Frage. An Spuren von weiteren Schriftzeichen fehlt es nicht. Nur ist alles stark verwischt und durch allerlei Krätze und kleine Schwellungen im Ton entstellt. Doch sei wenigstens der Versuch einer Lesung gewagt. Rechts vom h von ha'ach steht ein senkrechter Strich. Ob er sich unten noch etwas nach links oder rechts einbiegt, ist nicht auszumachen. Dagegen scheint oben von der Spitze ein kurzer Seitenstrich schräg abwärts nach rechts zu gehen, während von seinem Ende aus sofort wieder ein kurzer Strich aufwärts geht. Wenn diese Beobachtung richtig ist, dann ist der Buchstabe wahrscheinlich ein k. Weiter nach rechts scheint nun freilich alles verdorben zu sein. Doch drängt sich mir, so oft ich auch die unklare, von allerlei Aederchen durchzogene Fläche betrachte, die Wellenlinie eines m auf, während dahinter, ganz rechts, sich die zum Teil noch deutlichen Spuren eines Samekh finden, wovon die Schwanzflosse oben, der Fischleib unten steht ¹⁾.

Wenn ich mich mit dieser Deutung der vorhandenen Schriftspuren nicht irre, dann stände rechts von ha'ach das Wort smk = simmekh (Piel von samakh), es erquickt.

Rechts neben oder unter dem genannten Samekh sieht man sodann zwei senkrechte parallele Striche mit einem schrägen Dach darüber. Das scheint das südarabische Hauszeichen des b zu sein. Links daneben findet sich ein noch deutlich wahrnehmbares, wagrecht liegendes Cheth mit Querstrichen. Unmittelbar dahinter scheint ein r zu stehen mit einem starken, unten nach der Mitte der rechten Seite des Cheth von ha'ach zu laufenden Bogen. Links neben dem r aber lassen sich, wie es scheint, die zwei wagrechten, parallelen, teils unter dem k

¹⁾ Der Leib ist breiter als es zunächst scheint. Es läuft vielleicht noch ein Ausläufer vom vorhergehenden m hinein.

von simmekh, teils über der rechten Seite des Cheth von ha'ach hinlaufenden Striche eines p wahrnehmen. Das gibt zusammen bchrp = b^echoräp, im Winter.

Es folgt nun aber noch ein Wort. Links unter dem b, unmittelbar neben dem kleinen, schwärzlichen Ring, findet sich ein deutliches sinaitisches h mit einem zunächst abwärts gehenden, dann nach rechts sich abstufigen Fuss, links davon, um die unterste Sprosse des leiterartigen Cheth von ha'ach herum gezeichnet, ein halbkreisförmiges n und rechts von cder unter dem Cheth ein kesselartiges Schin, wovon die linke und untere Seite mit dem blossen Auge, die rechte, blässere Seite unter der Lupe noch gut wahrnehmbar ist. Demnach wäre zu lesen hnsch = hannasch, den Kranken oder Schwachen.

Im Ganzen scheint also auf dem Gerät zu stehen: « Es erquickt das Kohlenbecken im Winter den Schwachen oder Kranken ».

Abgesehen von ha'ach kann ich die Lesung freilich nicht vollkommen verbürgen. Die Kleinheit und oberflächliche Ausführung des Geräts könnte vermuten lassen, dass es ein Spielzeug für Kinder war. Doch kann es auch zum Wärmen der Hände gedient haben.

Aehnlich verhält es sich mit einem im ersten Faszikel, S. 35, Fig. 32, abgebildeten kleinen, gefässartigen Gegenstand, von dem links ein Stückchen abgebrochen ist (vgl. die Abbildung Nr. 74). Nach Dr. Morlet soll es eine Vase sein, auf der zwei Hörner dargestellt seien. Tatsächlich sind die angeblichen Hörner zwei Buchstaben, von denen der rechte ein bereits an das spätere Nun erinnerndes, fast halbkreisförmiges n, der linke ein oben zum Teil abgebrochenes r ist. Zusammen bilden sie das Wort nr = ner, die Lampe.

Aber auch darüber findet man zum Teil noch recht deutliche Schriftspuren. Ganz rechts oben sieht man ein als ganzes Auge gezeichnetes Ajin und unmittelbar daneben ein Schin in der Gestalt eines nach rechts gekehrten grossen griechischen Sigma. Das gibt zusammen 'sch = 'asch, was nach der syrischen Uebersetzung von Hiob 4, 19 « die Dunkelheit » bedeutet

(vgl. auch 'aschasch I und dazu die chr.-pal. und arab. Parallelen im Lexicon).

Hinter dem Schin nimmt man dann oben am Rand zwei Häkchen wahr. Doch ist der Buchstabe kein j, sondern ein h, da unter der Lupe neben dem linken Arm und dem Kopf auch noch der rechte zu sehen ist. Darauf folgt ein dicker, verblasster, senkrechter Strich, der ein strichartiges n zu sein scheint. Und dahinter, weiter nach links, sieht man dann noch ein durch die zwei Häkchen sich verratendes, nach rechts abwärts verlaufendes j sowie schliesslich ein d mit wagrechtem, breitem, links und rechts mit Seitenhäkchen versehenem Oberstrich, von dessen Mitte aus genau der Bruchstelle entlang ein senkrechter Strich abwärts geht. Diese vier letzten Buchstaben ergeben das Wort hnjd = henid (Hiphil von nud), er verjagt oder vertreibt. Das Gefäss ist also ohne Zweifel eine Lampe, auf der geschrieben steht: «Die Dunkelheit vertreibt die Lampe».

Ein drittes kleines Gefäss aus Ton, das, wie es scheint, hinten eine kleine zungenartige Erhöhung zum Anfassen hat, ist im ersten Faszikel, S. 47 (Fig. 48 und 49) abgebildet (vgl. die Abbildungen Nr. 75. 76).

Dr. Morlet hält das Gerät für eine kleine Lampe, aber es gleicht eher dem bereits besprochenen Kohlenbecken. Und was Dr. Morlet für eine Andeutung von Sonnenstrahlen (cercles radiés) hält, das sind tatsächlich Schriftzeichen. Ob man sie noch lesen kann, ist freilich eine andere Frage. Doch sei wenigstens ein Versuch dazu gemacht.

Auf der einen Seite des Geräts (Nr. 75) sieht man über den grossen Buchstaben oben links am Rand der Oeffnung zwei fast senkrechte, ziemlich dicke Striche nebeneinander. Der rechte hat oben eine Schleife um die Spitze herum nach rechts. Man wird es darum wohl mit einem Koph zu tun haben. Ueber den linken scheint mir ein wagrechter Oberstrich mit Seitenhäkchen bis über das k hinaus hinzulaufen. Das Zeichen wird darum wohl ein d sein.

Rechts von der Schleife des k finden sich dann noch die Spuren der Zackenlinie eines m oder n. Da diese Zackenlinie einen Kopf hat, der dicht hinter der Schleife des k aufzusteigen scheint, ist das Zeichen wohl ein n. Unter dem Kopf des n, in der Einbuchtung des darunter stehenden grossen Buchstabens ist ein moabitisches Wau wahrzunehmen. Man hat also wohl nwkd oder, da hinter dem d noch ein verblasstes h zu stehen scheint, nwkdh = nok^edah (Niphal von jkd) zu lesen: es (eigentlich « sie ») wird angezündet.

Etwas tiefer stehen dann einige grosse Buchstaben. Der erste ist, wie mir scheint, ein Cheth mit e i n e m Verbindungsstrich. Vorne an diesem Cheth geht ein schräger, allerdings stark verwischter Strich abwärts, der unten mit einem Haken nach rechts einzubiegen scheint. Das könnte ein l sein. Gegen die Rückwand des Cheth lehnt sich ein grosses gebogenes l an und dahinter findet sich, unter dem obersten Gipfel des l stehend, ein etwas verschwommenes h. Ist dies richtig, so bekommt man lchlh = l^echoläh, für den Schwachen.

Hierzu kommt nun aber noch das Wort, das auf der anderen Seite des Geräts (Nr. 76) steht. Da findet sich vorne rechts ein schwärzlich aussehendes, einer Locke gleichendes Zeichen. Bei näherem Zusehen birgt sich aber darunter ein gewöhnliches sinaitisches h mit dem Fuss abwärts nach rechts. Unmittelbar links davon sieht man ein weissliches Zeichen, das einem spitzen Winkel gleicht, wovon der von oben links kommende Schenkel etwas gebogen ist, während der untere, kürzere wagerecht nach rechts läuft. Das ist offenbar ein sinaitisches Aleph. Dahinter aber folgt noch in einer dem grossen griechischen Sigma ähnlichen Gestalt ein Schin. Das gibt zusammen h'sch = ha'esch, das Feuer. Die ganze Aufschrift lautet demnach: « Es wird angezündet für den Schwachen das Feuer ».

Das Gerät wird also wohl auch ein zur Erwärmung dienendes Kohlenbecken sein wie das oben besprochene, das eine ähnliche Form und Aufschrift hat. Die Masse desselben sind von Dr Morlet nicht angegeben. Aber es scheint nicht grösser zu sein

als das erste, so dass man es auch für ein Spielzeug für Kinder halten könnte.

Zwei andere, kleine, aber ziemlich verwittert aussehende Geräte sind ein Napf und ein Becher (vgl. 1. Fasz., S. 34, Fig. 31 und S. 35, Fig. 33).

Der Napf hat eine Höhe von 3,5 cm, der Becher eine Höhe von 4,5 cm und eine Oeffnung von 5,5 cm im Durchmesser. Sind diese Sachen kein Spielzeug für Kinder, so sind sie wohl zum Gebrauch von Kindern bestimmt. Beide Stücke haben Aufschriften, die aber leider nicht mehr zu lesen sind.

Von andern aus Lehm verfertigten Stücken seien noch erwähnt eine mit einer Schnauze versehene, oblonge, schon beim Trocknen brüchig gewordene Vase, nach Dr. Morlet eine Lampe, die 10 cm lang, 7 breit und 5,5 hoch ist, sowie eine der Form nach ganz hübsche Flasche mit zwei Schnäbeln oben, die das Ausgleiten der Hand verhindern sollen. Die Masse der letzteren sind leider nicht angegeben (vgl. 1. Fasz. S. 36, Fig. 34 und S. 40, Fig. 38). Eine Aufschrift haben diese Stücke nicht, und dass sie nicht gebrannt, also unfertig und nie wirklich gebraucht worden sind, lässt sich vielleicht am besten daraus erklären, dass sie beim Spielen von oder mit Kindern entstanden sind.

Einen viel besseren Eindruck machen einige andere Gerätschaften. Dazu gehört in erster Linie eine solides, gut gebranntes und auch ziemlich hübsch geformtes Becken mit Fussstück. Nur der Rand des Beckens ist nicht ganz gleichmässig gestaltet (vgl. 1. Fasz., S. 38, Fig. 36, 37).

Das Unterstück hat an seiner Basis einen Durchmesser von 9 und oben einen solchen von 7 cm und ist oben in der Mitte ausgehöhlt. Das Becken hat äusserlich einen Durchmesser von 11,5 cm, innerlich von 8 cm. Seine Höhe ist 4, seine innere Tiefe nur 2,5 cm. Wozu dieser Gegenstand gedient hat, ist schwer zu sagen. Er war wohl ein Schmuckstück des Wohnzimmers und wurde vielleicht gebraucht, um kleine Sachen wie Nadeln und dgl. (vgl. die Abbildungen im 4. Fasz., S. 18, 19, Fig. 14, 15)

darin zu bewahren. Doch kann das Gerät auch ein Spielzeug gewesen sein.

Ein besonders hübsches, seiner Form nach fast modern erscheinendes Stück ist ein Toilettegegenstand, nämlich ein sechseckiger Stempel aus Ton (vgl. 1. Fasz., S. 39, Fig. 39 und die Abbildung Nr. 77).

Der Stempel hat oben einen kuppelförmigen Handgriff, von dem aus sich die verschiedenen Felder strahlenförmig oder fächerartig nach allen Seiten schräg ausbreiten, um darauf bald einwärts und abwärts zu biegen. Da hiebei auch einige Stücke Ocker und eine steinerne Palette (Fig. 40) nebst einem Stösser gefunden wurden, hat Dr. Morlet daraus geschlossen, dass der Stempel zum Betupfen oder Bemalen des Körpers mit farbigem Puder diene.

Unter den grösseren Töpferarbeiten fällt ein starker, gut gebildeter, wenn auch etwas grober, konischer Topf ins Auge (vgl. 4. Fasz., S. 29, Fig. 28 und die Abbildung Nr. 78).

Die Höhe des Topfes und der Durchmesser seiner Oeffnung beträgt je 9 cm, während er an der breitesten Stelle einen Umfang von 46 cm hat. Links und rechts befinden sich zwei herausstehende gerundete Knöpfe zum Anfassen. Auch hat der Topf auf der abgebildeten Seite eine Aufschrift, die in der Mitte dieser Seite mit zwei um eine Vertiefung herumliegenden, gegen einander gekehrten grossen Buchstaben in erhabener Form beginnt. Der rechte davon ist zweifellos ein l, den linken dagegen wird man für ein nach rechts gekehrtes r zu halten haben, wengleich der Bogen oben auffallend breit und dick geraten ist.

Links vor der Einbuchtung dieses r, finden sich sodann zwei wagrechte parallele Linien, durch die einige kleine Querstriche laufen. Der Buchstabe ist also ein leiterartiges Cheth. Darunter steht ein Zeichen, bei dem man einigermassen im Zweifel sein kann, ob es das Fischzeichen des Samekh oder ein als ganzes Auge gezeichnetes sinaitisches Ajin ist. Wahrscheinlich ist der Buchstabe aber doch ein Samekh, da man vorne das Auge des Fisches und ganz hinten links beim Cheth seine

Schwanzflosse wahrnehmen zu können scheint. Man hat also wohl zu lesen lrchs = lirchos, oder da hier Ṣade mit Samekh verwechselt sein muss, lircho, d. h. zum Waschen. Wäre das letzte Zeichen kein Samekh, sondern ein Ajin, so würde das am Sinn des Wortes nichts ändern. Denn im Ägyptisch-Aramäischen bedeutet rch' wie rchs waschen.

Es scheint nun aber noch ein zweites Wort zu folgen. Vorne in das Samekh ist ein Buchstabe hineingezeichnet, der nur ein sinaitisches z sein kann. Dass am Kopf der eine Strich noch über den anderen sich hinbiegt oder noch durch ihn hindurchläuft, zeigt deutlich, dass es kein stehendes sinaitisches Aleph mit Querstrich ist. Rechts von diesem Zeichen, unmittelbar vor dem Kopf des Samekh, sieht man sodann zwei ziemlich parallele wagrechte Striche, die ein p, aber auch, da ein Verbindungsstrich vorhanden zu sein scheint, ein Cheth sein könnten. Und da in diesem Zeichen, aber auch noch darüber hinausragend, überdies ein h zu stehen scheint, so könnte man lesen zchh = sachah (Adverbium in der Form eines Adjectivs mit Femininendung), blendend weiss. Die Aufschrift lautet also wahrscheinlich: «Um zu waschen blendend weiss». Doch ist das zweite Wort weniger sicher als das erste. Auch dieser Topf wird seinen Grössenverhältnissen nach eher für spielende junge Mädchen als für die Hausfrau selbst bestimmt gewesen sein.

Von anderen Töpfen haben wir die mit einem menschlichen Angesicht oder eigentlich einem Totengesicht ausgestatteten schon oben besprochen. Da sie zu einem Begräbnisakt gehören und darum wohl in Eile dafür hergestellt werden mussten, kann man nicht erwarten, dass sie gut und sorgfältig gebrannt sind.

Daneben sind aber noch einige andere nach Form und Ausführung recht hübsche, wenn auch einfach verzierte Töpfe vorhanden (vgl. 4. Fasz., S. 24, 25, Fig. 22, 23, 24). Von den zwei ersten hat der eine eine Höhe von 7 cm und eine becherartige Form mit breiter Oeffnung. Der andere, der oben stark ausgebaucht und nach unten allmählig viel schmaler wird, hat eine Höhe von 9 cm und gleicht in seiner Form einer modernen Blumenvase mit enger Oeffnung.

Der dritte Topf, der in der grösseren mittleren Hälfte fast gleichmässig rund und breit ist und nur oben und unten mehr einbiegt, hat eine Höhe von 13,5 cm und an der Oeffnung einen Durchmesser von 7 cm. Er ist wie die beiden ersten Töpfe nur noch reichlicher als diese, durch Striche verziert, die hier in verschiedener Stellung in drei Lagen übereinander sich befinden. Durch eine Kreislinie wird diese Verzierung oben abgeschlossen und ein Rand gebildet, auf dem eine Aufschrift steht (vgl. die Abbildung Nr. 79).

Auf der abgebildeten Vorderseite steht nur ein Teil der Inschrift. Die hintere Seite ist leider nicht erhalten. Der Text beginnt rechts mit einem sinaitischen z und g, also mit zg = zag. Das zweite Wort besteht aus einem runden Ajin, einem vereinfachten liegenden d und einem kreuzartigen Teth und wird also wohl zu lesen sein: $\text{dt} = \text{'eduth}$, Zeugnis. Das dritte Wort wird gebildet durch ein Koph , mit einem ziemlich verwischten senkrechten Strich unter der Schleife, ein l und ein Cheth, wozu man noch ein nicht mehr sichtbares Tau zu ergänzen haben wird, so dass man klcht = kallachath , Topf bekommt.

Ist nun zag der uns schon früher begegnete Mannesname, so ist zu übersetzen: «Zag hat als Zeugnis einen Topf»... Wenn dagegen zg der Schluss eines Verbuns ist, zu dem vorne noch ein Buchstabe zu ergänzen ist, so könnte man lesen jzg = jasag und hätte zu übersetzen: «er hat hingestellt als Zeugnis einen Topf». Aber auch jussag oder tus ag könnte man lesen (Imperf. Hophal), «es wurde hingestellt oder hingelegt als Zeugnis ein Topf».

Unter den gebrannten oder gebackenen Steinen zieht nun aber unsere Aufmerksamkeit noch besonders auf sich ein Fragment, das im ersten Faszikel, S. 18, Fig. 13, abgebildet ist (vgl. die Abbildung Nr. 80).

Es ist eine besonders starke, solid fabrizierte Backsteinplatte, die ursprünglich fast noch einmal so breit gewesen sein muss. Denn die rechte Seite ist abgebrochen. Der Stein ist nach innen etwas konkav und hat einen erhöhten Rand, der unten

schmal wird und hier in der Mitte eine Öffnung zum Auslaufen von Flüssigkeit, wohl von Blut hat. Man kann sich des Ein-drucks nicht erwehren, dass man hier die Hälfte des Oberstücks eines Altars, auf dem kleine Tiere geopfert wurden, vor sich hat.

Auf diesem Bruchstück steht auch etwas geschrieben. Der erste Buchstabe scheint mir ein g zu sein dessen unterer wagrecht nach links gehender Strich noch in den schief abwärts gehenden Strich des folgenden Buchstabens eindringt, aber nicht mit ihm zusammengehört. Dieser folgende Buchstabe besteht aus zwei mit einander korrespondierenden, schief abwärts und einwärts laufenden Strichen und einem wagrechten Oberstrich als Dach darüber. Der Buchstabe ist offenbar das lihjanische Hauszeichen des b. Das erste Wort ist also wohl zu lesen gb = gab, Rücken, Oberstück. Daneben ist noch ein Wort in kleinerer Schrift an den Rand geschrieben. Es besteht aus einem Ajin, dessen Fuss zunächst abwärts, dann nach links aufwärts geht, während ein gebogenes l mit einem Haken unten nach rechts daneben steht. Wir bekommen damit die Präposition 'al, auf.

Das dritte Wort unter gab und 'al ist zum Teil stark verwischt. Am deutlichsten ist das gebogene, unten mit einem aufwärts gerichteten Haken versehene l links. Dahinter scheint noch ein verblasstes sinaitisches h zu stehen, dessen Köpfchen und Arme neben der Spitze des l deutlich wahrzunehmen sind. Unmittelbar vor dem l steht ein schwer festzustellendes Zeichen. Man könnte es für ein fast späthebräisches Ajin halten und darvor noch, bei der Bruchstelle, ein schmales sinaitisches h finden. Dann wäre zu lesen h'lh = ha'olah, was im Syrischen auch Altar bedeutet. Hiernach stände auf dem Backstein-Fragment: « Rückenstück oder Oberstück auf oder über dem Altar ». Wir hätten dann einen Teil der Deckplatte eines kleinen Altars vor uns. Die Aufschrift kann selbstverständlich nicht von Anfang an darauf gestanden haben, sondern kann erst später auf das Fragment gesetzt worden sein.

Bei all den hier besprochenen, von den Semiten zu Glozel, hergestellten und gebrauchten wie auch beschriebenen Gegen-

ständen ist wiederum nicht der mindeste Grund vorhanden, sie in die älteste neolithische oder überhaupt noch in die neolithische Zeit zu versetzen. Sie können ebenso gut, zum Teil selbst, wie der Stempel und die hübschen Töpfe beweisen, noch besser der späten Bronzezeit zugeschrieben werden.

3. Verschiedene Geräte aus Horn oder Bein.

Mit den in Glozel und Umgebung gefundenen Gegenständen aus Horn und Bein verhält es sich gerade so wie mit denen aus Stein oder Ton.

Im vierten Faszikel (S. 23, Fig. 21) ist ein Instrument abgebildet, das aus Horn ¹⁾ gefertigt ist und vorne und oben zwei durch Aushöhlung miteinander verbundene Oeffnungen hat. Es ist offenbar eine Pfeife oder eine Flöte. Auch dieser Gegenstand hat eine Aufschrift, die aber schwer zu lesen ist. (vgl. die Abbildung Nr. 81.)

Oben rechts meine ich ein stehendes Cheth zu entdecken. Die linke Seite dieses Cheth ist ein deutlicher, leicht gebogener, fast senkrechter Strich. Aber mehr rechts gegen den Rand scheint mir noch die Spur eines zweiten senkrechten, parallelen Striches vorhanden zu sein. Beide Striche sind überdies offenbar durch Querstriche verbunden. Auf dieses Cheth folgt dann links ein von der Spitze des Cheth schräg abwärts laufender gebogener Strich, der unten einen Haken nach rechts hat. Es ist ohne Zweifel ein l. Links daneben steht ein deutliches sinaitisches h mit dem Köpfchen zwischen den beiden erhobenen Armen und einem senkrechten, unten, unter dem Haken des l, nach rechts einbiegenden Fuss. Diese drei Buchstaben ergeben das Wort chlh = chalah (II), süß, angenehm, reizend ist.

Was das folgende Wort betrifft, so finden sich unter chalah zwei wagrechte parallele Striche, zwischen denen sich kleine

¹⁾ Dass es Renttier-Horn ist, ist nur die Vermutung von Dr. Morlet.

Verbindungsstriche wahrnehmen lassen. Wir haben es also mit einem liegenden Cheth zu tun. Darunter wieder sieht man einen wagrechten Strich, der vorne, rechts, einen scharf einwärts, nach unten gebogenen Haken hat. Es ist ein liegendes l. Links vor diesem l befinden sich die zwei verblassten Häkchen eines Jod mit einem nach rechts laufenden Fuss. Und links davor wieder sieht man, weniger verblasst, die gebogene Linie eines l. Diese vier Buchstaben ergeben zusammen das Wort chalil, Flöte oder Pfeife. Die ganze Aufschrift lautet also: « Süss oder reizend ist die Flöte ».

Eine sehr einfache Pfeife oder Flöte stellt ohne Zweifel auch der nach Dr. Morlets Angabe mit zwei Löchern versehene kleine Huf dar, der im « Mercure de France » vom 1. Juli 1927, S. 78, Fig. 15 abgebildet ist (vgl. die Abbildung Nr. 82).

Auch darauf finden sich verschiedene Schriftzeichen. Rechts auf der eingebuchteten Stelle stehen von rechts nach links aufwärts drei Buchstaben, nämlich ein z mit zwei fast parallelen, etwas gebogenen, oben allmählich auseinander gehenden Strichen, ein n in der Gestalt eines stark verkürzten Schlangenzeichens mit nach links erhobenem Kopf und nur einer Windung dahinter, sowie ein Cheth, bestehend aus zwei parallelen, in der Mitte, wie es scheint verbundenen Strichen. Das ist wohl zu lesen: zone^ach = sone^ach, als Participium von snch, eindringlich bitten. Man kann darum übersetzen: ein Bettler.

Auf der Seitenfläche des Hufes findet man zunächst ein Cheth und darunter wahrscheinlich zwei etwas verschieden gezeichnete l. Das erste hat eine ungewöhnliche Form. Es ist halbkreisförmig gebogen und hat ein Häkchen oben. Ich kann es nur für ein l halten ¹⁾. Das zweite ist ein wagrecht gebogenes l mit einem rechts nach unten gehenden Haken. Ist dies richtig, so hat man chll = chalil, Pfeife, Flöte, zu lesen.

¹⁾ Die Darstellung ist leider nicht photographiert, sondern nur gezeichnet. Es könnte darum sein, dass die Form des Buchstabens nicht ganz richtig wiedergegeben ist.

Darauf folgt eine Ligatur von n und g nebst einem kleinen strichartigen n gegen den Rand, also ngn = nagan, er spielt. Darunter steht dann noch eine Ligatur von g und n, also gn. Vermutlich aber hat man davor noch ein n zu ergänzen, d. h. von dem unmittelbar vorhergehenden n am Schlusse von nagan noch einmal Gebrauch zu machen. Man wird es hier mit Kurzschreibung zu tun haben, wie sie in biblischen Königsnamen, aber auch auf den sinaitischen Inschriften (Sphinx und Nr. 349) vorkommt. Wenn in zwei zusammengehörigen Wörtern der Endbuchstabe des ersten mit dem Anfangsbuchstaben des zweiten identisch ist, wird der Buchstabe öfter nur einmal geschrieben. Auch im vorliegenden Fall handelt es sich um zwei unmittelbar zusammengehörige Wörter. Denn nach Ergänzung des letzten Wortes durch ein n am Anfang ist dasselbe nagon zu lesen, d. h. als Infinitivus absolutus von ngn aufzufassen, der das vorhergehende Verbum finitum verstärken soll.

Es steht also vermutlich auf dem Huf: « Ein Bettler spielt sicher die Flöte oder Pfeife ». Eine Drehorgel hatten sie ja damals noch nicht. Hingewiesen sei noch auf die mehr aramäische als hebräische Stellung des Objektes zwischen Subjekt und Verbum.

Eine kleine, etwas gekrümmte, spitze Waffe aus Bein findet sich sodann im vierten Faszikel, S. 19, Fig. 16, abgebildet (vgl. die Abbildung Nr. 83),

Auf der rechten Seite sind zwei Worte schön und sorgfältig eingraviert. Das erste beginnt mit der stark verkürzten Wellenlinie (abwärts, aufwärts, abwärts) eines m, in das ein in seinem unteren Teile etwas verwischtes kreuzförmiges Teth hineingezeichnet ist. Darauf folgt ein schön ausgeführtes Ajin, aus dessen nach links gerundetem Fuss ein schräger Strich aufwärts geht und oben sich fortsetzt in dem linken Haken des Ajin. Es ist ein strichartiges n. Durch diese Ligatur von Ajin und n geht schräg von links oben nach rechts abwärts ein l, das einen Haken unten nach rechts hat. Darauf folgen noch zwei kleinere, schief gegeneinander laufende Striche, d. h. ein z, ferner ein gebogener Strich mit einem Haken unten nach links, also ein l, und dahinter schliesslich ein g.

Wir bekommen so zwei Worte. Das erste ist m^ən = m^əta'en (Part. Piel von ta an), d. h. ein Durchbohrer oder ein Dolch. Das zweite Wort ist lzlg = lizlog (Infin. von zlg, vgl. mazleg, mit vorgesetztem l), zum Stechen. « Ein Dolch zum Stechen » steht also auf der kleinen Waffe.

Ein anderes kleines Werkzeug aus fossilem Horn stammt aus der Grotte von Puyravel (vgl. Dr. Morlet, Puyravel et Chez-Guerrier, S. 27, Fig. 20 und die Abbildung Nr. 84).

Es ist reichlich 10 cm. lang und hat einen Handgriff mit einem Loch. Damit wurde es offenbar zu Hause aufgehängt, damit man es stets zur Hand habe. In der Mitte steht eine nicht gerade leicht zu lesende Aufschrift. Der erste Buchstabe rechts ist ein leicht gebogenes l. Die Krätze daneben bedeuten nichts. Darauf folgt ein becherartiges, nur als halbes Auge gezeichnetes Ajin und dahinter ein Tau. Das nächste Zeichen ist nicht e i n Buchstabe. Es sind zwei, nämlich ein d und ein l. Das d besteht aus einem senkrechten Strich mit ganz kurzem Seitenstrich in der Mitte nach links. Das l ist wie das am Anfange nur leicht gebogen. Weiter folgen dann die beiden parallelen senkrechten Striche eines p und dahinter sieht man noch ein verblasstes Jod. Aber die zwei Häkchen desselben, unmittelbar links vom p, sind noch sehr deutlich. Hinter dem j aber, etwas tiefer, meine ich noch ein d mit breitem Oberstrich und einem von dessen Mitte ausgehenden, beinahe senkrechten Strich wahrzunehmen. Ist dies richtig, so steht auf dem Werkzeug: l'ttd lpjd = le'atted (Infin. Piel von 'athad mit vorgesetztem l) lappid, d. h. « zum Bereiten, Bestellen oder Zurechtmachen der Fackel ». Das Werkzeug ist also wohl ein Fackelputzer.

In der Sammlung von Dr. Morlet und E. Fradin befinden sich ferner auch eine ganze Anzahl Fischhaken, wovon im vierten Faszikel (S. 20, 21, Fig. 18, 19, 20) einige Abbildungen gegeben sind. Auf jeder stehen drei Fischhaken, die zum Teil mit Aufschriften versehen sind. Der mittlere auf der Figur 19 (vgl. die Abbildung Nr. 85) hat ausnahmsweise keinen Widerhaken, sondern ist ein kleiner, gerundeter, oben und unten spitzer Schaft, also eine Harpune.

Darauf sind, wenn man die obere Spitze nach rechts kehrt zwei Worte zu lesen: ch'r (schiefstehendes, unter der Lupe; noch leicht zu erkennendes Cheth, kreuzartiges Teth, nach rechts gekehrtes r) und t'n (kreuzartiges Teth, Ajin mit zwei Haken und nach links abwärts laufendem Fuss, sowie stark gewundenes Schlangenzeichen des n mit nach rechts erhobenem und noch in das Ajin hineinragendem Kopf). Das ist zu lesen = chotär to'en, d. h. «ein durchbohrender Schaft».

Auch auf dem mittleren Fischhaken von Figur 20 (vgl. die Abbildung Nr. 86) stehen Schriftzeichen, und zwar immer auf den einzelnen Zacken des Hakens. Auf dem ersten Zacken rechts steht ein d, auf dem zweiten ein g (senkrechter Strich mit deutlichem Unterstrich nach rechts), auf dem dritten ein leicht geschwungenes, oben nach links sich rundendes l, auf dem vierten und fünften meint man, je ein kleines Cheth erkennen zu können, und vorne an der Spitze steht wiederum ein d und ein g. So scheint man lesen zu müssen: dag l'chach dag, d. h. «einen Fisch für den Fischhaken, einen Fisch».

Eine längere Aufschrift findet sich auf dem mittleren, grossen, an beiden Seiten gezackten und vorne mit einer pfeilartigen Spitze versehenen Haken von Figur 18 (vgl. die Abbildung Nr. 87).

Die Aufschrift ist schwer zu lesen. Am Anfang rechts, sieht man jedenfalls ein g und ferner ein d, dessen Grundstrich schräg an der Ecke des g vorbeigeht, während der von der Mitte desselben ausgehende kleine Strich nach der Spitze des g zu läuft. In dem g findet sich aber noch ein anderer Buchstabe, wie mir scheint, ein m, das durch eine aus drei Strichen (abwärts, aufwärts, abwärts) bestehende kurze Wellenlinie angedeutet ist. Diese drei Buchstaben ergeben das Wort mgd = mägäd, Geschenk.

Noch schwieriger ist das zweite Wort zu lesen. Unten links vom Grundstrich des d finden sich zwei kleine schräge, aber etwas auseinanderlaufende Striche nebeneinander. Sie sind verblasst, aber noch wohl zu erkennen und stellen ein z dar. Sodann geht durch den Grundstrich des d oben ein schräger,

nach links abwärts laufender Strich, der oben links neben der Spitze noch zwei Häkchen hat. Das äusserste links scheint freilich nur von der Einfassung der oberen Seite des Fischhakens herzurühren. Aber dann hat der Strich neben der Spitze immer noch ein Seitenhäkchen, so dass man es, da der Fuss nach links abwärts läuft, mit einem Ajin zu tun haben wird. Unten links vom Fuss des Ajin und mit seinem Rücken denselben streifend, ist dann noch ein verblasstes r wahrzunehmen. Man bekommt so das Wort z[˙]r — zo[˙]er = so[˙]er, klein, gering. Die beiden ersten Worte scheinen demnach zu besagen: « ein kleines oder geringes Geschenk » oder « als kleines (geringes) Geschenk ».

Das dritte Wort ist ohne jeden Zweifel chach, Haken. Dahinter steht dann jedenfalls ein g. Aber durch den unteren wagrechten Strich des g geht noch ein senkrechter Strich mit einem kleinen Seitenstrich in der Mitte nach rechts, so dass man vor dem g noch ein d, zusammen also dg = dag, Fisch bekommt. Der Haken wird also als Fischhaken bezeichnet und mit den zwei nächsten Worten noch weiter charakterisiert.

Es folgt nämlich zunächst wieder ein g, an das sich zwei Sade (je zwei Füsse mit aufgerichteten Strich darüber) anschliessen. Man wird also gasu[˙] = gazuz (Part. pass. von g[˙]s = gzz), beschnitten oder ausgeschnitten zu lesen haben. Hierzu gehört aber noch das folgende Wort, das aus einem schiefstehenden h, einem durch zwei schief gegeneinander laufende Striche angedeuteten z und einem d besteht, dessen kleiner wagrechter Strich unten ist, während von dessen Mitte ein senkrechter Strich aufwärts geht. Diese Buchstaben ergeben das Wort hzd = hassad, die Seite. Der Fischhaken ist also, wie auch auf der Abbildung zu sehen ist, ausgeschnitten an der Seite.

Dahinter kommen nun aber noch einige grosse, schön ausgeführte Buchstaben, ein Zeichen, dass jetzt ein zu respektierender bedeutsamer Name genannt wird. Der erste Buchstabe ist ein fast senkrechter Strich, der oben nach links einen verblassten Haken hat. Er muss also wohl ein l sein. Der nächste

ist ein etwas schräger Strich, der oben unter der Spitze noch einen kleinen Seitenstrich nach links aufwärts hat, während der Fuss unten nach rechts um- und abzubiegen scheint. Das kann nur ein Jod sein. Darauf folgt ein fast durch die ganze Zeichen- gruppe hindurchgehendes m, d. h. eine verkürzte Wellenlinie in der Form eines grossen lateinischen N, sowie endlich ein von links oben nach rechts unten, bis zum Fusse des Jod, laufendes strichartiges n. Man wird also ljmn = lejaman zu lesen haben. Jaman oder Jamin aber ist der Gott des Glücks. Am Schluss scheinen dann noch einige ganz verdunkelte Zeichen zu stehen, die ich nicht lesen kann. Man kann selbst zweifeln, ob es durchweg gewöhnliche Schriftzeichen sind.

Die Aufschrift, soweit sie lesbar ist, scheint also zu lauten : « Als geringes Geschenk ein Fischhaken, ausgeschnitten an der Seite, für Jaman . . . »

Hieraus ergibt sich, dass der Fischhaken ein Votivstück ist. Für den gewöhnlichen Gebrauch ist er ja auch viel zu gross. Auch der Haken mit der Aufschrift : « einen Fisch für den Fischhaken, einen Fisch » ist ein Votivstück und das wird von all den abgebildeten Haken gelten. Mit der oben besprochenen Harpune aber, in der Mitte der ersten Abbildung, steht es nicht anders. Dieser « durchbohrende Schaft » ist ja offenbar nur ein Modell und zum wirklichen Gebrauch, d. h. zum Werfen viel zu klein.

Auch bei diesen Gerätschaften aus Horn oder Bein ist nicht der geringste Grund vorhanden, sie zeitlich hoch hinaufzurücken. Ohne metallene Werkzeuge ist ihre Herstellung kaum denkbar. Die Fischhaken sind ersichtlich mit einem solchen ausgeschnitten und ausgefeilt (vgl. speziell den Haken auf der ersten Abbildung rechts). Ebenso kann die Aushöhlung der Pfeife und das Loch in dem Fackelputzer nicht bloss mit dem Silex gemacht sein. Da muss zum mindesten ein metallener Stift nachgeholfen haben. Und nur mit einem spitzigen metallenen Griffel oder Messer können auch solche feine und zierliche Buchstaben, wie speziell die auf dem beinernen Dolche und dem grossen Fischhaken eingraviert sein. In die älteste

neolithische Zeit kann man diese Geräte unmöglich setzen. Auch in die spätere neolithische Zeit werden sie nicht gehören. Sie passen am besten in die Bronzezeit. Den Typus der letzteren verrät nach Sir Evans speziell der Fischhaken auf der ersten Abbildung rechts.

4. Tierdarstellungen aus oder auf Stein oder auch Horn.

Ich beginne mit einigen Steinen, denen man durch Schleifen und Polieren die Gestalt von Tieren gegeben hat. Im ersten Faszikel, S. 25, Figur 20 bis, ist ein Stein abgebildet, der 16,5 cm lang, 7,5 cm breit und 2,5 cm dick ist (vgl. die Abbildung Nr. 88). Dr. Morlet hält ihn für einen Hammer oder ein Beil. Nach meinem Eindruck ist der schwarz-grüne, polierte Stein eher ein Zierstück in der Gestalt eines kleinen Tieres. Vielleicht hat der Stein schon von Hause aus einigermaßen so ausgesehen und hat man dann durch Schleifen nachgeholfen. Auch zwei Augen hat man hineingebohrt. Die Bohrungen gehen denn auch bezeichnenderweise nicht durch den Stein hindurch. Auch der Mund und das Ohr scheint angedeutet zu sein und ebenso war dies vielleicht mit dem Schwanz der Fall, an der Stelle hinten, wo jetzt eine Beschädigung wahrzunehmen ist. Auf den Stein scheint auch etwas geschrieben zu sein, was leider nicht mehr zu lesen ist. Ob die Semiten zu Glozel das Tierbild selbst gefertigt, oder es aus der Steinzeit übernommen und nur beschrieben haben, lasse ich dahingestellt.

Im vierten Faszikel, S. 14 (Fig. 6) findet sich ein ähnlicher Stein abgebildet, der den Kopf und Vorderleib eines Fisches darstellt. Ohne Zweifel handelt es sich dabei auch um einen Zierstein (vgl. die Abbildung Nr. 89).

Darauf sind auch einige Buchstaben gekritzelt, die dem Steine wirklich nicht zur Zierde gereichen. Man sieht darauf zunächst ein wagerechtes strichartiges n, das am weitesten nach rechts läuft und also der Anfangsbuchstabe sein wird.

Darüber erblickt man ein rechtwinkeliges g und die wagrechten, parallelen Striche eines p. Dieses ist links abgeschlossen durch ein d, d. h. durch einen senkrechten Strich mit kurzem Seitenstrich, während ein spitzwinkeliges g noch darauf folgt. Die Aufschrift besteht ohne Zweifel aus zwei Worten, wovon das erste ngp = naguph, das zweite dg = dag lautet. Das heisst: «durchstossen ist der Fisch». Dass der ursprüngliche Verfertiger des Bildes seine hübsche Arbeit mit diesem Gekratz verunstaltet habe, ist kaum anzunehmen. Eine solche Aufschrift war ja auch nicht nötig. Der Stein sagte deutlich genug, was er vorstellen sollte. Die Aufschrift ist darum wohl erst später hinzugefügt.

Besonders wichtig ist nun aber ein geschliffener Stein aus schwarzem Porphyr (vgl. zweites Faszikel, S. 7, Fig. 9 und die Abbildung Nr. 90), der offenbar einen Büffel darstellen soll. Das Tier liegt augenscheinlich in behaglicher Ruhe am Boden und hat den Schwanz um den Leib geschlagen. Seine Haltung ist, was Kopf und Leib betrifft, genau die einer am Boden liegenden, ruhenden oder wiederkäuenden Kuh. Dass der Stein einen lebenden Büffel darstellt, kann gar nicht bezweifelt werden.

Aber was steht nun auf dem Stein? Er trägt eine Aufschrift, die aus zehn Buchstaben besteht. Wenn man sie lesen will, muss man nicht mit dem sinaitischen Jod beginnen, das oben steht. Denn dieses ist da nur hingesetzt, weil es in der Reihe der übrigen Buchstaben zu viel Raum eingenommen hätte und die Inschrift auf dem Stein dann nicht mehr auf einer Linie hätte untergebracht werden können. Das j ist an der Stelle, wo es mit den beiden Häkchen beginnt, in die Buchstabenreihe einzufügen. Unten scheint man selbst nachträglich das j an der betreffenden Stelle in schwachen Zügen angedeutet zu haben. Sobald man dies beachtet, ist die Inschrift unschwer zu lesen. Sie beginnt mit einem kreuzförmigen Teth mit Seitenstrichen an den Endpunkten. Darauf folgen zwei Buchstaben übereinander, ein als ganzes Auge gezeichnetes ovales Ajin mit einem strichartigen n darunter. Das gibt zusammen t'n =

ta'un (Part. pass. von ta'an), er ist durchbohrt. Darauf folgt ein kreuzförmiges Teth, ein gebogenes sinaitisches l und das oben stehende j, also tlj = t^el, ein Pfeil. Das letzte Wort aber besteht aus einem d, einem g, einem stehenden sinaitischen Schin und einem ovalen Wau mit Strich dadurch und lautet also dgschw = d^egascho, er hat ihn durchstochen. Das Verbum dgsch bedeutet im Syrischen durchstechen.

Es steht also auf dem Stein geschrieben: «Er ist durchbohrt. Ein Pfeil hat ihn durchstochen». Diese Aufschrift ist nun aber völlig im Widerspruch mit dem, was der Stein zu sehen gibt. Denn der Büffel freut sich in aller Behaglichkeit seines Lebens. Von einem Pfeil ist nirgends etwas zu sehen und es ist denn auch sehr zu bezweifeln, dass ein Büffel mit einem auf ihn abgeschossenen Pfeil durchstochen werden kann. Der Verfasser der Aufschrift hat also das, was der Stein vorstellt, falsch erklärt. Er ist offenbar ein Späterer, der einen Büffel vielleicht niemals gesehen und gemeint hat, mit seiner Aufschrift die Darstellung auf dem Stein noch interessanter zu machen. Zur Bestätigung des Gesagten sei noch darauf hingewiesen, dass die Buchstaben auf dem Stein, wie auch Dr Morlet anerkennt, ersichtlich gröber und viel tiefer eingegraben sind als die Striche, die zur Zeichnung des Tieres gehören.

Wenn die Dinge so stehen, dann erhebt sich von selbst die Frage, wie es sich doch mit den Aufschriften verhält, die sich auf den zahlreichen andern Steinen mit Tierzeichnungen, speziell auch mit Renntierzeichnungen, finden.

Unter den Tierzeichnungen auf Stein sind wohl ältere und jüngere zu unterscheiden. Zu den ersteren könnte man rechnen die mit keiner Aufschrift versehenen Stücke, die im vierten Faszikel sich abgebildet finden. So die grössere Felsplatte mit den zwei Pferden im Gehege (S. 42, Fig. 41), den schmalen, länglichen Stein mit einem Pferd im Gehege (S. 45, Fig. 44), den ähnlichen Stein mit dem Kopf eines jungen Tieres ohne Geweih (S. 45, Fig. 45), den grossen Stein mit den zwei Geweih tragenden Tieren (S. 44, Fig. 43) sowie den Stein mit

der Renntiergruppe (S. 43, Fig. 42). Bei der Zeichnung auf dem vorletzten Stein ist nicht auszumachen, um was für Tiere es sich handelt. Der kurze Hals und der vorne erhöhte Rücken lassen immerhin an ein Renntier denken. Die Renntiergruppe auf dem letzten Stein ist schlecht, ja geradezu kindlich gezeichnet. Die Köpfe der beiden grösseren Tiere sind leider abgebrochen, dagegen ist der Kopf des kleinen Tieres bereits mit einem Geweih versehen (vgl. hiezu die Abbildungen Nr. 91—95).

Verhältnismässig besser ist der Stein mit der zweifellosen, ebenfalls von keiner Beischrift begleiteten Renntierzeichnung, die in der Schrift von A. Vayson de Pradenne (*L'affaire de Glozel*, S. 31) als Specimen einer glozelianischen Gravure abgebildet ist (vgl. hiezu die Abbildungen Nr. 96).

Alle diese Stücke können sehr wohl aus der neolithischen Periode stammen und von den Semiten bei der einheimischen Bevölkerung bereits vorgefunden worden sein.

Doch haben auch die Semiten selbst, vielleicht gerade durch die älteren Vorbilder dazu angeregt, Tierzeichnungen auf Steine gemacht. Daran lassen schon die zahlreichen, von Beischriften begleiteten Pferdendarstellungen, sowie auch die Darstellung von zwei aneinandergeschmiegtten Rinds- oder Stierköpfen, die man in Chez-Guerrier und in der Grotte von Puyravel gefunden hat, gar keinen Zweifel.

Aber auf den aus Glozel und Puyravel stammenden Steinen finden sich nun auch zahlreiche, mit hebräischen Beischriften versehene Darstellungen von allerlei Wild. Die Frage, ob hier bloss die Aufschrift oder auch schon die Zeichnung von den Semiten herrühren, ist nicht immer leicht zu beantworten.

Auf einem in Glozel gefundenen Steine (vgl. 4. Fasz., S. 46, Fig. 47 und die Abbildung Nr. 97) ist ein nicht gerade grosses, aber gedrungenes, starkes und fettes Tier mit verhältnismässig kurzen, ziemlich dicken Pfoten dargestellt.

Obgleich der Kopf wenig charakteristisch gezeichnet ist, scheint Dr. Morlet geneigt zu sein, das Tier für einen Bären zu halten, zumal da die an den Füßen unten nach vorne herausragenden Striche die Bären-Tatzen anzudeuten scheinen. Diese

sehr wahrscheinliche Annahme wird nun freilich durch die Aufschrift darüber nicht unmittelbar oder zweifellos bestätigt, da sie nicht den uns aus dem Hebräischen geläufigen Ausdruck für Bär enthält. Die drei Buchstaben, aus denen die Aufschrift besteht, sind von rechts nach links ganz zweifellos ein p, ein l und ein g und zusammen palag oder poleg zu lesen. Das Wort plg bedeutet spalten, graben, teilen, geradeso wie plch. Da das letztere Wort im Hebräischen speziell auch die Bedeutung von furchen, aufwühlen hat, so wird man auch dem Wort plg diesen Sinn unterlegen dürfen. Wegen der die Felder verwüstenden Grab- und Wühlarbeit des Bären wird über seine Abbildung plg, er furcht oder er wühlt, geschrieben sein.

Dass um 700 vor Chr. in den Wäldern in der näheren oder ferneren Umgebung auch noch Bären hausten, die gelegentlich in das bebaute Land einbrachen, wird man ruhig annehmen dürfen. Es besteht darum kein Hindernis, um zusammen mit der Aufschrift auch die Zeichnung auf dem Steine den Semiten zuzuschreiben, zumal da hier und dort die Strichführung dieselbe ist.

Auf einem anderen Steine aus Puyravel (vgl. Dr. M., P. et Ch.-G., S. 36, Fig. 37 und die Abbildung N. 98) findet sich der Kopf eines Tieres mit zwei grossen, stark gebogenen Hörnern abgebildet. Mit Recht erklärt Dr. Morlet das Tier für einen Steinbock und die leider stark verblasste Aufschrift auf dem sehr verwaschen aussehenden Steine scheint dies auch zu bestätigen.

Oben links, etwa 1,5 cm unter der Spitze, sieht man ein schräg liegendes h und links davon, in der Mitte des Steins, ein schwärzliches Zeichen, das oben mit zwei Häkchen beginnt und mit seinem nach rechts abwärts verlaufenden Fuss sich quer fast durch die ganze rechte Hälfte des Steines zieht; es ist ein Jod. In der Einbuchtung des oberen Hornes sodann findet sich ein Ajin mit nach links abwärts laufendem und unten sich etwas nach links rundendem Fuss. Unmittelbar links über dem Ajin sieht man den gebogenen Haken eines l, das dann weiter an der linken Spitze des Ajin vorbei, etwas verwischt, in leichter

Biegung schräg abwärts nach links läuft. Und dazu kommt links daneben, gegen das Ende des oberen Randes noch ein h mit einem, wie es scheint, noch vorne in den Kopf des Tieres etwas hineinlaufenden Fuss.

Diese Buchstaben zusammen ergeben das Wort hj^lh = hajja^alah, der (weibliche) Steinbock. Auf der Rückseite des Steines sollen noch acht Zeichen stehen.

Dass die Semiten zu Glozel um 700 vor Chr. gelegentlich noch Steinböcke gesehen haben, möchte ich nicht bestreiten. Für die gleichzeitige Entstehung von Zeichnung und Aufschrift scheint mir auch der Stein selber zu zeugen. Denn dieser verhältnismässig lange Stein, kann nur in der Absicht gewählt sein, um neben der ganz unten angebrachten Zeichnung noch genügenden Raum für eine Aufschrift zu gewinnen.

Eine kleine, recht einfache Zeichnung eines gehörnten Tieres mit unverhältnismässig langem Kopf und kurzem Leib findet sich sodann auf dem Stein, S. 35, Fig. 36 (vgl. die Abbildung Nr. 99).

Der Kopf und der Rücken des Tiers könnte einigermaßen an ein Renttier erinnern, obgleich der erstere im Verhältnis viel zu lang ist. Die Brust und besonders das Geweih dagegen entsprechen durchaus nicht dem eines Renttiers. Das Geweih ist so gezeichnet, dass auf einer gerade oder ein wenig schräg zwischen den beiden Ohren aufsteigenden, verhältnismässig niedrigen Stange vier längere Aeste auseinandergehen.

Die Aufschrift gibt auch keine sichere Auskunft über die Art des Tieres. Links vom Geweih sieht man ein in seinem oberen Teile etwas verblasstes, wagrecht liegendes Cheth, zwischen dessen beiden parallelen Hauptstrichen Querstriche wahrzunehmen sind. Links darunter befindet sich ein kleines d und daneben, wieder etwas abwärts nach links, ein noch recht deutliches, schiefstehendes h mit geradem Leib und unten nach links einbiegendem Fuss. Das gibt zusammen chdh = chaddah (von chdd), es läuft schnell oder es rennt.

Unter dem h findet sich dann, abwärts nach rechts, zunächst ein kleines ovales Wau = und. Darauf folgt ein gebogenes l,

durch das aber, offenbar wegen Mangel an Raum, ein feines, blasses, aber noch wohl erkennbares d gelegt ist. Der, wie es scheint, mit Häkchen versehene wagrechte Oberstrich liegt über dem l, während der senkrechte Unterstrich durch den Anfang des l hindurchgeht. Dahinter steht, etwas höher, ein g mit nach links geöffnetem rechtem Winkel und darauf folgt ein h mit grossem, unter dem Hals des Tieres beginnendem, dann vor der Brust abwärts laufendem und in den Vorderfuss eindringendem linkem Arme und kürzerem rechtem Arme auf der anderen Seite, sowie mit einem Fuss, der gleich oben die hintere Linie des Vorderfusses des Tieres schneidet und dann hinter diesem Fusse in einem etwas verdunkelten Striche schräg abwärts läuft. So bekommt man dlgh = dal^egah (von dlg), es springt.

Was die untere Zeile betrifft, so findet man unten, rechts vom Vorderfuss, direkt hinter dem Fuss des genannten h, ein etwas schwärzlich aussehendes, aber doch wohl erkennbares h. Darauf folgen zwei senkrechte, parallele Striche, die ziemlich oben durch einen freilich nur leicht angedeuteten Querstrich verbunden zu sein scheinen. Der rechte senkrechte Strich geht durch den Vorderfuss des Tieres. Er beginnt unter dem Punkte, wo der linke Arm des h die vordere Linie des Fusses schneidet, läuft dann senkrecht durch die hintere Linie desselben und ragt unter oder hinter dem Fusse noch etwas heraus. Der linke senkrechte Strich steht gerade vor dem Vorderfusse des Tieres. Diese beiden senkrechten parallelen Striche mit dem schwachen Querstrich in der oberen Hälfte repräsentieren ohne Zweifel ein Cheth.

Hinter diesem Cheth steht ein etwas verblasstes, mit seinen beiden Häkchen an das l von dal^egah sich anlehnendes j, dessen Fuss zunächst nach rechts, dann abwärts läuft. Dahinter aber findet sich ein deutliches ovales Wau mit einem Strich dadurch und ein grösseres, aufwärts dem Rand entlang liegendes h. Diese Buchstaben ergeben das Wort hchjwh = hachêwah, das wildlebende Tier oder das Wild. Es steht also auf dem Steine: chaddah wedal^egah hachêwah = « schnell läuft und springt das Tier oder Wild ».

Denselben Ausdruck *chjwh* = *chewah*, nur mit *Aleph* statt dem *h* am Schluss, haben wir auf der Tafel gefunden, auf der man zuerst alphabetische Schriftzeichen entdeckt hat. Der Ausdruck gilt da einem Stück Wild, dessen Kopf und Hals im Texte gezeichnet ist, ohne dass man über die Art des Tieres dadurch Sicherheit erhalten würde. Aber auf dem Kopfe dieses Tieres scheint sich auch ein Geweih zu befinden, das aus einer aufgerichteten Stange mit oben auseinandergehenden Aesten besteht. Wollte man in der vom Kopfe aus wagrecht gegen den Rand des Steines laufenden, freilich etwas verdunkelten Geweihzeichnung nicht das wirkliche Geweih des Tieres erkennen, so hätte dieses überhaupt kein Geweih, während doch im Texte von einem solchen die Rede ist.

Aehnliches findet sich auf einer Platte aus dem Fussboden des von E. Fradin entdeckten Grabes. Wenn man diese im ersten Faszikel, S. 6, Fig. 2 der Länge nach abgebildete Platte so stellt, dass die rechte Seite unten zu stehen kommt, so sieht man da beinahe in der rechten Ecke ein Tier abgebildet, dessen Kopf einigermassen an ein Renntier erinnert (vgl. Abbildung Nr. 100)¹).

Auf dem noch erkennbaren Kopf des hier dargestellten Tieres findet sich, wie mir scheint, ebenfalls ein Geweih, wie auf den beiden vorher besprochenen Darstellungen. Es besteht auch aus einer von der Mitte des Kopfes ausgehenden Stange, die oben in verschiedene Aeste auseinandergeht. Allerdings scheinen sich hier darunter noch zwei direkt vom Kopfe nach links und rechts ausgehende Hörner zu finden. Aber wenn man das stangenartige Geweih nicht anerkennen wollte, so bliebe ein Tier, das man beinahe für eine Kuh halten müsste. Endlich muss noch auf den von Dr. Morlet in *Chez-Guerrier* gefundenen, schon oben besprochenen Stein hingewiesen werden (vgl. Abb. 15. 16). Da ist zwar auf der einen Seite die linke Vorderseite

¹) Von der grossen Platte ist hier nur die obere, kleinere Hälfte, auf die es allein ankommt, abgebildet. Es ist sonst nichts Deutliches darauf zu bemerken.

raes Renntieres mit zwei zurückliegenden Hörnern abgebildet. Aber in der ursprünglich wohl nicht dazu gehörigen, sondern erst später hinzugefügten Erzählung auf der anderen Seite ist von einer so'n chajjoth, einer Herde wildlebender Tiere die Rede, deren Geweih über dem Wau von chajjoth angedeutet wird durch eine Stange, von der oben nach links und rechts Aeste ausgehen.

Mir scheint, dass diese chajjah oder chëwah oder chëwah genannten Tiere eine besondere Art von Wild sind, das seinem Geweih nach unmittelbar an die seltsame, dem Renntier verwandte Tierart erinnert, von der nach Caesars Mitteilung¹⁾ noch zu seiner Zeit im Hercynischen Wald Exemplare vorhanden gewesen sein sollen. Vielleicht ist es eine durch Degeneration oder Mischung entstandene Art gewesen, die noch lang nach der eigentlichen Renntierzeit bestanden hat. Als Laie muss ich die Entscheidung über diese Frage den Zoologen überlassen. Aber ich will doch sagen, was ich auf den Steinen wahrnehme.

Von den soeben besprochenen Tieren, die noch zur Zeit

¹⁾ Caesar (VI, 26) redet von einer noch zu seiner Zeit im hercynischen Wald vorkommenden Renntierart, die er mit den folgenden Worten beschreibt: *Est bos cervi figura, cujus a media fronte inter aures unum cornu existit excelsius magisque directum his, quae nota nobis sunt, cornibus. Ab ejus summo, sicut palmae, rami late diffunduntur. Eadem est feminae marisque natura, eadem forma magnitudoque cornuum.*

Dass es sich um eine Renntierart handelt, zeigt sowohl der Ausdruck *bos cervi figura* als die bestimmte Angabe, dass die weiblichen Exemplare ebenso gehört seien wie die männlichen.

Man hat nun freilich das angeblich einzige Horn für legendenhaft und die Ortsangabe des hercynischen Waldes für einen Irrtum oder ein Missverständnis Caesars erklärt. Allein das letztere ist sicher nicht richtig. Der hercynische Wald ist ein integrierender Bestandteil der Mitteilung. Gerade weil Caesar sich in der Nähe des hercynischen Waldes befand, wird das Gespräch auf diesen und die darin lebenden Tiere, speziell die genannte Renntierart, gekommen sein. Und was das Geweih betrifft, so findet sich auf den von mir genannten Darstellungen in der Tat ein Geweih, das ziemlich genau den Angaben Caesars entspricht.

der Semiten von Glozel daselbst existiert haben werden, sind die eigentlichen Renntiere zu unterscheiden. Die letzteren tragen auch auf den Steinen, auf denen sich neben ihrer Darstellung hebräische Beischriften befinden, einen anderen Namen.

Fassen wir zunächst den kleinen Stein mit der Tierzeichnung ins Auge, den Dr. Morlet in seiner Schrift « Puyravel et Chez-Guerrier, S. 37, Fig. 40 abgebildet hat (vgl. die Abbildung Nr. 101).

Das Tier, das seiner zarten Gestalt nach ein junges Weibchen zu sein scheint, steht da mit gesenktem Kopf und ist mit sehr feinen Linien gezeichnet. Das Geweih, das teils nach vorne heraussteht, teils aufwärts sich krümmt und Schaufeln zeigt, ist ohne Zweifel das eines Renntiers. Darauf weist auch der hohe vordere Teil des Rückens und die Schnauze hin, wenn auch der Kopf oben gerundet erscheint und die Brust nicht heraussteht. Um die Zeichnung herum steht auch etwas geschrieben. Ueber dem Rücken des Tieres finde ich ein wagrechtes strichartiges n, darunter, ziemlich rechts, ein g mit einem unten nach links offenen Winkel, sodann ein längeres leiterartiges Cheth und auf der linken Seite vor dem aufstrebenden Geweih noch ein zum Teil etwas verwischtes h. Das gibt ngchh = nag^echah. Unter dem vorausstehenden Geweih steht dann wieder ein h, rechts davon, aber etwas tiefer, vor der Nase des Tieres ein j, dessen Fuss sich direkt unter der Schnauze einbiegt nach rechts. Darunter wieder lässt sich ein etwas verwischtes Ajin mit dem Fuss nach links erkennen, dahinter ein gebogenes l mit einem gerundeten Haken oben und endlich, fast am Rande, der Stamm eines h, von dem die Arme nur noch schwach angedeutet sind. Das gibt hjlh = hajja^alah. Hiernach steht auf dem Steine nag^echah hajja^alah. Das soll heissen: « es stösst das (weibliche) Renntier ». Tatsächlich steht freilich: « es stösst der (weibliche) Steinbock ». Offenbar hatten die Semiten zu Glozel keinen besonderen Namen für das eigentliche Renntier. Sie lebten ja nicht in der Renntierzeit. Wenn sie einem Renntier auf alten überkommenen Darstellungen begegneten, so gebrauchten sie dafür den vom Stein-

bock oder von der Gemse entlehnten Namen ja'el oder ja^alah. Wir werden dafür sofort noch weitere Beweise finden. Die Aufschrift ist ohne Zweifel erst später auf dem Stein angebracht worden. Sie ist auch viel gröber (vgl. besonders das Cheth) und weniger schön als die feine Zeichnung. Ueberdies ist es ja selbstverständlich, dass die Darstellung eines Renntiers, die, wie man hier wohl annehmen muss, echt ist, d. h. aus der Zeit stammt, in der noch Renntiere in Frankreich existiert haben, ursprünglich keine hebräische Beischrift gehabt haben kann. Denn in jener uralten Zeit hat es sicher noch keine Semiten in Glozel gegeben. Und für die Menschen der Renntierzeit war ja auch unter der Zeichnung eines Renntiers keine erklärende Beischrift nötig.

Auch die Zeichnung auf dem Stein aus Chez-Guerrier S. 37, Fig 39 (vgl. die Abbildung Nr. 102) soll wohl ein Renntier darstellen, das sich in einem Gehege befindet. Der Kopf, der kurze Hals und zumal die hervorstehende Brust lassen mit Wahrscheinlichkeit auf ein solches schliessen. Das Geweih erscheint Dr Morlet als ein wahres Gestrüpp oder Gebüsch. Allein von den zahlreichen, wild durcheinanderlaufenden Strichen oben, die zum grössten Teile gar nicht von der Kopfhöhe, sondern von der Stirne ausgehen, gehören manche gewiss zur Zeichnung des Geheges. Andere sind vielleicht später im Unverstand hinzugefügt worden, um das Geweih reicher erscheinen zu lassen. Ursprünglich kann das Geweih, da die Kopfhöhe am Rande des Steines sich befindet, nur klein gewesen sein. Dass die ganze Zeichnung nachträglich zerkratzt worden ist, zeigt ja auch die Schleife, die von der Schnauze aus unten herum und wieder aufwärts in den Kopf des Tieres hineinläuft.

Auch diese Darstellung hat eine Aufschrift. Sie ist aber so schlecht erhalten, dass es sehr fraglich ist, ob man davon noch etwas lesen kann. Unmittelbar hinter der Hals- und Brustlinie des Tieres sieht man ein Zeichen, das oben zwei Häkchen hat, während der Fuss abwärts nach rechts geht. Der kleine Strich vor dem Fuss ist wohl beim Zeichnen der Brustlinie entstanden. Das Zeichen muss wohl ein Jod sein.

Unmittelbar rechts davor, aber etwas höher, kann man die zwei Arme und das Köpfchen eines sinaitischen h erkennen, dessen Fuss schräg abwärts nach rechts läuft und dann noch etwas nach links einbiegt. Wir bekommen also hier ein h und ein j.

Schwieriger liegt die Sache auf der anderen Seite, da hier die Zeichen stark verblasst oder verwischt sind. Doch lässt sich hier links vom Jod, ausserhalb der Tierzeichnung, in dem Fach unter dem mittleren Teil des Kiefers ein Ajin konstatieren, dessen Fuss nach links läuft. Darauf folgt weiter nach links unter dem Vorderkiefer ein senkrechter Strich mit einem gebogenen Haken unten nach rechts. Das ist ein l. Unmittelbar links daneben aber, etwas tiefer unterhalb der Schnauze, kann man ein zwar verblasstes, doch noch ziemlich deutliches sinaitisches h wahrnehmen, dessen Fuss abwärts nach links geht und in einem nach links gerundeten Haken endigt.

Das erste Wort der Aufschrift scheint also zu lauten: hjlh = hajja^alah, das Renntier.

Was weiter noch auf dem Steine gestanden zu haben scheint, ist nicht mehr zu lesen. Buchstaben und Spuren von solchen sind zwar genug vorhanden, aber sie sind nicht deutlich genug. Wenn wir es nun hier wirklich mit einer ursprünglichen alten, wenn auch wenig gelungenen, Renntierzeichnung zu tun haben, so werden wir die Aufschrift auf dem Steine für eine spätere Zutat zu halten haben.

Aehnlich verhält es sich mit zwei anderen Renntierdarstellungen, die bei der Oeffnung des zweiten Grabes neben vielen anderen Gegenständen auf dem Hufe eines cervidé, teils auf der Aussenseite, teils auf der Sohle, gefunden wurden. Eine gezeichnete Abbildung davon enthält der «*Mercure de France*» vom 1. Juli 1927, Figur XVI und XVII (vgl. die Abbildungen Nr. 103. 104).

Wenn Dr. Morlet von zwei magnifiques tetes de cervides spricht, so ist das etwas zu viel gesagt. Denn die Tiere sind ziemlich verzeichnet. Auch ist es nicht richtig, wenn Dr. Morlet nur das eine Tier für ein Renntier, das zweite für irgend einen anderen cervide halten will. Diese Unterscheidung ist nicht

haltbar. Beide Zeichnungen stellen Renttiere vor, und zwar die auf dem schmälern, aufrechten Stück ein forsch dastehendes, stark gebautes Männchen, die auf dem breiteren, wagrecht liegenden Stück ein schwächer aussehendes Weibchen. Beide Darstellungen haben eine Unterschrift.

Fassen wir zunächst das weibliche Tier ins Auge, das einen verzeichneten Rücken hat, so wird man die zwei dicken schrägen Striche unter dem Vorderleib für die beiden Vorderfüsse des Tieres halten müssen. Sieht man davon ab, so kann man unten noch fünf Schriftzeichen oder Spuren von solchen feststellen. Ganz rechts auf dem Leibe des Tieres findet sich die Spur eines kleinen Halbkreises und etwas weiter unten die Spur eines dazu gehörigen Fusses. Wenn man es hier mit einem Buchstaben zu tun hat, so kann es nur ein sinaitisches h sein. Betrachtet man sodann die Brust- und Bauchlinie, so nimmt man oben, kurz nach dem Anfang der genannten Linie, einen schrägen Seitenstrich nach rechts wahr. Durch diesen Seitenstrich, der mit der Tierzeichnung selbst nichts zu schaffen hat, bekommt die Brust- und Bauchlinie zugleich die Form eines mit zwei Häkchen beginnenden sinaitischen Jod. Darauf folgt unten, unmittelbar vor den Vorderfüssen, ein noch ziemlich deutliches Ajin mit zwei Haken oben und einem senkrecht abwärts gehenden Fuss, ferner ein zweifelloses l mit Haken oben nach links und endlich, um ein zum Aufhängen des Bildes bestimmtes Loch herum, ein Zeichen, das man nur für ein etwas verdorbenes schiefstehendes h halten kann. Es steht also unter der Zeichnung hjlh = hajja^alah, das weibliche Renttier.

Unter der Darstellung des männlichen Renttieres, dessen Kopf offenbar verzeichnet ist, finden sich drei Buchstaben. Der erste, der noch in die Brustlinie des Tieres hineingezeichnet ist, ist ein kleines r mit kleinem nach rechts gerundetem Bogen oben und einer Hinterlinie, die sich in der Mitte etwas einwärts kehrt. Darauf folgen die zwei auseinanderlaufenden kurzen Striche eines z und dahinter noch ein strichartiges n. Wir bekommen also rzn = rozen, d. h. ein schwerer, feister.

Auch bei diesen beiden Darstellungen ist kein Grund vor-

handen, die Echtheit und Ursprünglichkeit zu bezweifeln. Aber wenn sie aus der Renntierzeit stammen, so kann wiederum die semitische Beischrift nicht von Anfang darauf gestanden haben. Sie wird erst viel später von den Semiten hinzugefügt sein. Einem in der Renntierzeit lebenden Zeichner kann es doch nicht in den Sinn gekommen sein, unter seine Renntierdarstellungen noch extra zu schreiben hajja^alah oder rozen. Das konnte doch damals jedermann selber sehen. Erst von Leuten, die nach der Renntierzeit lebten, sind solche erklärende Unterschriften begreiflich. Dass es so ist, sieht man auch speziell noch an der Unterschrift unter der Darstellung des weiblichen Renntieres. Denn da sind die Striche der Buchstaben viel dünner und feiner als die Striche der Zeichnung und ist es ein bedenkliches Symptom, dass, um für die Unterschrift Platz zu finden, die Brust- und Bauchlinie für das Jod verwendet werden musste¹⁾.

Auf einem grösseren, länglichen, in Glozel zu Tage geförderten Stein findet sich sodann die sehr gelungene Zeichnung eines laufenden Renntiers (vgl. 2. Faszikel, S. 9, Fig. 10 und die Abbildung Nr. 106).

Man braucht den Stein mit der Zeichnung nur anzusehen, um sich zu überzeugen, dass wir es hier mit einer ursprünglichen, alten, auf guter Beobachtung beruhenden Darstellung eines Renntiers zu tun haben. Es ist die erste, die in Glozel gefunden wurde. Der Kopf des weiblichen Tieres mit dem geschaufelten Geweih und der charakteristischen Schnauze, der kurze Hals und der vorne erhöhte Rücken, sowie die hervorstehende Brust

¹⁾ Sicher kein Renntier ist das von Reinach im «N. Rotterdamsche Courant» (22. April 1928) abgebildete ganz junge Tier, das auf einem Stein sich gezeichnet findet (Abb. 105). Das zierliche Köpfchen und der lange schmale Hals schliesst Reinachs Annahme völlig aus. Denn für das Renntier ist gerade der kurze Hals charakteristisch. Das Tierchen ist ohne Zweifel ein sehr junges und sehr schwächtiges Reh. Darum steht auch daneben dl = dal, schwach, schwächtigt (rechts ein schräges vereinfachtes sinaitisches d, bestehend aus zwei den Türpfosten mit dem Türflügel darstellenden Strichen, links ein schräg aufwärts gehender Strich mit einem Haken oben nach links, also ein l).

zeigen deutlich das Renntier an. Besonders bemerkenswert ist die gute und sorgfältige Ausführung der Beine und Füße, speziell der Vorderfüße mit den Hufen. So etwas findet sich auf keiner mir bekannten Abbildung aus Glazel und Umgebung, speziell nicht auf den Tierzeichnungen der Semiten wieder (vgl. das Pferd aus Chez-Guerrier und die Zeichnung des plumpen, bärenartigen Tieres mit der Aufschrift plg im ersten Faszikel, S. 46, Fig. 47). An der Echtheit und Ursprünglichkeit dieser Darstellung ist gar nicht zu zweifeln.

Auf dem Steine finden sich nun aber unter der Zeichnung und links davor auch einige Buchstaben eingekritzelt. Rechts, unter dem linken Hinterfusse und noch etwas in ihn hineinragend steht ein r. Zwischen dem linken Hinterfusse und dem rechten Vorderfusse sieht man zunächst die beiden schrägen unten mehr auseinanderlaufenden Striche eines z, und weiter nach vorne ein senkrecht strichartiges n. Dazu kommt dann zwischen dem linken und rechten Vorderfusse noch ein deutliches sinaitisches h mit einem unten nach rechts einbiegenden Fuss. Diese vier Buchstaben hat man rznh = roz^enah (Part. act. fem. Qal von rzn), schwer, zu lesen. Vor dem letztgenannten h, unmittelbar hinter dem untersten Teile des linken Vorderfusses ist dann noch recht gut ein ovales Wau mit einem Strich dadurch zu erkennen. Das bedeutet «und».

Darauf folgen vor dem linken Vorderfusse, unten, noch zwei Reihen von Buchstaben. Die obere Reihe besteht aus einem g, einem d, einem l und einem oder vielmehr zwei etwas verwischten h. Zusammen sind die vier ersten Buchstaben zu lesen gdlh = g^edolah, gross. Das zweite h wird zum Folgenden gehören.

Was die Fortsetzung auf der unteren Buchstabenreihe betrifft, so sind unmittelbar vor dem Huf des linken Vorderfusses des Tieres die zwei Häkchen eines j zu sehen, dessen Fuss nach rechts abwärts läuft. Darauf folgt unter dem g der oberen Buchstabenreihe und zum Teil in Fortsetzung davon ein Ajin mit dem Fusse nach links, ferner ein aufrechter Strich, der unten rechts einen gerundeten Haken hat, d. h. ein l und endlich

ein etwas schiefstehender Strich, der unten einen nach rechts gerundeten Fuss und oben neben dem Köpfchen, zwei zum Teile etwas verdunkelte erhobene Arme hat, d. h. ein h. Diese vier oder fünf Buchstaben geben zusammen $h\dot{j}l'h = hajja^{\text{a}}lah$. Wir finden hier also wieder dasselbe Wort, das im Hebräischen eigentlich den weiblichen Steinbock andeutet, von den Semiten zu Glozel gebraucht zur Bezeichnung des weiblichen Renttiers. Dass das Tier ein Weibchen ist, zeigt das Euter mit der Zitze.

Auf dem Stein steht also geschrieben: $roz^{\text{e}}nah\ uge^{\text{d}}olah\ hajja^{\text{a}}lah$, d. h. «schwer und gross ist das Renttier». Das ist eine Aufschrift, wie sie jeder Betrachter der Zeichnung darauf schreiben kann. Der ursprüngliche Zeichner, der gewiss kein Semit war, wird sie nicht gemacht haben, schon weil er sie nicht nötig fand. Seine Zeichnung sagte genug. Die Worte geben lediglich den Eindruck wieder, den ein späterer Semit bei der Betrachtung des Bildes gewonnen hat.

Was den Stein mit der treffenden Zeichnung des toten Renttieres betrifft (vgl. 4 Fasz., Fig. 49 und die Abbildung Nr. 107), so meine ich darüber ebenso urteilen zu müssen, wie über die vorhergehende Darstellung.

Dass das Tier ein Renttier ist, darf als sicher angesehen werden. Der Kopf mit dem geschaukelten Geweih, der kurze Hals, der erhöhte Vorderrücken, die vorausstehende Brust lassen daran gar keinen Zweifel. Auch die Lage des toten Tieres ist sehr gut getroffen. Das ganze Bild beruht auf unmittelbarer, scharfer Beobachtung und kann nur von jemand herrühren, der in einer Zeit gelebt hat, da noch Renttiere im heutigen Frankreich existiert haben. So urteilt auch Prof. Brinkmann, der Direktor des zoologischen Museums in Bergen (Norwegen).

Die Situation ist offenbar diese, dass das Tier in einer Felsspalte liegt, worüber ein unten, wie es scheint, durch einen Baumstamm abgeschlossenes ovales Nest, nämlich ein Adlernest sich befindet. Von einem Adler sieht man freilich nichts, man müsste denn in den ganz verwaschenen, dicken gebogenen Linien, oben über dem Nest oder auch in der

rechten Ecke die Spuren eines Adlers mit seinen Flügeln finden wollen. Das ist aber ganz unwahrscheinlich. Eher lässt sich vielleicht links über dem Geweih des Renntieres mit einiger Phantasie die verschwommene Zeichnung eines ganz jungen Adlers im Nest erkennen. Ueber einem langen erhobenen Hals könnte man einen Kopf finden und darunter links und rechts zwei noch unentwickelte Flügelchen. Doch ist auch das keineswegs sicher. Aber mit einem Adlernest wird man es doch zu tun haben. Etwas unter dem Renntier ist auch noch, wie es scheint, der Kopf und das Gerippe eines anderen kleinen Tieres zu sehen.

Auch auf dieser Darstellung findet sich eine Aufschrift. Etwa in der Mitte über dem das Nest abschliessenden Baumstamm finden sich drei Buchstaben, die man am ehesten $grm = g\ddot{a}r\ddot{a}m$, Leib, zu lesen haben wird. Das m hinter dem g und r hat die Form eines etwas breit gezogenen lateinischen grossen M . Wenn hinter grm , wie es scheint, noch ein h steht, ist gar^emah , seinen (ihren) Leib, zu lesen. Links vom h findet sich dann noch ein Wort, das aus einem r , der verkürzten Wellenlinie eines m , wiederum in der Form eines grossen lateinischen N oder M , und einem senkrecht stehenden oben- und unten geschlossenen Cheth zu bestehen scheint. Hiernach könnte man $rmch = ramach$ lesen, hat durchstochen.

Aber auch über diesen beiden Worten hat etwas gestanden. Unmittelbar links vom Kopfe des von mir vermuteten jungen Adlers sieht man zwei verschwommene Buchstaben, zunächst ein stehendes Cheth mit einem Verbindungsstrich und daneben ein schräg nach links liegendes z , bestehend aus zwei unten mehr auseinanderlaufenden Strichen mit einem Verbindungsstrich dazwischen. Das gibt zusammen $chz = ch\ddot{e}z$, ein Pfeil. Dann folgen links davon zwei wagrechte parallele Striche mit Querstrichen in der Mitte, also ein liegendes Cheth, während zwei vereinfachte d mit Seitenhäkchen am Oberstrich sich daran anschliessen. Diese Zeichen sind freilich stark verwischt. Wir bekommen so $chdd = choded$ (Part. von $chadad$), ein scharfer.

Es ist also, wie es scheint, zu lesen: «ein scharfer Pfeil hat den Leib oder seinen Leib durchstochen».

Das sind aber nicht die einzigen Worte auf dem Stein. Gehen wir von dem Worte gārām der zweiten Zeile abwärts, und zwar über den Baumstamm hinunter, so finden wir da in gleicher Breite ebenfalls ein aus drei Buchstaben, einem p, einem Cheth und einem Teth bestehendes Wort, d. h. pachat = pachath, Grube. Wir benützen dieses Wort, um von da aus zwei etwas höher stehende Worte links und rechts zu bestimmen. Links über dem Teth von pachat findet sich ein mit seiner Spitze noch in den Baumstamm hineinreichendes g, das unten einen nach rechts offenen Winkel hat. Links daneben steht ein deutliches r und ferner ein h mit zwei aufwärts erhobenen Armen und einem Köpfchen, von dem aus der Fuss abwärts nach links läuft. Das gibt zusammen grh = garah (3. pers. fem. Qal von grr), es hat gezerrt oder geschleift.

Rechts von pachat, aber etwas höher, finden sich die zwei senkrechten, parallelen, mit der Spitze ebenfalls noch in den Baumstamm eindringenden Striche eines p, dann nach rechts aufwärts ein Buchstabe, der unter der Lupe als ein r erscheint, ferner ein als Kreis mit Kreuz gezeichnetes Teth und darüber ein grosses deutliches h mit einem unten etwas gerundeten Fuss. Das gibt von rechts nach links gelesen hrt̄p = hattārāph, die Beute.

Nun erst kommt das etwas tiefer nach links stehende pachat̄ = pachath. Aber vor diesem Wort steht noch, unter dem p von tārāph, ein wagrechter Strich, der vorne, d. h. am Hintertheil des Tieres, einen Haken hat und also ein l ist, so dass l^epachat = l^epachath zu lesen ist. Der Sinn der drei letzten Worte ist also: «Die Beute hat geschleift in die Grube». Wer das getan hat, sagt das Wort, das unter l^epachat̄ steht. Unter dem p dieses Wortes sieht man ein Ajin, zwei Haken mit einem nach links abwärts laufenden Fuss. Links daneben steht ein senkrechtes strichartiges n, das durch den Fuss des Ajin bis zum äussersten Fuss des Renntieres läuft. Darauf folgt ein links vom Cheth von pachat mit zwei Häkchen beginnendes und

unten nach rechts abbiegendes j und weiter links ein h, dessen rechter Arm das t von pachat berührt. Das ist aber noch nicht das ganze Wort. Es gehen noch vom Ajin aus nach links zwei längere, fast wagerechte, aber allmählig auseinanderlaufende Striche durch das n und das j, die vor dem h endigen. Diese Striche sind ein langes, sinaitisches z. Zusammen ergeben diese fünf Buchstaben das Wort znjh = oznjah, ein oder der Adler. Die ganze Inschrift würde hiernach lauten: « Ein scharfer Pfeil hat den oder seinen Leib durchstoßen. Die Beute hat in die Grube geschleift ein oder der Adler ».

Was hier gesagt wird, ist in wesentlicher Uebereinstimmung mit der Zeichnung. Dem toten Tiere scheint wirklich oben im Rücken (neben dem Fusse des grossen h von hattäräph) ein Pfeil zu stecken. Auch ist es Tatsache, dass das Renttier in einer Felsengrube gegen ein Adlernest anliegt. Es wäre also wohl möglich, dass die Aufschrift das gegebene Bild ganz richtig deutet ¹⁾. Doch erheben sich Bedenken dagegen. Es ist die Frage, ob ein Adler ein so grosses und schweres Tier fortschleppen konnte, auch wenn es nicht allzuweit gewesen wäre. Ebenso ist fraglich, ob das Renttier dann so schön ausgestreckt und so völlig intakt, ohne irgendwie angefressen zu sein, daliegen würde. Man kann die Sache auch etwas anders, und, wie mir scheint, wahrscheinlicher erklären. Renttiere halten sich in Norwegen gewöhnlich auf den kahlen Höhen der Berge auf. An einer solchen Stelle wird auch dieses Tier sich aufgehalten und vom Jäger angeschossen worden sein. In seiner Todesangst wird es dann, vielleicht vom Adler angetrieben, noch weiter aufwärts bis zu dem Adlerhorst geflüchtet und da verendet sein. An dieser Stelle hat es der verfolgende Jäger gefunden, ehe noch der Adler sich über das Tier hermachen konnte.

Das Bild ist also in der Aufschrift vermutlich nicht ganz richtig gedeutet. In jedem Falle enthält die Aufschrift nichts

¹⁾ Dass Adler Renttieren nachstellen und sie zu töten suchen, was oft, aber nicht immer gelingt, ergibt sich aus dem Berichte des « Lappenvogts » des Bezirkes Jämtland vom Jahre 1927.

anderes als was von der Zeichnung abgelesen werden konnte. Sie ist ohne Zweifel erst später von einem der Semiten zu Glozel, der den Stein in seinen Besitz bekommen hatte, in die Zeichnung hineingeschrieben.

Viel weniger gut und schön ist die Darstellung einer Renntierfamilie, auf einem Stein, der im vierten Faszikel, S. 47, Fig. 48, abgebildet ist (vgl. die Abbildung Nr. 108).

Es handelt sich um eine Renntiermutter mit einigen, jedenfalls zwei Jungen in einem Gehege. Da das an dem Euter und der Zitze erkennbare Muttertier, dessen Kopf nicht mehr ganz erhalten ist, ein Geweih hat, muss es ein Renntier sein. Das vorne sich befindende grosse Tier scharrt mit dem linken Vorderfuss ungeduldig am Boden. Eines der Jungen liegt in Ruhe neben ihm, während das andere hinter ihm steht.

Ueber diesem Bild ist auch eine Aufschrift angebracht. Der erste Buchstabe davon ist ein sinaitisches h. Daneben steht, etwas tiefer, ein senkrechter Strich, der unten zwei Füsse hat, also ein Sade, und darauf folgt ein schräg stehendes d (kein Teth!). Das gibt zusammen hsd = hassad (Part. von şud), der Fänger oder Jäger.

Das zweite Wort besteht aus einem gleichfalls schräg stehenden d, sowie wahrscheinlich einem Cheth und einem p. Es kann nur lauten dachaph, er treibt oder treibt an. Das dritte Wort wird gebildet durch ein Teth als Kreis mit Kreuz darin, ein p und ein Cheth. Dieses tpch wird als Participium von taphach = tophe^ach zu lesen und mit «in die Hände klatschend» (vgl. die äthiopische Bedeutung des Wortes, sonst «hätschelnd») zu übersetzen sein.

Was das vierte Wort betrifft, so beginnt es mit einem Sade, das aus zwei Füssen und einem darüber hinausragenden Strich besteht. Daran schliesst sich ein d mit wagrechtem Oberstrich und senkrechtem Unterstrich. Die beiden Buchstaben zusammen könnte man lesen = şud (Part. pass. von şud), das gefangene Wild. Sollte der folgende Buchstabe ein h sein, so liesse sich lesen zedah = zedah (mit j), was man unter Berufung auf das Ketib von Gen. 27,3 auch = Wild erklären könnte.

Besser zu lesen ist das letzte Wort. Es lässt sich am leichtesten von hinten aus bestimmen. Am Schlusse befindet sich nämlich ein deutliches, längliches und schmales, ovales Wau mit einem Querstrich dadurch, wie dies beim südarabischen und lihjanischen Wau der Fall ist. Unmittelbar vor dem Wau sieht man einen wagerechten Strich, d. h. ein liegendes strichartiges n, durch dessen hinteren Teil ein kurzer senkrechter Strich geht, so dass zugleich ein t entsteht. Unmittelbar vor dem rechten Ende des strichartigen n findet sich ein längerer senkrechter Strich, der unten einen nach rechts geöffneten stumpfen Winkel hat. Es ist ein g. Davor steht aber noch ein Buchstabe, der freilich etwas verwischt ist. Es ist ein l, bestehend aus einem senkrechten Strich mit einem grossen Haken unten nach rechts, Man hat also lgntw = l^egannatho, nach seinem Garten zu lesen.

Zusammen wird also die Ueberschrift über der Zeichnung lauten: « Der Fänger oder Jäger treibt händeklatschend (oder hätschelnd) das gefangene Wild nach seinem Garten ». Wesentlich anders wird man die Inschrift nicht lesen können. Vergleicht man sie nun aber mit dem Bilde selbst, so gibt sie offenbar keine einfache und genaue Erklärung der Darstellung. Von einem Jäger und seinem Händeklatschen ist auf dem Bilde nicht das mindeste zu sehen, er müsste denn hinten rechts, wo der Stein etwas beschädigt ist, gestanden haben. Aber das ist kaum möglich. Denn es ist hier gar kein Platz da für den Mann. Tatsächlich kommt gerade vor dem Rande der beschädigten Stelle, unmittelbar über dem Hinterrücken des kleinen stehenden Tieres die Schnauze eines weiteren, wie es scheint, grösseren Renntiers noch zum Vorschein. Es scheint ebenfalls am Boden zu liegen. Seine beiden Vorderfüsse sind hinter den Füssen des kleinen Tieres noch sichtbar. Die Renntiere werden auch nicht, wie die Aufschrift sagt, getrieben. Sie zeigen keinerlei Unruhe. Nur das Muttertier scharrt etwas ungeduldig mit dem linken Vorderfusse, während seine drei anderen Füsse fest auf dem Boden stehen. Das Bild gibt einfach eine in einem Gehege gefangene Renntierfamilie

zu sehen. Mehr ist nicht darauf wahrzunehmen. Die Aufschrift ist also mit dem, was das Bild wirklich zu sehen gibt, keineswegs im Einklang, sondern enthält eine phantasievolle Ausmalung davon. Sie kann daher nur von einem Späteren herrühren, dem die der Gruppierung nach hübsche, aber sonst etwas primitive Darstellung gefallen hat, und der nun sich und anderen deutlich machen will, was das Bild eigentlich vorstellt. Dabei ist er freilich etwas zu frei verfahren. Auf dem Steine hat ursprünglich ebensowenig eine Aufschrift gestanden als auf dem oben erwähnten Stein mit der Renntiergruppe.

Zum Schlusse lasse ich noch die auf einen Stein gezeichnete Darstellung eines in einem Gehege gefangenen und darin sich aufbäumenden Tieres folgen, die im vierten Faszikel, S. 46, Fig. 46, abgebildet ist (vgl. die Abbildung Nr. 109).

Dr. Morlet weiss nicht, was für ein Tier es ist, und findet das Geweih schematisch gezeichnet. Man könnte es zunächst für einen Hirsch halten. Doch zweifle ich nicht, dass das Tier ein Renntier vorstellen soll. Man hat es offenbar mit einem weiblichen Tier zu tun. Es ist ja, wie die Form des Bauches beweist, trüchtig und hat auch in der Ecke zwischen dem Bauch und dem Hinterfuss ein freilich etwas verblasstes Euter mit Zitze. Da es nun zugleich ein Geweih hat mit lauter Schaufeln an den Enden, so muss man es wohl trotz des wenig charakteristisch gezeichneten Halses und Rückens für ein Renntier halten. Auch dieses Bild hat eine Aufschrift oder Umschrift. Aber sie ist nur schwer zu lesen, da sie zum Teile in die Zeichnung hineingeschrieben und der Stein an manchen Stellen, besonders oben, teils abgerieben, teils zerstoßen ist.

Das erste Wort ist kaum noch mit einiger Sicherheit festzustellen. Es beginnt oben ganz rechts unter der ausgebrochenen Ecke des Steines. Da findet sich ein sinaitisches *h* und, zum Teil noch in den oberen Teil desselben hineingezeichnet und speziell den linken Arm des *h* umfassend, ein ovales *Ajin*. Unmittelbar links daneben, aber etwas weiter hinaufreichend, scheint ein *l* zu stehen, das oben einen kleinen nach links gerundeten Haken hat. Weiter nach links meine ich ein kreuzförmiges oder als

Kreis mit Kreuz gezeichnetes Teth wahrzunehmen. Und darauf folgt ein h, dessen Kopf und Arme oben in die Schaufel eines Geweihastes hineingezeichnet sind. Der Fuss scheint zunächst dem äusseren Rande der Schaufel entlang abwärts nach links zu gehen, aber ganz unten in die Schaufel einzudringen und sich da noch einmal abzustufen.

Wenn das richtig ist, bekäme man h'łth = ha'al^ethah (3. pers. fem. perf. Hiphil von alah), es (eigentlich « sie ») lässt aufsteigen.

Was das folgende Wort betrifft, so finden sich zwischen den beiden vom Kopfe des Tieres aus hoch aufstrebenden Geweihästen mehrere Schriftzeichen. Unter diesen fällt, gerade in der Mitte, ein auf den Kopf gestellter, oben offener, spitzer Winkel ins Auge, der wohl nur ein als halbes Auge gezeichnetes Ajin sein kann. Durch dieses Ajin geht ein etwas gebogener Strich, der oben, ein wenig unter der Spitze, ein Seitenhäkchen schräg aufwärts nach rechts hat, fast senkrecht, doch einigermaßen nach rechts sich wendend, nach unten. Es ist offenbar ein j. An den rechten Haken des Ajin reihen sich sodann oben nach rechts zwei kleine Bogen an mit einem Köpfchen in der Mitte. Es sind ohne Zweifel die beiden Arme und das Köpfchen eines sinaitischen h. Von der Mitte desselben geht denn auch ein freilich nur noch schwach angedeuteter Fuss etwas schräg abwärts nach rechts, der in einer Abstufung durch die Geweisschaukel hindurchdringt und dann einen nach links aufwärts sich krümmenden Hakenbildet.

Auf der linken Seite des Ajin sodann sieht man zwei Geweisschaukeln, unten eine kleinere, rechts darüber eine grössere, bis zum Rand hinaufreichende, deren Spitze leider etwas zerrieben ist. Aber zwischen dieser Schaufel und dem Ajin befindet sich noch ein Buchstabe. Von der linken oberen Spitze des Ajin läuft ein leicht nach rechts eingebogener Strich, der oben einen kleinen nach links gerundeten Haken hat und unten, an seinem Ende, noch in die Geweisschaukel etwas hineindringt. Dieses Zeichen kann nur ein l sein.

Auf der anderen Seite der Geweisschaukel aber sieht man

ein etwas verwischtes h, dessen linker Arm ausserhalb der Schaufel bleibt, während der rechte durch sie hindurchdringt und der Fuss zunächst der linken Seite der Schaufel entlang läuft, dann aber, unter dem l, ebenfalls durch sie hindurchgeht und mit einem abwärts hängenden Haken unmittelbar vor dem unteren Teil des Ajin wieder daraus hervortritt.

Nimmt man diese Buchstaben zusammen, so ergibt sich das Wort hj'lh = hajja^alah, das Renntier.

Das nächste und letzte Wort auf der obersten Zeile beginnt mit einem deutlichen h, dicht neben oder eigentlich unter dem linken Arm des vorhergehenden h. Darauf folgt ein schräg aufwärts nach rechts laufender Strich, der aber bald stark nach rechts einbiegt und dann weiter schräg aufwärts geht. Das ist vermutlich ein l. Dahinter findet sich ein zweiter schräg aufwärts laufender, aber nicht abbiegender Strich, der oben, etwas unter der Spitze, einen fast wagrechten Seitenstrich nach links hat. Das muss ein k sein. Linksneben dem nicht zu langen Seitenstrich des k meine ich, allerdings schwach und blass, noch einen wagrechten Strich wahrzunehmen, von dessen Mitte aus ein noch schwach angedeuteter gerader Strich schräg abwärts nach links geht. Das wird ein d sein. Dahinter aber ganz oben bei der Bruchstelle lassen sich trotz aller Verwischung die zwei erhobenen Arme und das Köpfchen eines h feststellen, dessen Fuss sich zunächst schräg nach rechts und dann wie mit einem gebogenen Knie abwärts zu wenden scheint.

Obgleich die zwei letzten Buchstaben weniger deutlich sind, wird man doch mit Wahrscheinlichkeit hlkdh = hall^eku-dah zu lesen haben, d. h. das (die) gefangene.

Das letzte Wort, das zu dem begonnenen Satze gehört, findet sich unter der linken Hälfte der oberen Zeile. Leider ist es so stark verwischt, dass es sich kaum noch mit einiger Sicherheit feststellen lässt. Links von der Stirne des Tiers scheint mir ein g zu stehen, dahinter ein verblasstes kessel- oder schüsselartiges Schin, das von einem oder gar von zwei zur Zeichnung des Geheges gehörigen Strichen durchschnitten wird. Links davon meine ich die Wellenlinie eines m zu erkennen in der

Gestalt eines grossen lateinischen N oder M in kleinem Format und dicht dahinter, fast am Rande bei der Bruchstelle, ein h, dessen beide erhobenen Arme nebst dem Köpfchen noch ganz deutlich sind. Das m beginnt unter dem h mit einem schräg aufwärts nach rechts gehenden und das h an seiner rechten Ecke streifenden Strich, der sich dann in einem fast rechten Winkel einem zum Gehege gehörigen Strich entlang abwärts biegt, um dann bald wieder schräg aufwärts nach rechts laufend in die linke Seite des Schin einzudringen und sich da noch einmal in einem Winkel schräg abwärts zu biegen. Eine bessere Erklärung der Zeichen habe ich trotz vielen Probierens nicht finden können.

Ist dies richtig, so hat man zu lesen gschmh = gischmah, vom aramäischen Wort g^eschem, das uns schon einmal auf einem der Täfelchen begegnet ist. Das würde bedeuten: seinen (ihren) Leib.

Prüfen wir nun die rechte Seite des Steines, so scheinen mir auf der oberen Hälfte derselben drei einigermassen verdunkelte oder verblasste Buchstaben unter einander zu stehen. Oben, unmittelbar unter dem Fusse des h, mit dem das erste Wort der ganzen Aufschrift beginnt, findet sich ein j mit zwei langen Häkchen und einem nach rechts abwärts laufenden Fuss. Rechts darunter, dicht am Rande, steht ein deutliches, kürzeres Ajin mit dem Fuss abwärts nach links und darunter wieder sieht man einen wagrechten, vom Rand einwärts durch den Rücken des Tieres laufenden Strich, der nur ein strichartiges n sein kann.

Diese drei Buchstaben geben zusammen j'n = ja'an = weil.

Unter den genannten drei Schriftzeichen werden die Buchstaben wieder deutlicher. Da finden wir dicht bei der rechts zumeist herausstehenden Ecke des Steines auf dem hinteren Rücken des Tieres zwei beinahe senkrechte parallele Striche, die nur ein p sein können. Von dem vorderen Strich des p aus aber gehen wieder zwei parallele, aber offenbar durch Querstriche abgeteilte Striche etwas schräg nach dem Bauche des Tieres zu oder noch ein wenig darüber hinaus. Dieses Zeichen

ist offenbar ein Cheth. Man könnte also pch lesen. Doch findet sich über dem p noch ein Buchstabe, der zwar etwas zerstoßen, aber doch noch recht wohl zu erkennen ist. Man sieht da ein Köpfchen mit zwei Armen, während von der Mitte aus der Fuss zunächst abwärts nach der vorderen Spitze des p läuft, dann nach rechts einbiegt und sich zuletzt noch etwas nach unten wendet. Es ist ein h. Man wird also hpch = hepe^ach (Hiphil von pachach) zu lesen haben, es hält fest oder hält umschlossen.

Darunter folgt dann unten noch eine Zeile mit Buchstaben. Der erste davon, ganz rechts, ist ein sinaitisches h, das mit seinem Kopf, Fuss und rechtem Arm in den untersten Teil des Hinterfusses des Renttieres hineingezeichnet ist, während der linke Arm darüber hinausgeht. Darauf folgt ein kreuzförmiges Teth und weiter links ein beinahe senkrecht strichartiges n. Es ist kein d, denn der scheinbare Oberstrich ist ein Teil des längeren Striches, der sich auch durch das Teth hinzieht und zur Zeichnung des Geheges gehört. Ebenso verhält es sich mit dem Strich, der darunter, beinahe wagrecht, durch das n geht. Er hat mit diesem Buchstaben nichts zu schaffen. Auch hängt er mit dem links davon abwärts gebogenen Strich nicht zusammen, sondern gehört zu dem unteren Abschluss des Geheges und setzt sich nach rechts fort in einer zunächst abwärts, dann wieder aufwärts laufenden verblassten Linie.

Hinter dem n, dicht bei dem zweiten sich dadurch hindurchziehenden Querstrich, aber davon getrennt und etwas tiefer, findet sich dann ein schräg nach unten laufender gebogener Strich, an dessen Ende, ganz unten am Rande, ein wagerechter, nach rechts gehender Strich sich anschliesst. Das ist ganz ersichtlich ein sinaitisches Aleph. Zusammen ergeben diese vier Buchstaben das Wort htn' = hattänä', der Korb oder das Geflecht.

Das letzte Wort folgt weiter nach links. Da haben wir zunächst ein aufrechtes g, das oben einen spitzen Winkel nach rechts hat. Hinter dem g finden sich unten zwei Striche übereinander, von denen es zunächst scheinen könnte, dass sie nach links allmählig weiter auseinanderlaufen. Aber das Zeichen

ist darum doch kein z, denn es ist oben, wie zur Korrektur ein wagrechter Strich beigefügt, so dass beide Striche parallel laufen. Das Zeichen ist also ohne Zweifel ein p, zu dem sich noch, zum Teil auf der Bruchstelle, ein h gesellt. Das Wort lautet also gaph oder gappah, seinen (ihren) Körper. Im Ganzen steht demnach auf dem Steine: ha'al^ethah hajja^alah hall^ekudah gischmah, ja'an hepe^ach hatt^anä' gappah, d. h. «es lässt steigen das gefangene Renntier seinen Leib, weil fest- oder umschlossen hält das Geflecht seinen Körper».

Was für eine kindliche, unbeholfene Aufschrift und wie unnötig und überflüssig, da doch die Zeichnung dem Betrachter auf den ersten Blick alles sagt! Nimmt man hinzu, dass die Zeichnung auf dem Stein für eine Aufschrift eigentlich gar keinen Raum übrig liess, dass die Stellen dafür erst mit Mühe gesucht und die Schriftzeichen darum rund herum, zum Teile durch die Zeichnung hindurch oder in sie hinein geschrieben werden mussten, so kann man gar nicht daran zweifeln, dass die Aufschrift erst nachträglich hinzugefügt worden ist. Zumal auch das ja'an (weil) verrät den späteren Erklärer.

Aus dem Gesagten ergibt sich, dass auch alte, der älteren oder auch jüngeren neolithischen Zeit angehörige Zeichnungen auf Stein, speziell Renntierzeichnungen, trotzdem sie mit Aufschriften versehen sind, uns an dem gefundenen chronologischen Resultat nicht irre machen können. Sind die Steinzeichnungen alt, so sind die Aufschriften erst viel spätere Zutaten von Semiten, die nicht früher als um 700 vor Chr. in Glozel und Umgebung eingewandert sind und da noch allerlei alte Sachen aus der Steinzeit vorgefunden haben.

III. Anhang.

Ein von Herrn Bayle untersuchtes Täfelchen aus Glozel.

Im Zusammenhang mit der von der Prähistorischen Gesellschaft in Frankreich gegen Herrn E. Fradin in Glozel erhobenen Anklage wegen angeblicher Fälschung hat im Auftrag des Gerichts von Moulins (Dep. Allier) der Chemiker Bayle, unterstützt von einem Mikrologen und Geologen, unter anderem drei der in Glozel gefundenen Täfelchen einer eingehenden Untersuchung unterworfen. Er ist dabei zu den folgenden Resultaten gekommen :

1. Die Täfelchen sind im Unterschied von anderen Fundstücken nicht gebrannt, sondern getrocknet, lösen sich sofort im Wasser auf und können darum nicht lange im Boden gelegen haben.

2. Die untersuchten Proben enthalten noch Spuren von Blättern, Moos, Korn, Wurzeln, und die Anwesenheit von frischer blattgrüner Materie beweist, dass die Pflanzen weniger als fünf Jahre alt sind. Auch die darin gefundenen wöherhaltenen linnenen und baumwollenen Fetzen, die mit modernem Farbstoff gefärbt sind, zeugen für den ganz jungen Ursprung der Täfelchen. Eine spektroskopische Prüfung speziell des dritten Täfelchens aber habe ergeben, dass die darin vorhandenen Gräser aus der Zeit zwischen 1920 und 1927 herrühren müssen.

Wenn diese Feststellungen des Herrn Bayle richtig sind, so sind die drei von ihm untersuchten Täfelchen, aber auch nur sie, gefälscht. Ein Schluss auf die Unechtheit auch der so überaus zahlreichen übrigen Fundstücke ist von hier aus nicht zu ziehen. Bei den genannten drei Täfelchen aber ist die Fälschung so plump und dick, ja so ostentativ aufgetragen, dass man geneigt sein muss, sie nicht dem Herrn E. Fradin, sondern

irgendwelchen seiner Gegner zuzuschreiben. Denn Fradin ist für solche ausgesuchte Tölpeleien viel zu klug und hatte auch zum Fälschen nicht den mindesten Grund, da ihm Material in Masse zu Gebote stand. Dagegen wird es unter seinen Gegnern Leute geben, welche ihrer gefährdeten Reputation wegen ein Interesse daran hatten, Fradin als Fälscher hinzustellen. Von dieser Seite wurden ja schon früher einmal gefälschte Stücke in der Wohnung und der Scheuer von Fradin versteckt. Dem Chemiker Bayle müssen also wohl gefälschte Stücke vorgelegen haben.

Wie die Fälschung gemacht wurde, lässt sich besonders an dem dritten Täfelchen erkennen, von dem « The Illustrated London News » in ihrem Heft vom 15. Juni 1929 (S. 1033) eine Abbildung gebracht hat.

Auf diesem Täfelchen (vgl. die Abbildung Nr. 110) steht eine längere Inschrift, die sich zwar nicht chemisch untersuchen, wohl aber lesen lässt. Diese Inschrift hat Herr B. natürlich einfach zur Seite gelassen. Aber dass sie bei der Frage nach der Echtheit des Täfelchens eine wichtige, ja die entscheidende Rolle spielt, ist selbstverständlich. Das gilt überhaupt von allen Inschriften auf den Fundstücken von Glozel. Dass man bei der Untersuchung der letzteren die Inschriften, lediglich weil man sie nicht versteht, immer und immer wieder ausschaltet, als etwas was selbstverständlich nicht in Betracht kommt, dagegen kann man nicht scharf genug protestieren. Alles Gerede über Echtheit oder Unechtheit, Alter und Herkunft der Funde hat wenig Wert, solange man nicht die Inschriften, die das wichtigste Indicium bilden, gehörig untersucht und erklärt hat.

Wie die Inschriften der meisten Tontäfelchen von Glozel, die als Vorlagen für den Unterricht im Lesen und Schreiben gedient haben, so besteht auch die Inschrift des vorliegenden Täfelchens¹⁾ aus einer Anzahl unzusammenhängender, aus dem

¹⁾ Auch dieses Täfelchen scheint wie andere ursprünglich Löcher zum Aufhängen (Z. 6 und 10) zu haben. Aus diesen Löchern scheinen auf dem nachgebildeten Täfelchen bloss sinnlose Punkte geworden zu sein.

Leben und der Natur entlehnter Sätze in altsemitischer Schrift und Sprache. Es sind diese :

1. chan (gewöhnliches altsemitisches Cheth, strichartiges n) noded (strichartiges n nebst zwei vereinfachten sinaitischen d) tam = tam (vereinfachtes kreuzartiges Teth ohne Kreis, Wellenlinie des m). Das heisst : Es erbarmt sich des Flüchtlings der Fromme oder Rechtschaffene.

2. jäläd (verkürztes sinaitisches j, leichtgebogenes sinaitisches Horizontzeichen des l, vereinfachtes sinaitisches d) taphal (kreuzartiges Teth, sinaitisches Lippenzeichen des p, leichtgebogenes l über dem l, mit dem das folgende Wort beginnt) le^ach (gebogenes l, altsemitisches Cheth mit zwei Verbindungsstrichen) gader (sinaitisches g, vereinfachtes sinaitisches d, die Umrisse von Schädel und Hinterkopf andeutendes r). Das heisst : Den Knaben hat beschmutzt die Feuchtigkeit der Mauer.

Wollte man taphal statt taphal lesen, dann müsste man übersetzen : Der Knabe redet fade. Feucht ist die Mauer.

3. goa^l (sinaitisches g, stehendes sinaitisches Aleph, leichtgebogenes l) legäläd (leichtgebogenes l, sinaitisches g, nordsemitisches, dem syrischen Lâmadh ähnliches l, vereinfachtes sinaitisches d) ch^oli (gewöhnliches altsemitisches Cheth, leichtgebogenes l, j). Das heisst : Beflecktheit der Haut bedeutet Krankheit.

4. gader (g, d, r) nat (von nut; stehendes strichartiges n unmittelbar hinter dem vorhergehenden r, Teth). Das heisst : Die Mauer wankt.

5. ganuz (Ligatur von g und strichartigem n, sinaitisches Zajin nach dem Vorbild der ägyptischen Erdhacke) nophel (in der Mitte das senkrecht stehende sinaitische Lippenzeichen des p, davor oben am ersten Strich des p ein strichartiges n und hinter dem p ein leichtgebogenes l). Das heisst : Begraben ist der Gefallene oder, falls man nozel = nozel liest, der Abgestürzte.

6. näta (Nun-artiges n, kreuzartiges Teth, hebraisierendes, als halbes Auge mit nach links laufendem Fuss gezeichnetes

Ajin) gochen¹⁾ (sinaitisches g, gewöhnliches altsemitisches Cheth mit nur einem Querstrich, strichartiges n) nisch'an (strichartiges n, stehendes Schin, rundes altsemitisches Ajin wie auch sonst oft mit einem den Ausgang des Auges andeutenden Strichlein oben, strichartiges n). Das heisst: Eine sich krümmende Pflanze (also wohl eine Schlingpflanze) lehnt sich an.

7. gorän (sinaitisches schiefstehendes g, thamudisches, bloss die Schädeldecke andeutendes r, strichartiges n darunter) lenadan (leichtgebogenes l vorne unter dem folgenden, als stark gewundenen Schlange gezeichneten n, vereinfachtes sinaitisches d, strichartiges stehendes n, wie öfter mit kleinem Seitenstrich unten) dagan (vereinfachtes sinaitisches d und Ligatur von g und strichartigem n am Anfang der sechsten Zeile). Das heisst: Die Tenne dient zum Behälter (?Bewahrplatz?) des Getreides.

8. 'eduth (hebraisierendes Ajin, vereinfachtes sinaitisches d, Teth oder wahrscheinlicher Tau) 'al (rundes Ajin, gebogenes l mit Haken unten) choter = chother (altsemitisches Cheth mit drei Querstrichen, kreuzartiges Teth mit Häkchen an den Enden, nach rechts gekehrtes r) ledan (leichtgebogenes l, vereinfachtes sinaitisches d und stark gewundenes Schlangenzeichen des n am Ende der sechsten und Anfang der siebenten Zeile). Das heisst: Das Zeugnis über oder gegen den Einbrecher dient oder kommt zu statten dem Richtenden.

9. näga (Nun-artiges n, g, fast späthebräisches Ajin) kälach (k genau wie das aramäisch-ägyptische in Eutings Tabelle, gebogenes l mit gerundetem Haken unten, altsemitisches Cheth) gonen (Ligatur von g und strichartigem n, zweites strichartiges n am Anfang der achten Zeile). Das heisst: Ein kräftiger (mit jugendlicher Kraft ausgeführter) Schlag beschützt.

10. z'n = so'n (z statt s, wie auf einigen früheren Täfelchen, stehendes sinaitische Aleph, Nun-artiges n) tar (Tau und r,

¹⁾ Vor gchn findet sich ein kleines senkrechtes Strichlein. Wenn es kein Kratz ist, dann ist es ein kleines strichartiges n. In diesem Fall wäre nigchan (Part. Niphal) zu lesen, wodurch der Sinn nicht verändert wird.

wie oben mit nach rechts gekehrtem Kopf, von trr) b^ead (ein dem moabitischen, phönizischen, althebräischen und altaramäischen b entsprechendes Zeichen mit eckig gebogenem Rückenstrich und Haken oben, aber nach rechts gerichtet und ohne den kleinen, wagrechten Verbindungsstrich, vgl. die Tabelle von Euting bei Gesenius und dabei speziell die aramäisch-ägyptische Kolumne, rundes Ajin mit kleinem Seitenstrich, vereinfachtes sinaitisches d) schäläg (stehendes Schin, gebogenes l, sinaitisches g am Anfang der neunten Zeile). Das heisst: Das Kleinvieh zittert infolge des Schnees.

11. noph (Lippenzeichen des senkrecht stehenden p und strichartiges n oben am ersten Strich des p) gan (g und wagrechtes strichartiges n über dem zum folgenden Wort gehörenden senkrechten strichartigen n) nez = neš (senkrecht, strichartiges n, sinaitisches z) chag (von chug; der erste Buchstabe, der nach Eutings Tabelle am meisten dem aramäisch-ägyptischen Cheth entspricht, kann nur ein Cheth sein¹⁾); darauf folgt ein sinaitisches g) tel = tel (kreuzartiges Teth, l mit kleinem Haken oben). Das heisst: Die Höhe beschützt den Falken (Habicht), der den Hügel umkreist.

12. ch^adal (dasselbe Cheth wie in chag im vorhergehenden Satze, vereinfachtes sinaitisches d, gekrümmtes-l mit gebogenem Haken unten) l^enägäd (nordsemitisches, dem syrischen Lamadh ähnliches l, Ligatur von n und g, vereinfachtes sinaitisches g) nächgar (Part. Niphal von chagar; strichartiges n, gewöhnliches altsemitisches Cheth, schiefstehendes sinaitisches g, gewöhnliches r). Das heisst: Lasse ab (halte dich ruhig oder zurück) gegenüber einem Gerüsteten oder Bewaffneten.

13. ta'ar = ta'ar (Teth, gezeichnet wie im moabitischen,



¹⁾ Dass auf dem Täfelchen sich das altsemitische Cheth bald mit einem, bald mit zwei oder mehreren Querstrichen findet, und daneben noch in dieser neuen aramäisch-ägyptischen Form vorkommt, wird seinen Grund wohl darin haben, dass der Lehrer den Schülern die verschiedenen Formen, die für das Cheth gebraucht wurden, zur Anschauung bringen wollte.

phönizischen, altaramäischen Alphabet, als Kreis mit Kreuz, liegendes hebraisierendes Ajin, gewöhnliches r) gadol (sinaitisches g, vereinfachtes sinaitisches d, leichtgebogenes l) lt' = l'etaa'h (??; leichtgebogenes l, kreuzartiges Teth, stehendes Aleph) chatad = chathad (gewöhnliches Cheth mit unten daran hängendem kreuzartigem Teth, sowie vereinfachtes sinaitisches d am Anfange der letzten Zeile). Das heisst: Das grosse Messer hat die Eidechse (?) zerschnitten.

14. daschen (vereinfachtes sinaitisches d, stehendes Schin, sowie ein am Seitenstrichlein des folgenden Ajin hängendes strichartiges n) 'olel (rundes Ajin mit kleinem Seitenstrich und zwei gebogene l). Das heisst: Fett oder vollsaftig ist das Kind.

15. nagal (= hebr. maggal; wagrechtes, strichartiges n, sinaitisches g darunter, längeres gebogenes l) l'edagan (kürzeres gebogenes l, vereinfachtes sinaitisches d, Ligatur von g und strichartigem n). Das heisst: Die Sichel dient oder braucht man für das Getreide.

Die Schrift auf dem Täfelchen ist ganz dieselbe wie auf den früher besprochenen Täfelchen und sonstigen Fundstücken aus Glozel. Es ist das gleiche verwilderte Alphabet, das noch auffallend stark durch die sinaitische Schrift beeinflusst ist, das aber für manche und zumal neben manchen Zeichen derselben vielfach neue aus anderen altsemitischen Alphabeten entlehnte Buchstabenformen aufgenommen hat. Zwei neue Zeichen, denen wir auf den früheren Inschriften noch nicht begegnet sind, kommen auf der soeben besprochenen vor. Statt des sonst gebrauchten südarabischen, lihjanischen und tha-

rudischen Hauszeichens des b, findet sich hier () das moabitische, althebräische, phönizische und altaramäische b in etwas freier Form verwendet ¹⁾, und neben dem gewöhnlichen moabitischen, althebräischen, phönizischen und altaramäischen Cheth wird hier () zweimal eine Form gebraucht, die am

¹⁾ Sollte vielleicht der Fälscher den kleinen wagrechten Strich, der unter das Köpfchen des Buchstabens gehört, vergessen haben?

meisten der aramäisch-ägyptischen Gestalt desselben (vgl. Eutings Tabelle) entspricht. Diese eigenartige Schrift des Täfelchens kann geradeso wie sein eigenartiger Inhalt weder von Fradin noch von seinen Gegnern erdacht sein. Es ist vielmehr zweifellos eine echte altsemitische Inschrift aus der Zeit von zirka 700 vor Chr. Ist nun das Täfelchen, auf dem die Inschrift steht, nach Bayles Feststellung seiner materiellen Zusammensetzung nach erst wenige Jahre alt, so muss die Inschrift von einem echten Täfelchen auf ein materiell unechtes, das man an die Stelle des ersteren setzte, übertragen sein. Mit den zwei andern Täfelchen, die ich nicht kenne, würde es sich dann wohl ebenso verhalten. Wäre nun Fradin der Fälscher, so müsste er echte Täfelchen, die in seinem Besitz waren, gefälscht haben. Solchen Unsinn wird wohl niemand glauben¹⁾.

Wie viel auf die Inschriften ankommt, kann man an diesem Beispiel sehen. An den Inschriften werden sich nach meiner festen Ueberzeugung die Gegner der Echtheit der Funde von Glozel die Zähne ausbeissen. Nicht die Chemie, sondern die Philologie wird über die Funde von Glozel entscheiden²⁾.

¹⁾ Nach einem Bericht des *Matin* vom 21. August 1929 hat Fradin vor dem Gericht in Moulins auf die Frage, was er zu den drei von Herrn Bayle untersuchten Täfelchen zu sagen habe, geantwortet, dass er dieselben nicht mit Sicherheit wieder zu erkennen vermöge, so stark seien sie verändert. Im übrigen hielt er an der Echtheit seiner Funde mit Entschiedenheit fest unter Berufung auf bekannte Autoritäten. Für die Echtheit der Funde hat nach der Mitteilung französischer Blätter auch mit allem Nachdruck die Lehrerin von Glozel gezeugt, die von Anfang an alles mitgemacht und den zunächst ziemlich ratlos vor seinem Funde stehenden Fradin zuerst auf den Gedanken gebracht hat, dass er ein prähistorisches Grab entdeckt habe.

²⁾ Die Abbildungen dieser Schrift haben natürlich nicht immer dieselbe Schärfe wie die Originale, nach denen der Verfasser gelesen hat. Auf Nr. 24^b (erste Zeile) befindet sich vorne am zweiten t im Wort *natut* ein Kratz, der vom Photographen stärker herausgearbeitet ist als im Original. Das Zeichen ist aber zweifellos ein Teth, kein Cheth. Der Kratz unterscheidet sich deutlich von allen Strichen der Buchstaben.

DRUCKFEHLER.

Da ich die letzte Korrektur nicht mehr vor Augen hatte, sind einige sinnstörende Druckfehler eingeschlichen.

- S. 15, Z. 12 lies Sanssat statt Saussat.
- S. 15, Z. 25 lies spuken statt spucken.
- S. 57, Anm. 1 lies den statt dnn.
- S. 96, Z. 13 von unten lies cervides.
- S. 96, Z. 3 von unten lies eines jungen Stiers.
- S. 136, Z. 20 streiche das zweite Wort: es.
- S. 147, Z. 10 von unten lies pth = pattah . . . von pathath.

Diese und etwaige andere Druckfehler, die ich im Augenblick nicht konstatieren kann, bitte ich zu entschuldigen. Auch im Vorwort sind in der auf Prälat D. Holzinger bezüglichen Stelle einige Worte ausgefallen, nämlich dass ich ihm speziell auch für diesen und jenen chronologisch wichtigen Hinweis zu danken habe.

D. V.



VERLAG J. H. ED. HEITZ, STRASSBURG.

Früher ist in meinem Verlage von Dr. D. Völter erschienen:

Die Entstehung des Glaubens an die Auferstehung Jesu. Eine historisch-kritische Untersuchung.	2.—
Die Offenbarung Johannis. Neu untersucht und erläutert. Zweite Auflage.	3.50
Die evangelischen Erzählungen von der Geburt und Kindheit Jesu. Kritisch untersucht.	3.50
Paulus und seine Briefe.	7.—
Der erste Petrusbrief. Seine Entstehung und Stellung in der Geschichte des Urchristentums.	1.50
Das messianische Bewusstsein Jesu.	1.50
Das Bekenntnis des Petrus und die Verklärung Jesu auf dem Berg.	2.50
Jesus der Menschensohn oder das Berufsbewusstsein Jesu. Mit einem doppelten Anhang.	4.—
Mater dolorosa und der Lieblingsjünger des Johannesevangeliums. Mit einem Anhang über die Komposition dieses Evangeliums.	1.20

Demnächst erscheint:

PIER DESIDERIO PASOLINI

Ravenna

und seine grossen Erinnerungen.

Uebersetzt von **Mela von Salis-Marschlins.**

Mit 13 Abbildungen.

Gr. 8°. Preis ca. RM. 20.—

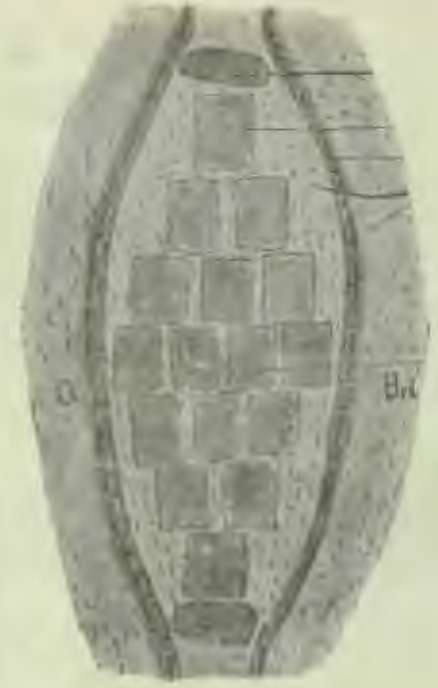
Dieses überaus hochinteressante Werk ist zugleich eine Meisterschilderung der frühchristlichen Entwicklung dieses klassischen Bodens. Die Uebersetzung ist zu Lebzeiten des Verfassers entstanden und entspricht den höchsten Anforderungen.

Bestellungen nimmt jetzt schon jede Buchhandlung entgegen.





1



2



7



3



5



8



9



12



14



4



6



10



11



13



15



18



16



17



19



24^a



24^b



29



30



20



21



25



26



22



27



28



23



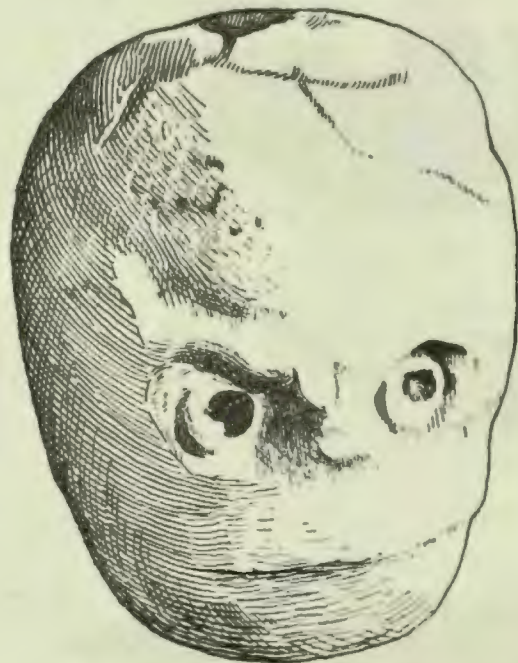
31



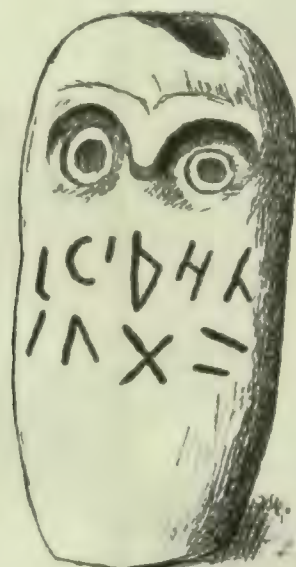
32



33



34



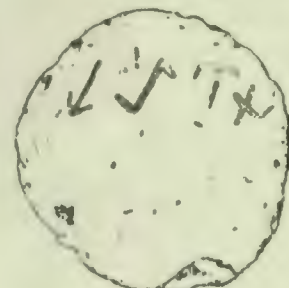
37



38



39



40



45



46



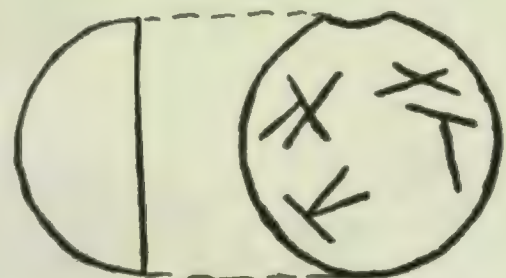
47



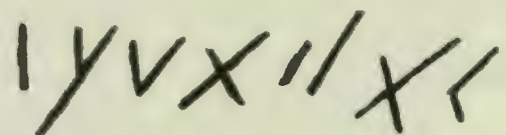
48



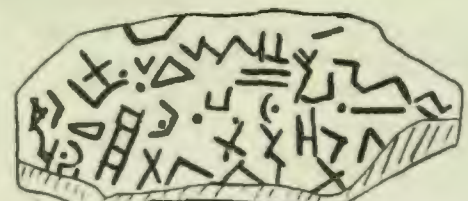
49



42



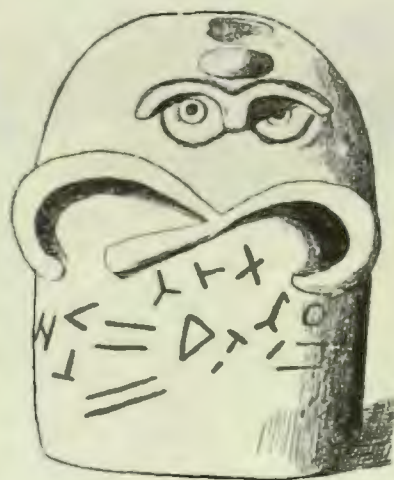
43



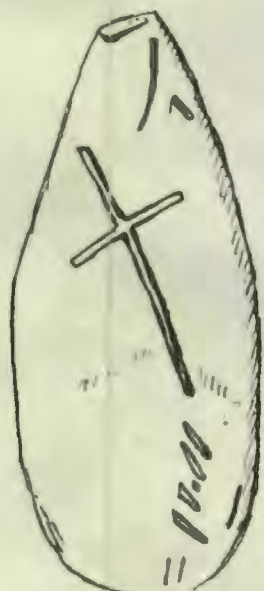
44



35



36



41



50a



50b



51





73



74



79



80



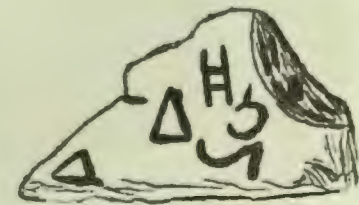
75



76



81



82



83



84



77



78



85



86



87



88





89



90



91



92



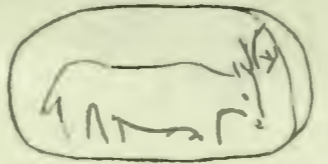
93



94



95



96



97



98



99



101



100



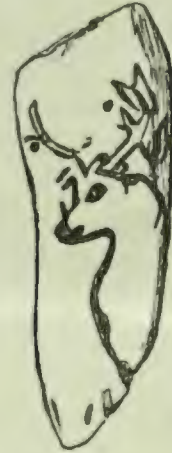
102



103



105



104



106



107



108



109



110